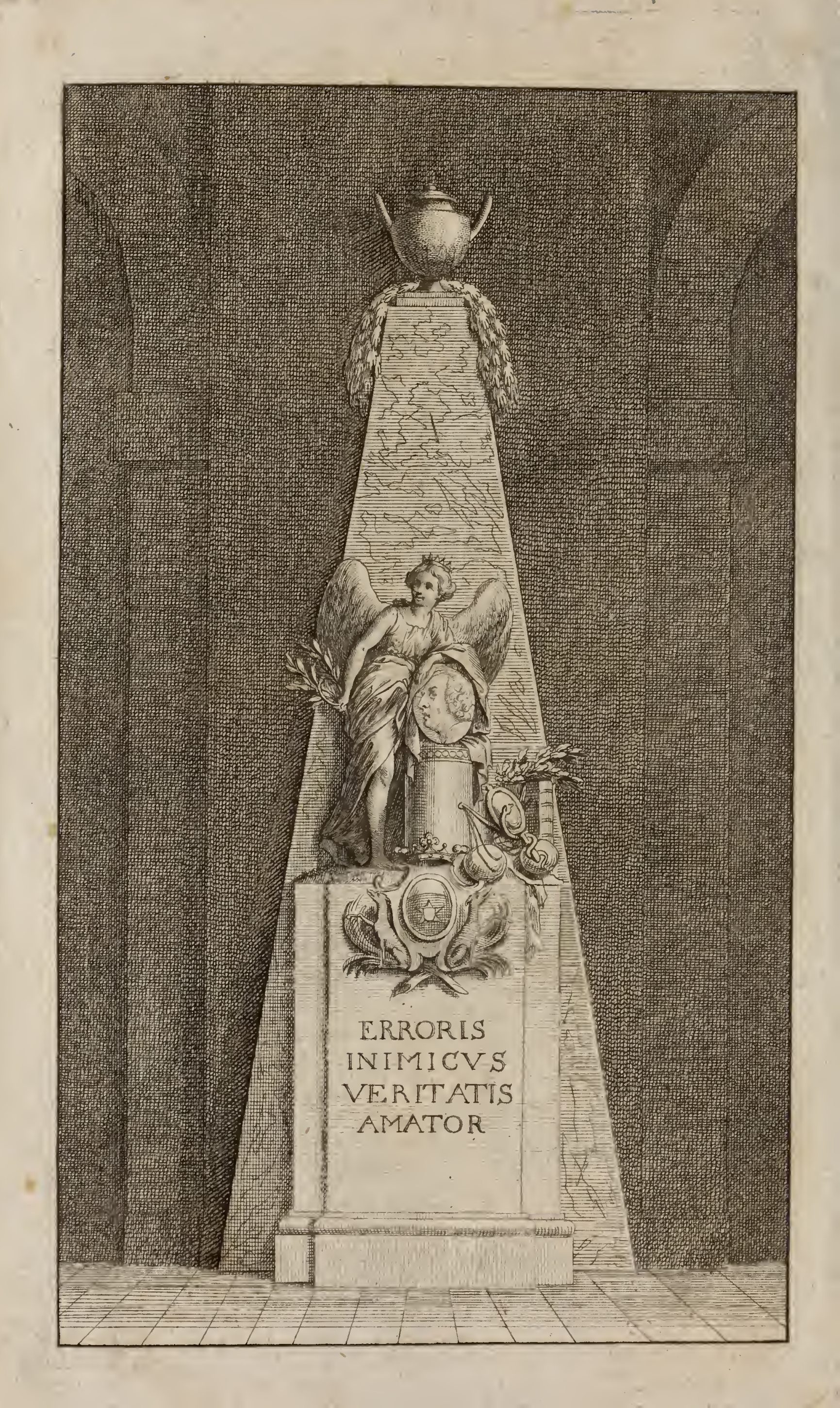
[illegible]

[illegible]




ERRORIS
INIMICVS
VERITATIS
AMATOR

Johann George Sulzers

Tagebuch

einer

von Berlin nach den mittäglichen Ländern
von Europa

in den Jahren 1775 und 1776

gethanen Reise und Rückreise.



Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1780.

Vorbericht.

Der Verfasser dieses Tagebuchs unternahm die darin beschriebene Reise auf Anrathen der Aerzte, und in der Hoffnung, dadurch seine Gesundheit wieder herzustellen. Als er die Reise antrat, war er sehr schwach, und mit einem schleichenden Fieber behaftet; und da er alle Abende bey guter Zeit mußte ausspannen lassen, fiel es ihm ein, da er ohne Gesellschaft war, sich den Zeitvertreib zu machen, dasjenige, was er den Tag über gesehen hatte, sich wieder ins Gedächtniß zu bringen, und das Erheblichste davon mit einigen Anmerkungen darüber aufzuschreiben.

Hiebey hatte er nun freylich die Absicht, etwas zu schreiben, das an das Tageslicht kommen sollte, gar nicht. Denn was konnte er sich zu einer solchen Absicht von einer Reise versprechen, auf welcher er aus dem Wagen in die Gasthöfe, und aus diesen wieder in den Wagen stieg, ohne Hoffnung etwas anders zu sehen und zu erfahren, als was er auf der Landstraße würde gewahr werden?

Da indessen nach seiner Zurückkunft einige seiner Freunde von dem Tagebuche etwas gehört hatten, und es zu lesen verlangten, fand sich einer darunter, der es der Mühe werth hielt, etwas davon auszuziehen, und durch das deutsche Museum bekannt zu machen. Dieses veranlaßte andere Freunde, und besonders auch die Verleger, dem Verfasser ernstlich anzuliegen, das ganze Tagebuch bekannt zu machen. Ob er nun gleich keinen Trieb dazu fühlte, gab er doch nach.

Dieses ist die wahre Geschichte des Buches, die hier deswegen erzählt wird, damit billige Leser das Magere und Unerhebliche, was hier und da darin vorkommt, entschuldigen. Der Verfasser hätte es freylich können ausstreichen, und nur das Wichtigere stehen lassen; dazu aber hatte er wegen der unaufhörlich anhaltenden Leibesbeschwerden keine Lust. Und überdem denkt er, daß es manchem Leser eben so gehen wird, wie ihm selbst: nämlich daß ihn auch Kleinigkeiten, wenn sie nur nichts Ungereimtes oder Unartiges enthalten, in so weit unterhalten, daß er die Zeit, darin er sie gelesen hat, nicht für ganz verloren achtet.

Nachricht.

Das Monument, welches Ihre Majestät der König von Preussen dem Herrn Marquis d'Argens zu Aix errichten ließ, und dessen der Herr Verfasser dieses Werks S. 111 erwähnt, wurde von Herrn Bridan, Professor der Bildhauerkunst in Paris, verfertigt: „Die Unsterb„lichkeit stellet den Medaillon des Marquis auf „ihren Altar, und nimmt den Schleyer weg, der „ihn bedeckt zu haben scheint.“ Dieß Kupfer hat man dem Titel des Buchs als eine Zierde beygefügt.

Der ungemeinen Gefälligkeit des Herrn Doct. Rasts in Lyon haben wir es zu verdanken, daß wir auch die S. 81 so sehr gerühmten beyden antiken Denkmäler diesem Werke beyfügen können.

Wir wollen hierüber Herrn Doct. Rasts eigene Nachricht hier einrücken.

Die-

Nachricht.

Diese Steine sind im Jahre 1766 von Herrn Valleton du Castelet aus Lyon, einem Freunde des Herrn D. Rast, dem er ein Geschenk damit gemacht, aus Aegypten mitgebracht worden. Man hat sie dort aus den Höhlen der Mumien bey Cairo, von der andern Seite des Nils, nicht weit von den Pyramiden, gezogen.

Der Abt Berand, ein Exjesuit und guter Alterthumskenner, legte der Akademie von den Aufschriften des grossen Steins eine Erklärung vor. Er behauptete, er stelle das Urtheil über einen derjenigen, die dort begraben worden, vor, und glaubte auf dem obern Plane die Zueignung und die Gebete zu sehen, in dem mittlern den Anfang zu dem Gerichte, und in dem untersten das Endurtheil. Die Akademie aber gab seiner Erklärung keinen Beyfall.

Herr Rast hat eine andere Erklärung von diesem Denkmale gegeben; und sie hat, selbst in Gegenwart des Herrn Berand, in den Augen der Antiquare den Vorzug vor jener erhalten.

Nach seiner Meinung stellet der obere Plan in der Mitte die Hieroglyphe des höchsten ewigen Wesens vor, das alles umfaßt: ein Scarabäus in einem Zirkel. Diese Hieroglyphe ist mit keiner großen Schwierigkeit verbunden. Zur Seite des Ewigen sieht man Windhunde, ein Sinnbild der Treue in seinen Versprechungen; sie tragen Massen von Wasser, zum Zeichen der Macht; über ihnen sind Augen, Zeichen der Vorhersehung. Den Windhunden gegenüber liegen Priester auf den Knien, in der ehrerbietigsten Stellung; sie scheinen die Gebete, die in einer hieroglyphischen Schrift unter ihnen stehen, vorzutragen.

In

Nachricht.

In dem mittelsten Plane sieht man die Isis und den Osiris mit ihrem gewöhnlichen Schmuck in Nischen; ihr Körper sowohl als die äußersten unteren Theile sind wie Mumien gebunden: dies beweiset, daß die Aegypter glaubten, sie müßten gelebt haben. Die Blenden oder Nischen, worinnen sie liegen, könnte man mit aufgestützten Bahren vergleichen. Priester, die da vor ihnen im Angesichte stehen, thun Gebete zu ihnen, die durch die obere Schrift ausgedrückt sind; Isis und Osiris scheinen ihnen das zu antworten, was unter ihnen steht. Man bemerkt hier, daß die Priester den Kopf und das Kinn, wie gewöhnlich, geschoren haben, mit einem Blatt vom Lotus, oder vielmehr von dem Baume Musa (oder Pisang), dem schönsten Blatte in der Welt, in der Hand. Sie haben eine lange Stole oder Binde an dem Vorderarme, die derjenigen vollkommen ähnlich ist, deren sich die katholischen Priester bis ins 14 oder 15te Seculum bedienten. Ihr Chorhemde liegt obenher in kleinen Falten: ein Zeichen des Ueberflusses. An dem untern Theile ist es mit Franzen besetzt, wie der Leviten ihres. Die Fußbekleidung dieser Priester verdient besonders bemerkt zu werden. Man hat uns versichert, daß die Malabaren sich noch jetzt einer solchen Bekleidung bedienten. Sie ist ohne Absatz und ohne Quartiere, und endigt sich, wie die Schrittschuhe, durch ein aufgekrümmtes Eisen; vermuthlich um zu hindern, daß sich nicht der Fuß an den Steinen verletze.

Auf dem untersten Plane sieht man zur Linken 1) eine sitzende Frau mit einem Kleide in sehr kleinen Fältchen, und einem ägyptischen Kopfputze, in Ansehung des ungeheuren Halsbandes von Perlen. Die Zusammenfügung dieser Perlen kommt in ihren Absätzen sehr, so wie dasje-

 nige

nige der Priester der Isis und des Osiris, mit dem Halsbande überein, das man dem Manus beylegt. Diese Frau hält einen Priap in der Hand, ein Zeichen der Fruchtbarkeit und des Ehestandes. 2) Vor ihr steht ein Greis, der sich von den Priestern unterscheidet, weil er einen Bart hat; er hält in seiner Hand eine Masse Wassers, ein Zeichen der Macht, und steht hierinnen mit den Windhunden in einem Range, die den Ewigen bewachen. In seiner linken Hand hält er eine Art von Palmblatte, in Gestalt eines Parasols oder Fächers. 3) Diese beyden Personen nehmen die Gebete und brennbaren Opfer eines Priesters von einer geringen Ordnung an. Die Gebete sind durch Schrift, so wie die Antwort, bemerkt. 4) Dieser Priester beut auf einem Credenztischchen, wie der in der katholischen Kirche gewöhnliche, Brodte dar, so wie man die Schaubrodte der Juden vorstellet. Er hält in der rechten Hand einen ägyptischen Apfel, und in der linken ein Instrument, dessen Erklärung viel Mühe gekostet hat. Herr Rast hält es für ein hohles Rohr von warmem Metall. Diese Röhre nimmt vermittelst eines kleinen Trichters das Räucherwerk auf, das sich verzehret, indem es den Dampf vor den Halbgöttern, Helden oder Königen herausstößt, denen man das Opfer darbringt. Unter dem Credenztische sind zwo Urnen oder Krüge zu Wasser oder Wein; an der Seite des Tischfußes ist eine Vorstellung von vier doppelten Zinnen. Man hat diese nicht anders erklären können, als daß man es für in einandergesetzte Becher angenommen.

Wir bemerken bey diesem Opfer, daß man blos lebenden Wesen Räucherwerk, Speisen und Getränke dargebracht hat; man kann annehmen, daß dies der König und die Königinn waren, die damals in Aegypten herrschten.

Nachricht.

Wir bemerken noch in Ansehung der hieroglyphischen Schrift, die bey den Priestern der Isis und des Osiris steht, daß sie auf der Rechten so wie auf der Linken von oben perpendiculair herabläuft, daß sie aber darnach von der Linken zur Rechten nach der rechten Seite zu, und von der Rechten zur Linken nach der linken Seite zu geht. Die erste folget dem Gange der chinesischen Art zu schreiben; die zwote der tatarischen.

Der zweyte Stein stellt ein Opfer der Isis, einen Kalbskopf, durch einen Priester, mit einer Stole oder Handbinde, der mit einem Knie auf der Erde ruht, vor. Es ist leicht, diesen zu erklären.

Der Schrank, worinnen diese Steine aufbehalten werden, trägt folgende Aufschrift:

Tabulae sepulchrales Aegyptiae
pro Mortuis Deo sacratae;
Antiquam de immortalitate animae fidem adstruentes.
Ex Mumiarum cryptis juxta Cayrum.
A D. Francisco Valleton du Castelet Lugdunensi anno 1766 erutae.

Amiens ex Egypto redux
I. B. A. Rast Doctori Medico Lugdunensi Beneficii Memori
D. D. anno 1774.

Die

Nachricht.

Die übrigen eingedruckten Kupfer sind nach des Herrn Verfassers Entwürfen, so wie obige, von unserm Herrn Professor Oeser gezeichnet, und von Herrn Geyser in Kupfer gestochen worden.

Leipziger Jubilatemesse
1780.

Die Verleger.

Tage=

Tagebuch
von meiner im Jahr 1775 nach Nizza gethanen Reise.

Weil mir verschiedentlich angerathen worden, zu Wiederherstellung meiner Gesundheit einen Winter in den mittäglichen und wärmern Gegenden von Europa zuzubringen, und nach eingezogenen Nachrichten die Stadt Nizza, als der vortheilhafteste Ort, zu dieser Absicht gewählt worden, so trat ich den 23 August die Reise nach diesem Ort an. Veranlassung der Reise.

Da ich sowohl durch die seit drey Jahren anhaltende Brustkrankheit, als durch ein kurz vor meiner Abreise ausgestandenes gefährliches dreytägiges Fieber sehr geschwächt war, nahm ich mir vor, gemächlich und so zu reisen, daß ich anhalten könnte, wo ich es für gut finden würde. Zu dem Ende miethete ich einen Lohnkutscher in Berlin, der mich in kurzen Tagreisen nach Leipzig bringen sollte.

Meine erste Tagreise war also über Potsdam nach Treuenbritzen. Auf diesem Wege habe ich nichts anmerkungswürdiges beobachtet. Er ist meist eben, durchgehends, besonders von Potsdam aus, sehr sandig, folglich weit tüchtiger zu Fichtenwaldungen, der- Von Berlin nach Potsdam und Treuenbritzen.

gleichen es viel auf diesem Striche giebt, als zum Ackerbau. Von Potsdam aus trifft man beträchtliche Strecken Landes an, die wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens ganz wüste liegen.

Von Treuenbritzen nach Wittenberg.

Den 24 Aug. Von Treuenbritzen über Wittenberg bis mitten in den Dübbener Wald.

Von Treuenbritzen aus geht der Weg meistens über sehr magere, auch ganz unbebaute Felder. Alle Fremde, die von Leipzig aus nach Berlin reisen, bekommen einen sehr nachtheiligen Begriff von der Mark Brandenburg, weil sie von Wittenberg aus bis nach Berlin nichts als unfruchtbares Land und Fichtenwälder sehen. Doch ist dagegen unweit davon an dem rechten Ufer der Havel das sogenannte Havelland in einem hohen Grade fruchtbar.

Weil ich zu schwach war herumzugehen, und einige mir bekannte gelehrte Männer in Wittenberg zu besuchen, so blieb ich den Mittag über in einem schlechten Gasthofe vor der Stadt, und mußte also diese berühmte und gegenwärtig mit verschiedenen sehr geschickten Männern besetzte Universität vorbeyreisen.

Gränzen zwischen Brandenburg und Sachsen.

Sobald man über die Elbe gekommen ist, trifft man schon merklich besseres Land an. Ich habe sowohl hier, als bey vielen andern Reisen bemerkt, daß bey der zufällig scheinenden Eintheilung der Länder doch meistentheils zwischen größern benachbarten Staaten natürliche Gränzen gesetzt sind, und daß gemeiniglich die größern an einander stoßenden Provinzen durch die Verschiedenheit ihres Bodens und andre natürliche Eigenschaften sich von einander unterscheiden. Daraus läßt sich einigermaßen begreifen, warum in ganz alten Zeiten ein Volk, das einem Lande den Na-

men gegeben, sich nicht weiter, als seine jetzigen Gränzen sind, ausgebreitet habe.

Der Dübbener Wald.

In einer geringen Entfernung von der Elbe kommt man in den Dübbener Wald, der einen grossen Umfang hat, und fürtrefflich mit Holz besetzt ist. Das Land ist etwas bergig, und der Wald hat hier und da ein ziemlich wildes Ansehen; aber mitten darin trifft man auch kleine und schmale höchst angenehme Thäler an, wo das Holz ausgeradet, das Land zu etwas Acker und Wiesen angebaut, und Jagdhäuser oder Meyereyen angelegt worden, die ungemein angenehme einsiedlerische Wohnsitze sind. Auf einem solchen recht romantischen Meyerhofe mitten in dem Walde nahm ich mein Nachtlager, und wurde besser bewirthet, als in mancher großen Stadt zu geschehen pflegt; wie denn überhaupt das sächsische Volk, und besonders die Gastwirthe, verständiger und weit gefälliger sind, als im Brandenburgischen.

Den 25 August war die Tagreise von dieser Meyerey über Dübben nach Leipzig.

Fast die Hälfte des Weges geht noch durch den schönen Dübbener Wald, aus dem die Stadt Leipzig einen großen Theil ihres Brennholzes zieht, das von den Bauren auf Wagen dahin gefahren wird, folglich etwas theuer zu stehen kommt.

Gemessener Weg zwischen Berlin und Leipzig.

Von Berlin nach Leipzig rechnet man 20 deutsche Meilen. Ich hatte zu Messung der Wege eine von dem seligen Holfeld erfundene und verfertigte Maschine bey mir, die an ein Rad angeschnallt wird, und die Umgänge desselben zählt. Wenn man also den Diameter des Rades mißt, so kann man die Länge des gemachten Weges im Fußmaaß haben. Auf die-

diesem Wege fand ich die Entfernung der Oerter folgendermaßen:

Von meinem Garten *) bis Treuenbritzen	206617 Fuß
Von Treuenbritzen bis auf die Meyerey im Walde	169498
Von da nach Leipzig	144599
Folglich in allem	520714 Fuß.

Rechnet man nun die deutsche Meile zu 25000 rheinländische Fuß, welches noch gegen die eigentliche geographische Meile, zu 15 auf den Grad, etwas zu viel ist **), so beträgt also der Weg

Von meinem Garten nach Treuenbritzen	$8\frac{1}{4}$ Meilen.
Von da nach der Meyerey	$6\frac{12}{25}$
Von da nach Leipzig	$5\frac{4}{5}$
In allem ohngefähr	$20\frac{4}{5}$ Meilen.

Den 26 Aug. Ruhetag in Leipzig.

Ich brachte den Tag meistentheils in Gesellschaft verschiedener Gelehrten angenehm zu. Ein besonderes Vergnügen aber machte es mir, in Bekanntschaft mit Hrn. D. Semler aus Halle zu kommen, der mit dem Herrn Professor Thunmann nach Leipzig herüber gekommen war, um mir eine glückliche Reise zu wünschen. Ich war diesen Tag so schwach, daß meine Freunde wegen Fortsetzung meiner Reise sehr besorgt waren. Nur ich hatte das gute Zutrauen, daß ich die Reise nicht nur aushalten, sondern in Absicht auf meine Gesundheit Vortheil daraus ziehen würde. Ich miethete hier wieder einen Fuhrmann, der, weil noch eini-

*) Mitten zwischen Berlin und Charlottenburg.

**) Wenn 15 deutsche Meilen auf einen Grad sollen gerechnet werden, so ist die Meile nur $23497\frac{3}{5}$ rheinl. Fuß.

einige Kaufleute von Leipzig auf die Messe nach Frankfurt reisen wollten, außer einer halben Chaise, darin ich fuhr, eine viersitzige Kutsche führte, in welcher die Kaufleute waren, in deren Gesellschaft ich diese Reise machte. Für mich und meinen Bedienten bezahlte ich nicht mehr als sechs alte Louisd'or, da ich von Berlin nach Leipzig sieben Louisd'or hatte bezahlen müssen.

Den 27 Aug. Reise von Leipzig nach Naumburg.

Von Leipzig nach Naumburg.

Der Weg ist bis hinter Weißenfels meist ganz eben und durchaus angenehm. Auf diesem Wege sah ich von weitem einige Gebäude, die zu den vor einigen Jahren bey Merseburg entdeckten Salzquellen gehören. Weil die Saale durch diese Gegend fließt, so wird das Holz zur Salzkocherey auf diesem Fluß geflößt. Er hat hier ein ziemlich tiefes Thal ausgeschwemmt, in welchem einige Dörfer liegen, welche von der Höhe herunter eine angenehme Aussicht machen. Das ganze Thal aber ist öftern Ueberschwemmungen ausgesetzt, welche oft große Verwüstungen anrichten, und nicht selten dem Landmann die ganze Aerndte verderben. Aus diesem Grunde sind auch die Landeigenthümer dieses Thales von den meisten Abgaben, die sonst in Sachsen so sehr beträchtlich sind, frey.

Lützen.

Die Landstraße geht mitten über das ehemalige Schlachtfeld bey Lützen. Man zeiget noch jetzt dicht neben der Landstraße einen Stein, bey welchem der große Gustav Adolph sein Leben soll eingebüßt haben. Aber der preußische Officier, der die schönen Anmerkungen zu der französischen Uebersetzung des Gualdo gemacht, hat gezeigt, daß die Sage falsch

ist, und daß der König auf der andern Seite der Landstraße geblieben.

Weißenfels. Weißenfels ist eine artige kleine Stadt, die aber, seitdem kein Hof mehr da ist, an ihrer Nahrung viel verloren hat. Das Schloß ist ein großes und feines Gebäude, das aber jetzt zerfällt, weil auf die Unterhaltung desselben nicht das Geringste verwendet wird. Dies ist der Fall von noch mehr andern schönen Gebäuden, die vor nicht langer Zeit abgefundenen Fürsten von Nebenlinien der regierenden Häuser zum Aufenthalte dienten. Es scheinet mir nicht wohl gethan, daß gegenwärtig fast durchgehends in ganz Europa die nächsten Anverwandten der regierenden großen Herren sich an dem Hofe des regierenden Fürsten aufhalten müssen. Dadurch werden zwar die Hauptstädte prächtig und ihre Bürger reich; aber die Provinzstädte leiden darunter. Würden die abgefundenen Prinzen in die Provinzstädte gesetzt, zumal in solche, da schon anständige Paläste zu ihrem Hofstaat gebauet sind: so würde ihr Aufenthalt daselbst den Städten mehr Nahrung geben; der herumliegende Adel genösse mehr Annehmlichkeit; unter den gemeinen Bürger käme mehr Cultur, und alle Künste würden dadurch im Lande mehr ausgebreitet. Es fällt überhaupt in einigen Provinzen von Deutschland sehr auf, daß man so viele halb verfallene und fast ganz verarmte kleine Städte antrifft, von deren ehemaligem Wohlstand doch noch Spuren anzutreffen sind. Dieses kommt von mehr als einer Ursache her; die vornehmste aber ist die Vergrößerung der Hauptstädte und das Zusammendrängen der unternehmendsten Einwohner an den Ort, wo der Hof seine Residenz aufgeschla-

geschlagen hat. Die Sache wäre einer nähern Beleuchtung um so mehr werth, da die Entdeckung der wahren Ursachen, die den Verfall einzeler Städte bewirkt haben, ohne Zweifel ein merkliches Licht über den Verfall und die Aufnahme ganzer Länder verbreiten würde. Man giebt sich zwar seit einigen Jahren fast in allen großen Staaten sehr viel Mühe, die wahren Quellen des Nationalwohlstandes zu erforschen, und aus diesen Untersuchungen Grundsätze und Maximen einer guten Staatsverwaltung herzuleiten. Dennoch hat man es meines Erachtens eben noch nicht sehr weit darin gebracht. Die vornehmsten Schriftsteller in diesem wichtigen Fach widersprechen einander nicht selten, sogar über die ersten Grundsätze der Staatswirthschaft: ein offenbarer Beweis, daß diese Wissenschaft in ihren ersten Gründen noch sehr ungewiß ist. Man wird sich aber darüber gar nicht wundern, wenn man bedenkt, wie sehr schwer es ist, genau zu bestimmen, was für Folgen eine allgemein getroffene Landesanstalt auch in der Folge der Zeit haben werde. Gewiß sind alle mathematische Aufgaben, deren Auflösung dem großen Newton den Ruhm des ersten Genies der Welt erworben hat, Kleinigkeiten dagegen.

*) Die Erwägung der unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich der Festsetzung einer wahren Theorie der Staatswirthschaft entgegenstellen, bringt mich allemal auf den Gedanken, ob es nicht besser wäre, daß man die ganze Untersuchung aufgäbe, und das große Problem durch einen Umweg auflösete. Ich stelle mir wenigstens vor, daß ein Land, dessen Einwohner überhaupt verständige, arbeitsame, sparsame und dabey redliche Menschen wären, ohne viele Polizey- und

Gegen Naumburg zu wird das Land bergig, und sowohl wegen der schönen und mannichfaltigen Aussichten, als wegen verschiedener sehr artigen Scenen, welche von großen Felsen gebildet werden, sehr angenehm.

Verdrüßlich war es mir auf diesem ganzen Wege zu sehen, daß die größern und kleinern steinernen Obelisken, die August der zweyte auf allen Landstraßen in seinem Lande zu Ausmessung der Wege hat setzen lassen, fast durchgehends eingestürzt sind.

Naumburg. Naumburg ist eine geringe, unansehnliche, aber in einer fruchtbaren und sehr angenehmen Gegend gelegene Stadt. Die ganze da herum liegende Gegend besteht aus kleinen Bergen, und dazwischen liegenden Ebenen und Thälern. Sowohl diese als die Berge sind mit fruchtbarer Erde bedeckt, und zeigen folglich eine Mannigfaltigkeit von Wäldern, Bäumen, Wiesen, Weinbergen und Feldern, die sich hier und da in Gegenden bilden, die man nicht leicht in irgend einem Lande schöner sehen kann. Der Wein, der bey

Finanzgesetze so glücklich und so mächtig seyn würde, als es seine natürliche Beschaffenheit erlaubt. Dennoch würde das große Problem sich auf dieses leichtere zurückführen lassen: **Wie ist es zu veranstalten, daß ein ganzes Volk verständig, arbeitsam, sparsam und redlich werde?** Wäre diese Frage aufgelöst, welches ich nicht für unmöglich halte, und eine Nation wäre so weit gekommen, daß sie den erwähnten Charakter angenommen hätte, so könnte man im Handel, im Ackerbau und andern Betriebsamkeiten nur jedem die Freyheit lassen, nach seinem Gutdünken zu verfahren; das Land würde unfehlbar in den höchsten Wohlstand kommen. Alsdenn aber würde es keine sehr schwere Sache seyn, die nöthigen Landeseinkünfte zusammenzubringen.

bey Naumburg wächst, ist sehr schlecht; nicht blos sauer, wie alle im nördlichen Deutschland wachsende Weine, sondern noch überdem von ganz schlechtem Geschmack. Dieses aber könnte wohl aus der schlechten Zubereitung desselben und von sorgloser Aufbewahrung herrühren.

Den 28 August setzte ich die Reise von Naumburg bis Erfurt fort.

Von Naumburg nach Erfurt.

Der Weg geht über Berge und durch schöne fruchtbare Thäler; ist überhaupt angenehm, wiewohl hier und da wegen der ziemlich steilen Anhöhen beschwerlich. Eine Stunde von Naumburg kommt man neben der Schulpforte, einer der ansehnlichsten Schulen in Deutschland, vorbey. Die zu dieser Schule gehörigen Gebäude sind nebst verschiedenen dabey liegenden Gärten, Wiesen und Aeckern mit einer Mauer umgeben. Außerhalb der Mauer ist das Land sehr angenehm, und hat schöne Spaziergänge. Kann man also hier der Jugend einen Geschmack an den ländlichen Scenen der Natur beybringen, so kann es ihr in den guten Jahrszeiten an angenehmem Zeitvertreib in den Stunden der Erholung nicht fehlen. Angenehm war mir, als ich an diesem Ort vorbey fuhr, die Vorstellung, daß Klopstok seine ersten Jünglingsjahre hier zugebracht, und auf diesen Spaziergängen seine Phantasie und Empfindung allmählig zu dem hohen poetischen Schwung, den wir in der Meßiade bewundern, gestimmt hat.

Schulpforte.

Es war mir auf diesem Wege doch auffallend, daß des fürtrefflichen Bodens ungeachtet die Aerndte, wie ich aus dem theils noch stehenden, theils abgemähten und noch auf den Feldern liegenden Korn ur-

Geringe Aerndte in gutem Boden.

theilen konnte, nur mittelmäßig war. Ich habe im Brandenburgischen in weit schlechterem Boden eben so reiche Aerndten gesehen als hier, wo der Boden in der That fürtrefflich ist. Hieraus konnte ich schließen, daß hier der Feldbau nicht mit der erforderlichen Sorgfalt und Einsicht getrieben wird. Eine besondere Probe hievon sah ich ganz deutlich auf vielen Brachäckern, die eben zur künftigen Herbstaussaat gedüngt worden waren. Der Dünger bestund mehr aus blos trockenem Stroh, als aus wirklichem Mist. Wie das Düngen ohne Ueberlegung geschieht, so mag es im Pflügen vielleicht eben so gehen. Ich glaube überhaupt auf meinen verschiedenen Reisen bemerkt zu haben, daß der Landmann in den nördlichen Gegenden von Deutschland den Ackerbau mit weniger Fleiß, minder Ueberlegung und geringerm Nachdenken treibt, als in Oberdeutschland geschieht.

Fruchtbares Land bey Erfurt.

In der Nähe von Erfurt ist das Land so gut, daß es vorzüglich zum Anbau der Küchengewächse dienet, davon mehrere Arten hier besser als in den benachbarten Ländern fortkommen. Ueberhaupt muß man die Gegend um Erfurt unter die Gegenden Deutschlands zählen, die sich durch ihre Fruchtbarkeit besonders auszeichnen.

Von Erfurt nach Eisenach.

Den 29 Aug. Von Erfurt über Gotha nach Eisenach.

Von Erfurt aus ist der Weg anfänglich rauh, geht durch hohle Straßen und über Berge. Ist man aber einmal darüber hinaus, so wird er eben, und bey trockenem Wetter sehr gut. Weil aber die Straßen durch viel fettes und leimiges Land gehen, und

und hier noch keine ordentlich gedämmte Wege oder Chausséees sind, so müssen bey nassem Wetter, besonders im Frühling und Herbst, die Wege höchst beschwerlich seyn. Man siehet dieses auch deutlich an den hier und da aus den nassen Jahrszeiten übrig gebliebenen sehr tiefen Geleisen; denn diese Straße müssen die Fuhrleute nehmen, die aus Sachsen und Brandenburg Güter nach Frankfurt, oder von da nach diesen Ländern führen. Es ist kaum glaublich, was für Mühe und Beschwerlichkeiten diese Fuhrleute bey lange anhaltender Nässe auf solchen Straßen ausstehen. Dieses vertheuert natürlicher Weise die Frachten gar sehr, so daß es eine wahre Barbarey ist, dergleichen wichtige Landstraßen in so elendem Zustande zu lassen. Es scheint, daß unter den guten menschlichen Anstalten nichts langsamer zur Vollkommenheit komme, als die allgemeine Landespolizey. Schlimme Landstraßen.

Man siehet auf dieser Straße von weitem ein paar zerstörte Bergschlösser, die ehedem den Grafen von Gleichen gehört haben. Und bey dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß in diesen Gegenden das Andenken des berühmten Grafen von Gleichen, der eine saracenische Gemahlinn von seinem Zuge nach Palästina zurückgebracht haben soll, sich durch Ueberlieferung unter dem gemeinen Volk erhalten hat. Denn mein Fuhrmann sagte mir, als er mir diese Schlösser wies: sie haben einem Grafen gehört, der mit zwey Frauen zugleich verheirathet gewesen sey.

Auf der ganzen Straße hat man schöne Aussichten in die gegen Mittag liegenden, mit vielen angenehmen Höhen besetzten Länder.

Von Eisenach nach Hünefeld.

Den 30 Aug. Reise von Eisenach nach Hünefeld im Fuldaischen.

Bey Eisenach fährt man nun in die Gebürge hinein, die das mittägliche Deutschland von dem nördlichen trennen, und die sich fast ununterbrochen vom Rhein bis an das schwarze Meer erstrecken. Ehedem waren die Straßen über dieses Gebürge von Eisenach bis in das Fuldaische sehr beschwerlich; jetzt aber, seitdem die da herumliegenden Fürsten sich vereinigt haben, sie zu bessern, und überall, wo es thunlich war, gedämmte Wege anzulegen, sind sie durchgehends schön und bequem. Gegenwärtig kann man auf sehr guten Wegen von Eisenach bis Frankfurt, und von da bis an die äußersten Gränzen von Frankreich kommen. Man sagte mir, daß der jetzige Fürst Bischof von Fulda es durch seine Vorstellungen bey den benachbarten Fürsten dahin gebracht habe, daß die Straßen so gut gemacht worden. Eben diesem Herrn soll man es auch zu danken haben, daß gegenwärtig diese Straßen, die ehedem durch die Räuber höchst unsicher gewesen sind, völlige Sicherheit genießen. Die verschiedenen Fürsten, deren Länder hier zusammenstoßen, unterhalten Husarenpatrouillen auf den Feldern; und die Husaren eines Herrn haben die Freyheit, einen Räuber auch bis innerhalb den Gränzen eines andern Herrn zu verfolgen, und dort noch ihn mit Gewalt wegzunehmen.

Schöne Landstraßen.

Der ganze Weg von Eisenach bis Hünefeld geht beständig über Berg und Thal, und ist wegen angenehmer Abwechselungen der Aussichten und ein-

zeler

zeler gesperrter, zum Theil recht romantischer Gegenden ungemein ergötzend.

Den 31 Aug. Reise von Hünefeld über Fulda nach Salmünster.

Von Hünefeld nach Salmünster.

In Hünefeld erneuerte sich auf eine lebhafte Art in mir das Andenken einer verdrüßlichen Scene, die ich vor 13 Jahren an diesem Orte gehabt hatte. Damals kam ich eben an dem Tage hier an, da die hier gelegenen französischen leichten Truppen von den Husaren der alliirten Armee verjagt worden. Wegen der Verwirrung, die dieser Auftritt verursacht hatte, und der Gefahr, von hier durch feindliche Partheyen nach Fulda zu fahren, konnte ich keine Pferde bekommen, und mußte zwey Tage an diesem elenden Orte liegen bleiben. Den zweyten Tag nach meiner Ankunft war ich auf dem Punkt, meinen Wagen von Husaren der alliirten Armee geplündert zu sehen, als ein Officier, der von Geburt ein Berliner war, und mich kannte, dazu kam, und mich nicht nur vor der Plünderung verwahrte, sondern durch ernstliche Drohung, die er gegen den Postmeister äußerte, mir Pferde zur Fortsetzung meiner Reise verschaffte.

Schönes Obst.

Eine besondere Annehmlichkeit genoß ich diesmal auf dem ganzen Wege von Leipzig aus durch Sachsen, Thüringen und das Fuldaische dadurch, daß die vielen in der Nachbarschaft aller Dörfer gepflanzten Obstbäume, vornehmlich die Aepfelbäume, sehr reichlich mit Früchten beladen waren. Je weiter man gegen die Wetterau vorrückt, je mehr nimmt auch der Obstbau zu. In dieser Gegend ist das Obst schon so häufig, daß man es in fruchtbaren Jahren nicht

an-

anders nutzen kann, als daß man Most daraus preßt. Zwischen Fulda und Salmünster wird in manchem Jahr sehr viel von diesem Getränke gewonnen. In diesen Gegenden fängt auch der Weinbau an. Ueberhaupt ist der Theil des Bisthums Fulda, durch den die große Landstraße nach Frankfurt geht, sehr angenehm und fruchtbar, obgleich ziemlich bergig.

Anmerkung über die Residenzen geistlicher Fürsten.

Ich fuhr Fulda vorbey. Die Straße aber geht dicht neben dem Thore fort, in dessen Nähe der bischöfliche Palast ist, der auch von ferne Pracht und große Annehmlichkeit zeiget. Ich habe bey mehr Gelegenheiten bemerkt, daß die Residenzen reicher geistlicher Fürsten durchaus, wo nicht mehr Pracht, doch mehr Annehmlichkeit, und, wenn ich mich so ausdrücken kann, ein frischeres, ergötzenderes und festlicheres Ansehen haben, als die Paläste der großen weltlichen Fürsten. Wäre die Beobachtung allgemein wahr, so könnte sie aus der Verschiedenheit des Charakters der geistlichen und weltlichen Fürsten und ihrer Regierungen leicht erklärt werden. Ein großer weltlicher Fürst hat freylich ganz andere Sorgen, Geschäffte und Gelegenheiten seine Einkünfte anzuwenden, als daß das Bauen sein Hauptgeschäfft ausmachen und eine seiner vornehmsten Ausgaben seyn könnte. Ubrigens will ich noch anmerken, daß ich hier und da in dem Fuldaischen ungemein viel Gutes und Rühmliches von dem jetzigen Bischof gehört habe.

Von Salmünster nach Frankfurt.

Den 1 Septemb. Von Salmünster über Gelnhausen und Hanau nach Frankfurt.

Der Weg von Salmünster nach Gelnhausen ist wegen der sich mannigfaltig abändernden schönen Aus-

Aussichten angenehm. Die ehemalige Reichsstadt, jetzt aber den Grafen von Hanau unterworfene Stadt Gelnhausen ist mit Bergen umgeben, und scheinet ziemlich starken Weinbau zu haben. Von hieraus fängt der Anbau des sogenannten türkischen Korns und des Tabaks an. Von beyden sieht man große Felder besetzt. Jenes brauchen weder die hiesigen Einwohner, noch, so viel ich weiß, irgend ein Landvolk in andern Gegenden Deutschlands, zur Nahrung, wozu es in Italien dient, sondern blos zur Viehmast. Der hanauische Tabak wird seit langer Zeit für den besten in Deutschland gehalten, und macht einen ansehnlichen Theil der Landesgüter aus.

In der Gegend um Hanau sind viel schöne Maulbeerbäume, aber, wie es scheint, erst seit einigen Jahren gepflanzt, die so gut und schön gewachsen sind, als man sie irgendwo sehen kann. Es ist kein Zweifel, daß nicht in wenig Jahren der Seidenbau hier werde beträchtlich werden. Ueberhaupt sieht man im Hanauischen viel, das von der Thätigkeit und dem Fleiß der Einwohner einen vortheilhaften Begriff giebt. Der Grund liegt ohne Zweifel darin, daß die Einwohner der Stadt Hanau ein Gemische von dahin geflüchteten Wallonen, Franzosen, Juden und andern fleißigen und unternehmenden Menschen sind, denen die Landesherren viele Freyheiten ertheilt haben; daher die Stadt ein blühender, volkreicher und angenehmer Ort ist. Hier ist auch die Hauptniederlage des sehr ansehnlichen Holzhandels, der auf dem Mayn getrieben wird. Ich werde an einem andern Orte Gelegenheit haben, dieses wichtigen Handels umständlicher zu erwähnen. Hanau.

Die

Die Stadt Hanau liegt in einer großen und fruchtbaren Ebene, die den auf dieser Straße Herunterreisenden so viel angenehmer wird, da der bisherige Weg über und zwischen Bergen gegangen. Es schien mir, daß seit 13 Jahren, binnen welcher Zeit ich diese Gegend nicht gesehen habe, der Bau des türkischen Kornes merklich abgenommen habe. Ich vergaß aber, mich nach der Ursache dieser Veränderung zu erkundigen.

Weite des Weges von Leipzig nach Frankfurt.

Der ganze Weg von Leipzig nach Frankfurt beträgt Tag für Tag nach meinen Ausmessungen folgende Weiten:

Von Leipzig nach Naumburg		164646 Fuß od.	$6\frac{7}{12}$ Meil.
» Naumburg —	Erfurt	178777 —	— $7\frac{1}{8}$ —
» (Erfurt —	Gotha)	(72832) —	— — —
» Erfurt —	Eisenach	162252 —	— $6\frac{1}{2}$ —
» Eisenach —	Hünefeld	165465 —	— $6\frac{3}{5}$ —
» Hünefeld —	Salmünster	182745 —	— $7\frac{8}{25}$ —
» (Salmünster —	Hanau)	(126515) —	— (5) —
» Salmünster —	Frankfurt	183641 —	— $7\frac{8}{25}$ —
Von Leipzig nach Frankfurt		1037526 —	— $41\frac{1}{2}$ —

Also 41 und eine halbe Meile, die Meile zu 25000 Fuß gerechnet. Nimmt man aber die Meile zu 23497 Fuß, welches die eigentliche geographische Meile zu 15 auf einen Grad ist, so beträgt der Weg über 44 Meilen.

Frankfurt am Mayn.

Den 2 und 3 September. Aufenthalt in Frankfurt.

Ich fand nöthig, mich ein paar Tage in Frankfurt auszuruhen; da ich aber noch nicht stark genug

war

war herumzugehen, und vornehmlich keine Treppen besteigen konnte, so kam ich nicht aus dem Hause, außer daß ich einmal um die Stadt herum spazieren fuhr. Die Lage dieser ansehnlichen und schönen Stadt ist äußerst angenehm, und die vielen schönen Gärten und Landhäuser, womit sie ganz umgeben ist, vermehren die Annehmlichkeiten des Orts, und zeugen zugleich von seinem Wohlstande. In der That ist sie in dem südlichen Theile Deutschlands die einzige Reichsstadt, an welcher man keinen Verfall gewahr wird. Nürnberg ist stark gefallen, und auch in Augsburg fängt man an den Verfall gewahr zu werden. Ulm fängt an, ein unbedeutender Ort zu seyn; und die kleinern Reichsstädte in Franken und Schwaben sind nichts mehr.

Ich hatte doch in Frankfurt das Vergnügen, Doct. Göthe. des bereits in seinen jungen Jahren durch verschiedene Schriften in Deutschland berühmt gewordenen Doct. Göthens Besuch zu genießen. Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener Freyheit im Denken, sowohl über politische als gelehrte Angelegenheiten. Er besitzt bey wirklich scharfer Beurtheilungskraft eine feurige Einbildungskraft und sehr lebhafte Empfindsamkeit. Aber seine Urtheile über Menschen, Sitten, Politik und Geschmack sind noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterstützt. Im Umgange fand ich ihn angenehm und liebenswürdig.

In Frankfurt miethete ich einen Kutscher, der mich in sechs Tagen durch die Bergstraße und die an dem rechten Ufer des Rheins liegenden Reichsländer nach Basel bringen sollte; dafür bezahlte ich ihm

sieben französische Louisd'or oder 77 Gulden leichtes Reichsgeld. Ich zog diesen Weg dem andern etwas kürzern und bequemern an dem linken Ufer des Rheins vor, weil nach meinem Bedünken die meisten Länder, durch welche der von mir gewählte Weg gehet, unter die angenehmsten in Deutschland gehören.

Darmstadt.

Den 4 Septemb. Von Frankfurt über Darmstadt nach Höppenheim an der Bergstraße.

Der Weg durch das Darmstädtische ist etwas arm an Gegenständen; der Boden ist von geringer Fruchtbarkeit und meist sandig. Ich fuhr an den Mauern von Darmstadt vorbey, und hatte keine Lust, die Stadt wieder zu sehen, die ich ehedem etwas tod gefunden habe. Sobald man aber in das Maynzische kommt, wird das Land besser, und schien mir außerordentlich stark bevölkert zu seyn, wenigstens wimmelte alles von Menschen in den schönen und großen Dörfern und Flecken, durch die ich gekommen bin. Ich besinne mich nicht, außer der Schweiz, irgendwo so starke Bevölkerung gesehen zu haben, als in dieser Gegend.

Den 5 Septemb. Von Höppenheim über Heidelberg nach Langenbrück.

Annehmlichkeit der Bergstraße.

Ich kenne keine angenehmere Landstraße, als die ist, durch welche ich heute gefahren bin, und die unter dem Namen der Bergstraße bekannt ist. Sie geht längst einer Reihe mittelmäßig hoher, aber meist schön bewachsener Berge durch die herrliche und fruchtbare Ebene, die zwischen diesen Bergen und dem Rhein liegt. Eigentlich sind zwey neben einander

der hinlaufende Straßen: die obere, dicht am Fuß der Berge; und die untere, welche in einer geringen Entfernung von den Bergen ganz durch die Ebene geht. Diese nahm ich jetzt, da ich ehedem schon durch die andere gereist war, die ich doch noch für angenehmer als die untere halte. Die schönen, überall bewachsenen, hier und da mit alten, theils noch wohnbaren, theils verlassenen oder zerstörten Schlössern besetzten Berge einerseits, dann die höchstfruchtbare Ebene anderseits, geben dem Auge eine große Mannichfaltigkeit der schönsten Gemälde zu sehen. Die Landstraße selbst, so wie auch alle Nebenstraßen, sind durchaus mit hohen sehr waldigen Wallnußbäumen, auch andern Obstbäumen besetzt. Selbst die Felder sind an vielen Orten mit fürtrefflichen Obstbäumen bepflanzt. Dadurch bekommt das ganze Land das Ansehen eines fruchtbaren Gartens. Jetzt war eben schönes, aber sehr heißes Wetter. Das Fahrenheitische Thermometer stieg im Schatten in freyer Luft über 80 Grade.

Diese Landschaft ist, so viel ich weiß, die gelindeste in ganz Deutschland; vielleicht deswegen, weil die Reihe Berge, deren ich bereits erwähnt habe, die kalten Ost- und Nordostwinde abhält. Man sieht deswegen hier den Castanienbaum, der an andern Orten Deutschlands nur als eine Seltenheit gepflanzt wird, unter den gewöhnlichen Fruchtbäumen. Daß keine Maulbeerbäume zum Seidenbau hier angelegt sind, befremdete mich. Außerdem scheint es mir, daß das Land die große Menge der Wallnußbäume besser nutzen könnte, wenn man sich die Mühe gäbe, feines Nußöl. Oel für den Gebrauch der Tafel, anstatt des schlechten

Oeles, zu pressen. Wenn das Wallnußöl mit Sorgfalt gepreßt wird, so kann es das feine Oel aus der Provence ersetzen. Ich habe etliche Tage lang täglich den Sallat mit feinem Nußöl angemacht gegessen, und habe gefunden, daß es jenem gar nichts nachgiebt; und doch war dieses Oel bereits zwey volle Jahr alt. Die Nüsse geben allemal so feines Oel, wenn sie gut, an einem schattigen, trockenen, aber zugleich luftigen Ort getrocknet, hernach beym Aufknacken die, welche schon etwas angegangen seyn möchten, auf die Seite gethan, die guten aber kalt gepreßt werden. Denn so wie man in der Provence von denselben Olivenbäumen gutes und schlechtes Oel gewinnt, nachdem man damit umgeht, so verhält es sich auch mit den Wallnüssen. Wenn man es ernstlich darauf anlegte, so könnte Deutschland überhaupt das feine Olivenöl missen, ohne am Wohlleben etwas zu verlieren, wenn man sich beflisse, mehr Wallnußbäume zu pflanzen, und auch feines Oel daraus zu verfertigen. Diese Art würde noch über die Olivencultur den beträchtlichen Vortheil haben, daß man wegen des Pressens an keine Zeit gebunden wäre, weil die getrockneten Nüsse sich aufbehalten lassen, da man die Oliven bald, nachdem sie eingesammelt worden, pressen muß.

Lage der Stadt Heidelberg.

Bey Heidelberg, wohin ich gegen Mittag kam, rührte mich die sonderbare Lage dieser Stadt. Der Necker kommt hier in einem sehr breiten, aber bey trockner Zeit halb trockenen, mit Steinen und mit grossen Felsenstücken angefüllten Bette aus dem Schlund der Berge heraus, um seinen übrigen Lauf in der Ebene fortzusetzen. Die an seinen beyden Ufern liegenden

den Berge sind ziemlich hoch und steil; das Bett des Flusses aber nimmt die ganze Breite des Thales ein, das von der Ebene her gerade nach Morgen zwischen die Berge hineingeht. Die Landstraße, auf der ich kam, geht an dem Berge des rechten Ufers als eine Terrasse hoch über dem Bette des Flusses in diesen Schlund herein, und über der Straße ist der Berg mit Weinreben bepflanzt. An dem gegenüberstehenden linken Ufer liegt Heidelberg auf einer hohen Terrasse, nach der Richtung des Ufers in die Länge gebaut. Neben dem obern oder östlichen Ende der Stadt erhebet sich ein besonderer von dem Hauptgebürge etwas abstehender hoher Hügel, auf welchem die ehemalige Burg oder Residenz der Churfürsten von der Pfalz halb ruinirt liegt. Ueber der Stadt zwischen den Bergen hinein wird der Schlund immer enger, und dem Anschein nach zu einer unfruchtbaren Wildniß, welche gegen die Schönheit und Fruchtbarkeit des außerhalb dieses Schlundes liegenden Landes einen schönen Contrast macht. Dem Schloß gegenüber ist eine hölzerne bedeckte Brücke über den Necker gebaut, über welche man nach der Stadt kommt. Diese schien mir etwas dunkel, da der Berg, der gerade hinter der Mittagsseite sich empor hebt, einen großen Theil von dem Licht des Himmels, das aus der südlichen Gegend kommen sollte, abhält.

Von Heidelberg aus nehmen die Berge, die man bis dahin dicht neben dem Wege gehabt, allmählig ab. Die Straße bleibt noch immer angenehm und das Land fruchtbar. Doch findet das Auge den Reichthum des Reizes, den es durch die Bergstraße genossen hat, nicht mehr.

Den 6 Septemb. Von Langenbrück über Bruchsal, Durlach und Carlsruh nach Rastadt.

Langenbrück ist ein sehr schönes, großes, und, aus der Größe und guten Beschaffenheit der Häuser zu schließen, reiches Dorf, das dem Bischof von Speyer gehört. Von diesem Ort aus nimmt die große Fruchtbarkeit des Landes allmählig etwas ab, und wird endlich in dem Baadenschen bis Rastadt und weiter hinaus noch geringer. Der Weg bleibt aber immer noch ganz angenehm.

Bruchsal. Als ich nach Bruchsal kam, wurde ich bey der Einfahrt in die Vorstadt, die eigentlich die Residenz des Bischofs ausmacht, von der Reinlichkeit, Schönheit und da herrschenden Ordnung recht lebhaft gerührt. Schon das Thor, dadurch man in diese Vorstadt kommt, ist von edler Bauart, und kündigt einen Ort an, wo der gute Geschmack der Bauart herrscht. Beym Eintritt in diese Vorstadt kommt man auf einen ziemlich großen Platz, der mit vielen zum bischöflichen Palast, dessen Vorhof rechter Hand dieses Platzes liegt, gehörigen sehr artigen Gebäuden umgeben ist. Von diesem Platz aus geht eine breite gerade Straße gegen das Thor der Stadt. Es herrschet in dieser Vorstadt eine solche Reinlichkeit, Nettigkeit und Zierlichkeit in allen, auch den geringsten Nebengebäuden, daß man beynahe eher eine Operndecoration als einen wirklichen Platz in einer Stadt zu sehen glaubt. Ich habe viele größere und prächtigere Plätze gesehen, aber keinen so anmuthigen als diesen. In dem Städtchen selbst sah ich viele neue, theils fertige, theils angefangene kleine Bürgerhäuser,

alle

alle massiv und nach der besten Art gebaut. Alles dieses machte einen so angenehmen Eindruck auf mich, daß ich mich den ganzen Weg über bis nach Durlach damit beschäfftigte.

Vom guten und schlechten Geschmack in Wohnungen

Es macht mich allemal sehr vergnügt, wenn ich Werke menschlicher Hände sehe, die von guter Ueberlegung, Geschmack und Fleiß zeugen, und wenn es auch nur, wie ich nachher auf dieser Reise erfahren habe, ein besonders wohl gepflügter Acker, oder ein mit Ueberlegung bepflanzter Baumgarten wäre. Hingegen macht mich nichts schneller und gewisser traurig, als wenn ich in einen schmuzigen, finstern, übel gebauten und schlecht im Bau unterhaltenen Ort komme, dergleichen man in dem nördlichen Deutschland, besonders in Westphalen, so viele sieht. Es beunruhigt mich sehr, wenn ich mir dabey vorstelle, wie schlecht es in den Köpfen und Herzen der Menschen aussehen müsse, die so elend wohnen, ohne gewahr zu werden, daß ihnen in einem so wesentlichen Bedürfnisse etwas fehle. Solche Menschen sind nothwendig dumm und unempfindlich, es sey, daß Armuth und Dürftigkeit, oder brutale Tyranney, oder irgend eine andere Pest der Seelen sie dahin gebracht habe.

Nichts ist natürlicher, als daß der etwas ruhige, und dabey denkende und empfindende Mensch etwas zur Verschönerung der Dinge, die ihn täglich umgeben, unternehme. Selbst wilde Völker lieben den Schmuck an ihrer Kleidung. Die Wohnungen aber sind gewiß ein eben so wichtiger Theil unsrer Bedürfnisse, als die Kleider. Wer darin Unordnung, Verfall und Unreinlichkeit nicht bemerkt, der muß beynahe eine viehische Seele haben.

Weniger traurig, aber ärgerlich ist es mir, wenn ich an Häusern oder Geräthschaften Arbeiten von verkehrtem Geschmack sehe: Zierrathen, für welche sich gar kein Grund erdenken läßt, oder solche, die gerade der Natur der Sache entgegengesetzt sind, die das Gerade krumm, und das Starke schwach machen. Dieses zeuget geradezu von Narrheit und Wahnwitz.

Ueberhaupt kann man von dem Geschmack, der an einem Ort in Gebäuden herrscht, viel von dem Charakter des Volks erkennen, so wie man ein gelehrtes oder lesendes Volk aus dem Geschmack der Werke, die es vorzüglich liebt, beurtheilen kann. Viele Gelehrte selbst, die sich nur mit höhern Wissenschaften, oder blos mit historischen Kenntnissen abgeben, sehen die Werke des Geschmacks mit einem ganz oder halb verächtlichen Blick an. Aber sie beweisen dadurch, daß sie den Menschen nur schlecht kennen, da sie nicht wissen, wie genau der gute Geschmack mit der Urtheilskraft und den sittlichen Empfindungen zusammenhängt.

Unter diesen und vielen andern Gedanken, wozu mir Bruchsal Gelegenheit gegeben hatte, kam ich nach Durlach. Auf dieser Straße sah ich zum erstenmal ein mit einer Art Bohnen (lupinus) angesätes Feld, die blos zum Düngen des Ackers dahin gesät werden. Denn wenn die Bohnen abgeblüht haben, welches um diese Zeit geschieht, so werden sie auf dem Felde, wo sie stehen, untergepflügt. Dieses ist eine uralte Art, die Felder zu düngen, deren die alten Römer sich schon bedient haben *). Ich habe

*) Frutex lupini succisus optimi stercoris vim praebet; sagt Columella. S. auch Plin. Hist. Nat. L. XVII. c. 7.

habe nachher in der Provinz Dauphine' dieses Düngen überall angetroffen. So gut kann es freylich nicht seyn, als wenn der Acker mit gutem Mist überfahren würde; aber es verkürzt die Arbeit gar sehr, da ein Scheffel solcher Bohnen, der zur Besäung eines Morgens hinlänglich ist, mit ungleich weniger Mühe ausgesät wird, als etliche Fuhren Dünger erforderten.

Durlach liegt in einer schönen und fruchtbaren Ebene. Der Ort kam mir etwas todt vor; ohne Zweifel hat er viel von seiner Nahrung verloren, seitdem der Hof seinen Aufenthalt in Carlsruh festgesetzt hat. Man sagte mir, daß die Durlacher dieses durch etwas mehr Gefälligkeit gegen den Hof und eine demselben zur rechten Zeit angebotene Summe Geldes hätten verhindern können. Allem Ansehen nach würden sie sehr wohl daran gethan haben. Aber es ist nur gar zu gewöhnlich, daß die Menschen ihr Interesse zu spät einsehen. Durlach.

Von hieraus geht eine schöne, in gerader Linie fortlaufende Chaussée nach Carlsruh. Sie ist zu beyden Seiten mit italiänischen Pappeln besetzt, die hier als Pyramiden gezogen sind, und wegen ihres schönen und lebhaften Wuchses der Straße ein gutes Ansehen geben. Ich habe diesen Baum nirgend in so schönem Wachsthum gesehen, als hier. Neben der Chaussée ist ein schmaler Canal mit Schleußen angelegt, auf dem kleine Kähne fahren können.

Carlsruh, wo ich gegen Mittag anlangte, ist an sich ein schlechter Ort, und gleichet mehr einem Lustschloß eines großen Herrn, als einer fürstlichen Residenz. Die Straßen zwar sind breit und gerade, aber die Häuser klein und schlecht. Hingegen ist das Schloß und das Carlsruh.

zunächst um dasselbe liegende Quartier der Stadt wirklich schön. Das Schloß liegt in dem Garten, an welchen ein sehr schöner Wald stößt, durch den viele ihrer Länge halber fast unabsehbare Alleen durchgehauen sind, die alle von der Mitte des Schlosses, als ihrem Mittelpunkt, ausgehen. Das Schloß ist groß, und sonst wohl gebaut; doch hat es die sonderbare Anlage, daß die von dem Hauptgebäude längst dem Vorhof herauslaufenden Seitenflügel nicht in rechten, sondern stumpfen Winkeln an dasselbe stoßen. Ob dieses ein Einfall des Baumeisters gewesen, dem Gebäude dadurch ein perspectivisches Ansehen zu geben, oder ob es daher kommt, daß man alte Fundamente hat nutzen wollen, habe ich nicht erfahren.

Rastadt.

Von hieraus bis Rastadt ist der Boden sandig und von geringer Fruchtbarkeit. Ich blieb die Nacht in Rastadt, kam aber nicht aus dem Gasthofe, wo ich abgetreten war. Es schien mir aber, daß der Ort seit 13 Jahren, binnen welcher Zeit ich ihn nicht gesehen, stark abgenommen habe. Es ist auch ganz natürlich, da die ehemalige Herrschaft, die auf dem wirklich prächtig angelegten Schloß ihre Residenz hatte, ausgestorben ist.

Den 7 September. Von Rastadt über Offenburg nach Kenzing.

Diesen Tag hatte ich große Hitze auszustehen. Mein Thermometer stieg Nachmittags im Schatten und in freyer Luft beynahe auf 88 Fahrenheitische Grade. Ich hatte deswegen auch keine Lust, mich nach irgend etwas umzusehen. In Offenburg speisete

sete ich zu Mittag. Der Ort schien mir lebhaft und voll Menschen, aber doch gering und arm.

Den 8 Septemb. Von Kenzing nach Freyburg.

Auf diesem Wege schien mir das Land durchgehends sehr angenehm, fruchtbar und wohl bevölkert; die Einwohner arbeitsam und verständig. Das Land ist sehr gut angebaut; auch hier und da fand ich es mit Waid besetzt. Besonders aber trifft man auf diesem Wege fürtreffliche Wiesen an, mit sehr guten Anstalten zum Wässern. Diese sind, wo ich es nicht anderswo übersehen habe, die ersten guten Wiesen, die ich auf dieser Reise angetroffen habe.

Schöne Wiesen.

Ich wüßte keinen Grund anzugeben, warum in den nördlichern Theilen von Deutschland die Cultur der Wiesen so sehr vernachläßigt wird. Ich habe doch genug Gegenden dort gesehen, die leicht zum ordentlichen Wässern eingerichtet werden könnten. Das meiste Heu, welches im Brandenburgischen eingesammelt wird, selbst das, was man dort für sehr gut hält, würde in Schwaben und in der Schweiz blos zum Unterstreuen gebraucht werden. Ueberhaupt glaube ich beobachtet zu haben, daß das Landvolk arbeitsamer und verständiger wird, je weiter man gegen die südliche Gränze von Deutschland hinkommt. Die meisten Dörfer in Schwaben sind, gegen die sächsischen und brandenburgischen gehalten, Städte, und die Bauernhäuser beynahe Paläste, in Vergleichung der elenden Hütten in Niederdeutschland. Der Ackerbau wird in Schwaben besser getrieben; das Landvolk scheint hier durchaus verständiger, arbeitsamer,

samer, gerader und ehrlicher, und ist auch weit besser gekleidet als dort.

Freyburg. Freyburg, eine ehedem so starke Festung, ist jetzt ein offener Ort. Und obgleich österreichische Besatzung darin liegt, so sind keine Wachen an den Thoren; denn wer nicht durch die Thore aus- und eingehen wollte, könnte über die niedergerissenen Wälle gehen. Die Einwohner haben noch nicht Zeit gehabt, oder es fehlet ihnen an Mitteln, den Platz der ehemaligen Festungswerke eben zu machen, und in Gärten oder Aecker zu verwandeln. Das, was ich davon gesehen habe, liegt noch unter dem Druck der Zerstörung. Es fieng an finster zu werden, als ich in die Stadt kam, und den andern Morgen reisete ich mit Anbruch des Tages wieder ab; folglich kann ich nichts von der Stadt sagen. Die Straße, wo ich abstieg, ist breit und schön, und gab mir durch die Lebhaftigkeit, die bis in die Nacht hinein darauf herrschte, einen guten Begriff von dem Orte.

Den 9 September. Von Freyburg nach Basel.

Die ehemals schönen Dammwege (Chaussées) von Freyburg aus fangen an, wegen Mangel der Unterhaltung, etwas schlecht zu werden. Die österreichische Regierung hat, wo ich nicht irre, in Deutschland zuerst das Beyspiel guter Dammwege gegeben; aber es scheinet, daß die Anstalten zur Unterhaltung derselben versäumt worden. Besser ist für die neu angelegten, auf denen ich von Eisenach aus heraufgekommen bin, gesorgt; diese werden schon jetzt auf das fleißigste unterhalten. An gar vielen Orten liegen Haufen zerstoßener Kieselsteine von 20 bis 30 Schritt

von einander neben dem Wege, und dazu bestellte Leute bringen sie dahin, wo etwa ein Anfang von Geleisen erscheinet, und stampfen sie da fest.

Das Land zwischen Freyburg und Basel ist bergig, und zeiget dem Auge des Reisenden, sowohl in den Thälern als auf den Höhen, mannichfaltige Aussichten. Hier und da sieht es schon etwas wild aus, doch ist guter Boden. Etwa zwey Stunden, ehe man nach Basel kömmt, geht der Weg über den breiten Rücken eines mäßigen Berges. Von dieser Höhe hat man eine höchst reizende Aussicht auf die Stadt Basel, das herumliegende ebene Land, durch welches der Rhein in manchen Krümmungen fließt, und auf die diesen Canton und den Elsaß von der übrigen Schweiz ausschließenden höheren Berge. Die Stadt nebst der Menge um dieselbe zerstreuter Landhäuser, verschiedene Dörfer, der Rhein und ein allgemeiner Wald von Obstbäumen und Weinbergen, aus deren Grün die Dörfer und Lusthäuser hervorstechen, macht dieses zu einer der schönsten Aussichten, die mir vorgekommen sind. Der Haupteindruck, den sie macht, ist die Vorstellung von unbeschreiblicher Mannichfaltigkeit und von Reichthum der Natur. In der That ist dieses auch eine überaus fruchtbare Landschaft, und daher stark bewohnt.

Schöne Aussicht.

Gegen vier Uhr Nachmittags langte ich in Basel an. Der Weg, den ich von Frankfurt aus genommen habe, wird weit seltener genommen, als der andre über Oppenheim, Speyer, Worms und Straßburg. Er ist etwas länger als dieser, und man findet auch in den Gasthöfen nicht so gute Bedienung, als auf der andern Straße; aber man wird

durch die Schönheit des Landes, wodurch man reiset, reichlich entschädigt.

Von Frankfurt nach Basel zeigte mein Wegemesser 63700 Umgänge des Rades; der Diameter desselben war 5 Fuß 2 Zoll 10 Linien: folglich der Umfang 16. 44 Fuß. Demnach beträgt der ganze Weg 1046228 Fuß, oder $41\frac{21}{25}$ Meilen zu 25000 Fuß. Von Berlin nach Basel aber sind ohngefähr 104 Meilen. Die besondern Weiten sind folgende:

Von	Frankfurt	nach	Darmstadt	$3\frac{14}{25}$	Meilen.
-	Darmstadt	—	Höppenheim	$3\frac{7}{25}$	—
-	Höppenheim	—	Heidelberg	$3\frac{17}{25}$	—
-	Heidelberg	—	Langenbrück	$3\frac{21}{25}$	—
-	Langenbrück	—	Bruchsal	$1\frac{1}{5}$	—
-	Bruchsal	—	Carlsruh	$2\frac{3}{5}$	—
-	Carlsruh	—	Rastadt	$2\frac{23}{25}$	—
-	Rastadt	—	Offenburg	$5\frac{18}{25}$	—
-	Offenburg	—	Kenzing	$4\frac{1}{2}$	—
-	Kenzing	—	Freyburg	$3\frac{6}{25}$	—
-	Freyburg	—	Basel	$7\frac{1}{2}$	—

Vom 10 bis zum 12 Sept. Aufenthalt in Basel.

Ich hatte nach dieser Reise nöthig mich ein paar Tage auszuruhen, und konnte es in Basel mit aller Gemächlichkeit thun. Noch hatte ich nicht Kräfte genug, in einem so weitläuftigen Ort, als Basel ist, herumzugehen und Besuche zu machen. Ich hielt mich also zu Hause auf, um mich desto besser auszuruhen. Am Herrn Stadtschreiber Iselin hatte ich einen angenehmen und beständigen Gesellschafter daselbst. Auch hatte ich da das Vergnügen, mit dem berühmten Hofrath Köhlreuter aus Carlsruh in Bekanntschaft

schaft zu kommen, der sich eben in Basel, wo er sich vor kurzem verheirathet hatte, aufhielt. Da er hörte, daß ich Willens sey, meinen Weg über Bern zu nehmen, entschloß er sich, mich bis dahin zu begleiten, und bey dieser Gelegenheit den berühmten Haller daselbst zu besuchen.

Ich miethete eine Kutsche, die mich in anderthalb Tagen nach Bern bringen sollte. In der Schweiz sind die Fuhren um ein beträchtliches theurer, als in Deutschland; und man muß sich dieses gefallen lassen, weil durch dieses Land keine öffentlichen Posten angelegt sind, außer den reitenden zu Fortschaffung der Briefe, und einigen Landkutschen.

Von Basel nach Langenbrück.

Den 12 September Nachmittags reisete ich also in der mir höchst angenehmen Gesellschaft des Hrn. Köhlreuters von Basel ab, und wir kamen auf den Abend etwas spät nach Langenbrück. Der Weg geht von Basel aus erst eine Zeit lang durch ein ebenes und fürtreffliches Land; hernach kommt man an die Berge, die hier die natürliche Gränze zwischen Deutschland und Helvetien ausmachen. Oben auf diesem Gebürge liegt das Dorf Langenbrück. Die Straße dahin ist gegenwärtig durchaus sehr gut, und so bequem, als es in Bergen nur möglich zu machen war. Noch nicht vor langer Zeit waren die Landstraßen durch die Schweiz fast überall enge und sehr holprig, so daß man nicht wohl anders als zu Pferde oder in Litieren fortkommen konnte. Jetzt sind sie schön und so bequem, als in irgend einem Lande; da fast durchgehends sehr gute Chaussées gemacht sind. Der Stand Bern fieng vor ohngefähr 20 Jahren an den andern Ständen mit dem guten Beyspiel dazu vor-

zugehen; und seit einigen Jahren sind diese nachgefolget, so daß man jetzt mit viel Bequemlichkeit durch das ganze Land reisen kann, und um so viel angenehmer, da man überall, auch in Dörfern, reinliche Gasthöfe antrifft, wo man recht gut bedient wird.

Man findet fast auf allen Dörfern dieses Cantons in den Häusern des Landvolks sogenannte Mühlenstühle, worauf seidene Bänder verfertiget werden. Diese Fabriken haben der Stadt Basel beträchtlichen Reichthum erworben; und allem Ansehen nach werden sie noch lange reiche Geldquellen für diese Stadt seyn; denn man würde in wenig andern Ländern sie so wohlfeil machen können. Man kann überhaupt sagen, daß die Schweiz zu vortheilhafter Betreibung der Fabriken große Vorzüge vor vielen andern Ländern habe, weil man die zum Landbau überflüßigen Arme dazu brauchen kann. Der Landmann hat durchgehends wenig Acker und viel Kinder, die durch Feldarbeit nicht hinlänglich könnten beschäfftiget werden. Man kann deswegen da Fabriken anlegen, ohne dem Feldbau Arbeiter zu entziehen. Dieses ist ohne Zweifel die einzige wahre Lage der Sachen, um die Fabriken einem Lande vortheilhaft zu machen.

Den 13 Septemb. Von Langenbrück über Solothurn nach Bern.

Man reiset von Langenbrück immer bergab, bis an die sogenannte Clus, wo man auf das ebene Land herauskommt. Der Weg bis an die Clus ist wegen der mannichfaltig abwechselnden Aussichten in die Gebürge, durch welche er geht, ganz angenehm. Sehr überraschend und reizend aber wird die

Aus-

Aussicht, wenn man gegen die Clus kommt, wo man nach den gesperrten und eng eingeschränkten Aussichten, die man gehabt hat, plötzlich eine ganz fürtreffliche ebene Landschaft übersieht, die einen Theil der Cantone Solothurn und Bern ausmacht. Von da an ist der Weg nach Solothurn meist eben und sehr angenehm durch ein fruchtbares wohl angebautes Land.

Sobald man von dieser Seite zum Thore bemeldter Stadt hereinkommt, wird man durch die prächtige neue Hauptkirche in nicht geringe Verwunderung gesetzt, in einer so kleinen Stadt ein so herrliches Gebäude anzutreffen. Das Ansehen dieser Kirche wird dadurch vermehrt, daß sie frey auf einer hohen Terrasse steht, dahin eine breite prächtige Treppe führet, an deren beyden Seiten schöne springende Brunnen stehen. Man versicherte mich, daß der Bau dieser Kirche der Stadt, außer den daran geschehenen Frohnarbeiten, 600000 Pfund, oder ohngefähr eine Million französischer Livres, gekostet habe. Die Stadt ist nicht groß, aber sowohl innerhalb, als wegen ihrer schönen Lage, eine der artigsten Städte in der Schweiz, auch regelmäßig und gut befestiget. Hier habe ich den besten Gasthof in Ansehung der guten Bedienung und delicaten Essens angetroffen, den ich auf dieser ganzen Reise gesehen habe. Solothurn.

Von Solothurn fährt man in fünf Stunden nach Bern durch eine bequeme Straße, die dadurch noch angenehmer wird, daß man überall die fruchtbarsten Felder und fürtrefflichsten Wiesen antrifft, in den Dörfern aber die deutlichsten Anzeigen des guten Wohlstandes des dortigen Landvolks gewahr wird.

Ganz nahe bey Bern fährt man einen Berg herunter, um an das diesseitige Thor an der Aare zu kommen. Ehedem war dieser Weg steil und höchst beschwerlich; jetzt ist er mit königlichem Aufwand so bequem gemacht, als ob man auf der Ebene führe. Es ist überhaupt das Genie der Regierung in Bern, daß alles, was sie zu allgemeinem Nutzen des Landes an Gebäuden und andern Unternehmungen veranstaltet, das Gepräg einer edlen Größe ohne Prahlerey hat.

Von Basel nach Bern habe ich den Weg nicht gemessen; er wird 18 Stunden gerechnet; und ich bezahlte die Fuhre mit anderthalb französischen Louisd'or, oder 9 Rthlr.

Bern. Den 14, 15 und 16 Septemb. Aufenthalt in Bern.

Das gleich den Tag nach meiner Ankunft eingefallene kalte Regenwetter that eine so üble Wirkung auf mich, daß ich mich zu Bette legen mußte. Die ganze Zeit meines Aufenthalts in Bern mußte ich mich im Zimmer aufhalten; auch waren meine meisten Bekannten abwesend. Doch hatte ich das Vergnügen, meinen fürtrefflichen Freund, den Hrn. Leibarzt Zimmermann aus Hannover, da anzutreffen; und weil der alte Herr von Haller nahe an dem Gasthofe, in dem ich abgetreten war, wohnet, so konnte ich doch mich so viel ermuntern, ihn zu besuchen. Ich traf ihn zwar im Bett, aber bey völliger Munterkeit des Geistes an. Ganz Europa kennt und verehrt das herrliche Genie, die erstaunlich ausgebreiteten Kenntnisse, und die bewundernswürdige Arbeitsamkeit dieses in der That großen Mannes: wer aber Gelegen-

legenheit hat, mit ihm über verschiedene Dinge zu sprechen, erstaunet über seine Kenntnisse jeder Art, auch in Dingen, die eigentlich nicht zu seinen Studien gehören, und über die ungemeine Leichtigkeit, womit er über jeden Gegenstand spricht. Er ist gleichsam ein lebendiges Lexicon der allgemeinen menschlichen Kenntnisse. Es war mir überaus erfreulich, diesen fürtrefflichen Mann noch einmal zu sehen. Aber ich konnte wohl merken, daß er meinen Zustand sehr bedenklich fand, und keine Hoffnung zu meiner Wiederherstellung hatte. Durch die Gefälligkeit verschiedener Freunde und Gönner, die mir die Ehre thaten, mich zu besuchen, brachte ich doch die drey Tage, ob ich mich gleich inne halten mußte, sehr angenehm zu; und da ich am vierten Tage mich wieder etwas gestärkt fand, entschloß ich mich, die Reise fortzusetzen.

Den 17 Septemb. Reise von Bern über Morat und Avanches nach Payerne.

Die Gegend um Bern herum ist von Natur wild, mit mannichfaltiger Abwechselung von Bergen, Thälern, Wäldern, Aeckern und Triften. Ehe das Land angebaut worden, mag es eine fürchterliche Wildniß gewesen seyn; aber durch den Fleiß der Menschen und die Veranstaltungen einer weisen Regierung ist diese Wildniß in ein höchst angenehmes, dem Auge eine große Mannichfaltigkeit ergötzender Gegenstände darstellendes Land verwandelt worden. Außer den nahen Aussichten über ein reiches, wohl angebautes und mannichfaltig abwechselndes Gelände, hat man von Bern aus die Aussicht in die höchsten Alpen, die sowohl durch ihre nackten, sich weit über die Wolken er- Von Bern nach Payerne

hebenden kahlen Felsen, als durch andre mit ewigem Schnee, den man ganz in der Nähe glaubt, bedeckte Höhen, eine ganz wunderbare Ansicht geben, die gewiß niemand ohne eine Art von Entzückung sehen kann.

Des beständigen Herauf- und Herunterfahrens ungeachtet, ist der Weg von Bern nach Murten oder Morat höchst angenehm. Man siehet alle Arten der Schönheit der Natur in beständig veränderten Scenen; bald von der Höhe herunter über benachbarte Hügel, Thäler, kleine Ebenen, Dörfer und einzelne Häuser, ja nahe an der Straße liegende Wälder, wo alles von gesundem Wachsthum gleichsam strotzet, und wo die wilde Natur sich in der höchsten Fruchtbarkeit zeiget. Dazu kommt, daß sowohl die Menschen als ihre Wohnungen und ihr Vieh durch ihre Schönheit, Reinlichkeit und Munterkeit noch mehr zum Vergnügen einladen. Diese erquickenden Gegenstände sieht man auf einer sehr schönen und bequemen Landstraße in immer abwechselnden Gestalten.

Die Bauerhäuser dieser Gegend sind in ihrer Bauart und ganzen Einrichtung von denen in Deutschland ganz unterschieden. Es fiel mir, so oft ich in einer andern Provinz andre Landanstalten und eine andre Bauart der Häuser des Landvolks sah, allemal ein Gedanke ein, der mich immer eine Zeit lang interessirte. Jede Provinz, und bald jeder kleine Distrikt durch Europa, hat im Charakter, in der Lebensart, der Bildung, der Kleidung und dem ganzen Ansehen des Landvolks, in der Bauart der Bauerhäuser, in der Anlage ganzer Dörfer, in der täglichen Haus- und Feldarbeit, in dem Ackergeschirr u. a. etwas ei-

ge-

genes und charakteristisches. Es macht einem aufmerksamen Reisenden nicht geringes Vergnügen, diese Verschiedenheiten zu beobachten und gegen einander zu halten. Wenn nun ein geschickter Landschaftmaler verschiedene Länder durchreisete, und in jedem Distrikt ein Dorf mit der umliegenden Gegend zeichnete; wenn er dabey nahe an dem Vorgrunde ein Haus so ausführte, daß man das Besondere seiner Anlage und Einrichtung sehen könnte; wenn er endlich mit dem wahren Ausdruck der Natur, so wie Chodowiecki, eine Familie vor dem Hause in verschiedenen ländlichen Verrichtungen zeichnete: so würde jede Zeichnung die Landesart und fast alles, was das Landvolk daselbst charakteristisches hat, getreulich darstellen. Eine Sammlung dergleichen Landschaften würde höchst angenehm, und in mehr als einer Absicht sehr interessant seyn. Dieses würde freylich großen Aufwand und eine beträchtliche Zeit erfordern; doch vermuthlich von beyden nicht mehr, als auf die merianische Topographie verwendet worden. Merian hat die Städte gezeichnet; und hier müßten Dörfer gezeichnet werden. Ein solches Werk, vollkommen nach der Natur gezeichnet und gut radirt, würde mir mehr Vergnügen machen, als manche große Bildergallerie.

Ich komme von dieser Ausschweifung wieder auf meinen Weg zurück. Wenn man allmählig von dem höhern Lande gegen Murten heranrückt, hat man eine herrliche Aussicht über den Murtersee und die ihn umgebenden Hügel. Sie hat so viel Anmuth, daß man wünscht, einen ganzen Tag auf der Straße zu verweilen, um diese Aussicht ganz und lange genug zu genießen.

Pais de Vaud.

Ich kam in der Mittagsstunde in Murten an. Hier nimmt das Pais de Vaud seinen Anfang: ein Land, das seiner Schönheit und vieler natürlichen Vorzüge halber berühmt ist. Hier ist auch die Gränze, auf der die deutsche und welsche oder französische Sprache zusammenstoßen. Beyde Sprachen sind um Murten herum dem Volke gleich geläufig; das Land fängt hier an weniger bergig zu seyn. Jenseit Murten ist eine ziemlich große Ebene; die Berge werden zu niedrigern Hügeln und die Luft wird milder.

Bald nachdem man über diesen Ort heraus ist, kommt man auf das durch die Niederlage des mächtigen Herzogs Carl von Burgund berühmte Schlachtfeld an dem Murter See, den man rechter Hand dieses Schlachtfeldes hat. An dem Wege sieht man ein Gebäude in Form einer Capelle, in welchem die Gebeine des erschlagenen burgundischen Heeres zusammen gesammelt worden. Die schöne lateinische Aufschrift, welche die beyden Cantone Bern und Freyburg, unter deren Herrschaft diese Gegend jetzt steht, (nunc rerum dominae, wie sie in der Aufschrift sich nennen,) bey Erneuerung des Gebäudes haben setzen lassen, ist bekannt.

Unweit von dieser Capelle wohnet gegenwärtig auf einem schönen und großen Landgute der berühmte Arzt Herrenschwand, Geheimerrath und erster Leibarzt des jetzigen Königs von Polen. Als vor etlichen Jahren die noch immer anhaltenden Unruhen in Polen angefangen hatten ernstlich zu werden, verließ er dies Land, und begab sich hieher in sein Vaterland. Weil ich bey seiner Durchreise durch Berlin Bekanntschaft mit ihm gemacht hatte, und nun dicht an seinem Gute

vor=

vorbey mußte, stieg ich ab, um ihm einen Besuch zu machen. Er nöthigte mich sehr freundschaftlich, einige Tage bey ihm zu verweilen; aber ich sah mich durch das heraneilende Ende der guten Jahrszeit genöthiget, meine Reise ohne Aufhaltung fortzusetzen, weil ich einmal fest entschlossen war, mich in Lausanne eine Zeit lang aufzuhalten, um dem berühmten Tissot Zeit zu lassen, meinen Zustand kennen zu lernen.

Bald darauf kam ich durch Avanches, das ehemalige Averticum, welches eine beträchtliche römische Colonie und die Hauptstadt dieses Landes gewesen. Von seiner ehemaligen Größe zeiget der Ort nur noch wenige Spuren, da der größte Theil der ehemaligen Stadt jetzt mit dem Pfluge bearbeitet wird. Des Abends kam ich nach Payerne, einer artigen kleinen, auch sehr alten Stadt des ehemaligen burgundischen Königreichs. Es war hier ehedem ein berühmtes Benedictinerkloster, welches die Königinn Bertha im zehnten Jahrhunderte gestiftet hat. Diese Königinn, ihr Gemahl König Rudolf und verschiedene Prinzen des alten burgundischen Hauses sind hier begraben. Avanches. Payerne.

Den 18 Sept. von Payerne über Moudon nach Lausanne.

Man kommt meistentheils durch ein schmales und sehr angenehmes Thal nach Moudon, einer artigen und volkreichen kleinen Stadt am Ende des Thales. Die nicht hohen Berge, die dieses Thal einschließen, sind meistentheils unbebaut. Die Höhen scheinen überhaupt in dieser Gegend rauh und unfruchtbar. Viele kleine Berge sind zu steil, um angebaut zu werden. Indessen ist gewiß, daß sie, wo es nicht an

Einwohnern und an Fleiß fehlte, gar leicht in Terrassen abgetheilet und bebaut werden könnten. Aber es ist auf diesem Wege von Payerne bis Lausanne ziemlich sichtbar, daß das Land weder so gut bevölkert, noch so fruchtbar ist, als in dem deutschen Theil des Cantons Bern. Das Landvolk sieht hier etwas armselig aus, und man entdeckt ohne Mühe, daß es bey weitem nicht so arbeitsam und so ordentlich ist, als seine deutsche Nachbarn. Vielleicht trägt auch der Hang des jungen Landvolks, außer Landes sein Glück zu suchen, gar viel zur Vernachläßigung des Landbaus bey. Die jungen Bauern lieben fremde Kriegsdienste; andre von beyden Geschlechtern vermiethen sich in den größern Städten, wo man gern welsche Bediente hat; gar viele gehen nach England, um ihr Glück zu suchen, und man findet sie fast in allen vornehmen Häusern in London, wo sie den einheimischen Bedienten wegen ihres biegsamern Charakters und ihrer Sprache weit vorgezogen werden.

Anmerkung über das Landvolk im Pais de Vaud.

Auch ist überhaupt in dem Pais de Vaud das Geblüt bey weitem nicht so schön noch so gesund, als in dem deutschen Theil des Cantons, wo man unter dem Landvolk die schönsten Manns- und Weibspersonen antrifft. Ich zweifle, daß irgend eine Stadt in Europa sey, wo man so viel schöne, und dabey einen weit über ihren Stand und ihre Geburt erhabenen Anstand besitzende Dienstmädchen siehet, als in Bern. Ein Fremder möchte in Versuchung gerathen, sie für verkleidete Damen von Stande zu halten *).

Von

*) Der geschickte Landschaftmaler Aberli aus Winterthur, der sich in Bern aufhält, hat vor ein paar Jah-

Von Moudon geht der übrige Theil des Weges bis Lausanne über einen Berg, der ein Nebenast des Jura ist. Die Straße über denselben ist gut und so bequem, als es irgend die Beschaffenheit des Berges zugelassen hat. Im Herunterfahren, wenn man sich der Stadt Lausanne, die an der südwestlichen Seite dieses Berges liegt, nähert, hat man eine Aussicht von unbeschreiblicher Mannichfaltigkeit und Schönheit. Man übersieht den großen Genfer See fast ganz, einen großen Theil seines diesseitigen reichen und mit vielen Städten und Dörfern besetzten Ufers. Jenseit des Sees fällt der schönste Theil des Herzogthums Chablais mit verschiedenen Städten, Dörfern und mit abwechselnden Hügeln und Ebenen, hinter diesen die erstaunlich hohen und ganz mit Schnee bedeckten savoyischen Alpen, und weiter gegen Morgen die wilden Gebürge von Wallis, nebst den daran stoßenden Berner Alpen, alles dieses auf einmal ins Gesicht. Ich zweifle daran, daß irgend an einem Orte des Erdbodens eine reichere und mannichfaltigere Aussicht anzutreffen sey. Man sieht ein Stück Landes von etwa 40 deutschen Quadratmeilen vor sich, auf dem sich die höchste Fruchtbarkeit und der höchste Grad der Cultur, neben den wildesten Gegenden der Welt zei-

Schöne Aussicht gegen Lausanne.

Jahren angefangen, von dem Landvolke des Cantons Bern aus jedem Distrikt eine Manns- und eine Weibsperson genau in dem Eigenthümlichen ihres Nationalcharakters zu malen, und auf einzelne Blätter radirt und hernach übermalt herauszugeben. Diese Blätter (davon jetzt erst sechs heraus sind,) bestätigen das, was ich hier von dem bernischen Landvolke sage.

zeigen; beyde um einen sehr großen, doch von der Höhe ganz zu übersehenden See herum in der reizendsten Abwechselung.

Gegen Abend traf ich in Lausanne ein. Der Weg von Bern hieher wird 18 Stunden gerechnet. Ich habe ihn in der Ausmessung von Stadt zu Stadt folgender maßen gefunden:

Von Bern nach Morat	87848 Fuß	oder	$3\frac{13}{25}$ Meil.	
= Morat nach Avanches	27128	— —	$1\frac{2}{25}$	—
= Avanches nach Payerne	32990	— —	$1\frac{8}{25}$	—
= Payerne nach Moudon	85952	— —	$3\frac{11}{25}$	—
= Moudon nach Lausanne	60861	— —	$2\frac{11}{25}$	—
	294779	oder	$11\frac{4}{5}$ Meil.	

Demnach kämen auf diesem Wege auf 1 Stunde 16376 Rheinl. Fuß.

Für die Fuhre von Bern nach Lausanne bezahlte ich 2 französische Louisd'or, oder 12 Rthl.

Vom 19 September bis den 10 Octob. Aufenthalt in Lausanne.

Hr. Tissot. Ich ließ gleich meine Ankunft dem Herrn Tissot melden, dem ich als ein künftiger Patient bereits durch meinen Freund Zimmermann war empfohlen worden. Er hatte die Gefälligkeit mich gleich den andern Morgen zu besuchen, und sich sehr genau nach den Umständen meiner Krankheit zu erkundigen. Er fand mich doch noch mit einem schleichenden Fieber behaftet. Meiner bisherigen Lebensart und dem täglichen Gebrauch der Molken, so wie meinem Vorhaben den Winter in einem wärmern Lande zuzubringen,

gab

gab er seinen Beyfall, verordnete mir vorerst auch weiter nichts, als ein gelinde abführendes Mittel und einen täglichen Genuß der besten Weintrauben aus den Weinbergen von la Vaud, oder dem sogenannten Rysfthal, die unter die besten Weintrauben in Europa gehören. Nach wenig Tagen verlor sich das schleichende Fieber, und ich befand mich die ganze Zeit über in Lausanne ziemlich wohl. Hr. Tissot besuchte mich täglich, ohne weiter etwas zu verordnen; und bey meiner Abreise gab er mir eine schriftliche Anweisung, wie ich mich in den etwa zu erwartenden Fällen zu verhalten habe: alles mit so viel Freundschaft, und mit solcher Entfernung von Eigennutz, daß er mich für immer sich verbindlich gemacht hat.

Dieser würdige Mann scheinet anfänglich, ehe man näher mit ihm bekannt wird, in seinem Wesen etwas kalt und gleichgültig. Aber jeden Tag wird er wärmer und interessanter, so daß die Freundschaft und Hochachtung für ihn immer zunimmt, je länger man mit ihm umgeht.

Da ich mir vorgenommen hatte, einige Zeit hier zu bleiben, und meine eigene Nahrungsart hier zu befolgen, so miethete ich mir ein paar Zimmer in einem angenehmen Landhause, ganz nahe an der Stadt, und nahm eine Köchinn an, um da völlig nach meiner Art leben zu können.

Beschreibung der Stadt Lausanne und der umliegenden Gegend.

Lausanne liegt, wie ich schon gesagt habe, an dem Abhange eines Berges, der sich von da längst dem See hinauf bis nach Vevay erstrecket, gleich unterhalb Lausanne aber gegen die sogenannte Cote in eine Ebene ausläuft. Von der Stadt aus geht der Fuß des Berges noch etwa eine halbe Stunde weit her-

herunter bis an den See. Dieses Vorland zwischen der Stadt und dem See besteht aus Weinbergen, etwas Ackerland und ganz fürtrefflichen Wiesen, Gärten und Landhäusern, und ist überall sehr reichlich mit Obst- und Wallnußbäumen besetzt, welches ihm ein überaus angenehmes Ansehen giebt. Es ist sehr uneben, und bestehet aus breiten natürlichen Terrassen, und dazwischen liegenden tiefen Tobeln*), durch welche verschiedene Bäche fließen; wie denn überhaupt auch der ganze Fuß des Berges voll schöner Wasserquellen ist. Dieses kleine Stück Land, das von der Höhe, worauf die Stadt liegt, bis an den See nicht völlig eine halbe Stunde breit und keine ganze Stunde lang ist, hat so viel Mannichfaltigkeit, so viel besuchte und lebhafte, auch einsame und völlig wilde Wege zum Spazierengehen und Reiten, daß ein Fremder sich lange Zeit nicht darein finden kann.

Die Stadt selbst ist auf eine Stelle gebaut, die ehedem sehr wild muß ausgesehen haben; denn sie ist auf drey ziemlich hohe und spitzige Hügel und die dazwischen liegenden beträchtlichen Tiefen gebaut. Wenn man im Wagen in der Stadt herumfährt, so muß man an verschiedenen Stellen ein Rad hemmen, um ohne Gefahr die steilen Straßen herunter zu kommen. Noch beschwerlicher wird das Herauffahren. Dessen ungeachtet hat die Stadt auch an sich selbst viel Angenehmes, fürnehmlich in dem obern Theil um die Gegend des großen Münsters, oder der ehemaligen bischöflichen Kirche. An der Abendseite außerhalb der

*) Ein Tobel ist ein schmales, an einem Berge herauflaufendes und oben in eine Spitze ausgehendes Thal, oder Ravin.

der Stadt ist eine von Natur gemachte sehr große Terrasse, die reichlich mit Bäumen besetzt ist, und einen der schönsten Spaziergänge der Welt macht; denn da sie noch hoch über den See erhaben ist, so hat man von derselben die prächtigste Aussicht, die sich erdenken läßt. Der Genfer See bildet da gerade einen Ellbogen, und beuget sich von hier aus rechts und links, oder auf der Morgen- und Abendseite etwas gegen die mittägliche Gegend herein, so daß man von hier gerade den ganzen See übersehen kann. Wenn das Wetter zur Aussicht günstig ist, so siehet man von diesem Platz eine Menge Städte, Schlösser und Dörfer. An dem gerade gegen Lausanne über liegenden Ufer des Sees siehet man die Städte Evian und Tonon, das schöne Kloster Ripaille, und dann von da gegen Genf herunter eine reiche, mit den angenehmsten niedrigen Hügeln und abwechselnden fruchtbaren Ebenen besetzte Küste, mit unzähligen Dörfern und einzelen Häusern. Ostwärts an derselben Küste erheben sich allmählig höhere an den See stoßende Berge, die sich am obern Ende des Sees an die Walliser und Berner Alpen anschließen. Oben an dem See zeiget sich Ville neuve, im Gouvernement Aigle. An dem diesseitigen Ufer übersieht man die ganze sogenannte Cote mit den Städten Morges, Rolle, Nyon, Copet, und den sich hinter diesen allmählig erhebenden Höhen, die mit den schönsten Weinbergen und unzähligen Landhäusern bedeckt sind.

Nahe um die Stadt siehet man eine Menge angenehmer Landhäuser, theils mitten in Weinbergen, theils mit den schönsten Wiesen umgeben. Alles dieses macht eine bezaubernde Mannichfaltigkeit und Ab-

wech-

wechselung der angenehmsten Gegenstände aus. Man hat sich also nicht zu verwundern, daß so viele vermögende Fremde, die kein anderes Interesse haben, als ihr Leben ruhig und vergnügt zuzubringen, sich in Lausanne oder in der dortigen Gegend niederlassen.

Die verbürgerten Einwohner von Lausanne sehen diese Stadt gleichsam als den Hof des Landes an. Die vornehmen Einwohner führen eine hofmäßige Lebensart, indem sie täglich gesellschaftliche Zusammenkünfte halten, darin der Abend mit Spielen und gesellschaftlichen Unterredungen zugebracht wird. Fremde sind in diesen Gesellschaften allezeit willkommen, und können also das ganze Jahr durch täglich diesen Zeitvertreib genießen. Die Lebensart ist übrigens sehr frey, und unter dem vornehmen Frauenzimmer vielleicht zu frey. Bey dem allen bemerkt man doch ohne genaues Nachforschen, daß diese Stadt überhaupt sich nur in mittelmäßigem Wohlstand befindet, und daß die dortige Ueppigkeit mehr von dem Hange der Einwohner, als von Ueberfluß herkommt.

Selbst der gemeine Bürger in Lausanne hält sich zu vornehm, durch irgend ein Handwerk seinen Unterhalt zu verdienen. Die Handwerksleute sind Fremde, meist deutsche Schweizer. Handlung ist in Lausanne wenig, und der gemeine Bürger lebt zum Theil von dem Einkommen kleiner Bedienungen bey der Stadt, auch bey der Landesregierung; zum Theil von dem Ertrag seiner liegenden Gründe, die hier fürtrefflich angebaut und hoch genutzt werden. Andre haben ihr Einkommen von Vermiethung ihrer Häuser und von Pensionen der sich da aufhaltenden fremden Studirenden. Ueberhaupt wissen sie sich so ein-

einzuschränken, daß sie bey einem geringen jährlichen Einkommen doch ohne Dürftigkeit leben.

Die hiesige Akademie ist im Grunde blos ein Seminarium, zur Bildung junger Geistlichen für das Pais de Vaud. Fremde, die hier studiren, müssen besondern Unterricht von den hiesigen Gelehrten nehmen, und denselben ziemlich theuer bezahlen. Es halten sich aber immer junge deutsche Fürsten und reiche Edelleute hier auf, die außer den gewöhnlichen Leibesübungen im Reiten, Fechten, Tanzen, auch in Wissenschaften Unterricht genießen. Außer diesen kommen auch viel junge Engländer in gleicher Absicht hieher, so daß der Ort allezeit ziemlich lebhaft ist.

Um die Stadt herum sind sehr viele Landhäuser, auf denen die Eigenthümer sich entweder das ganze Jahr oder den Sommer über aufhalten. Sie sind durchgehends gut und fest gebaut, auch wohl eingerichtet, haben aber selten Lustgärten von einigem Belang. Das Land ist hier zu kostbar, als daß man beträchtliche Stücke blos zur Annnehmlichkeit widmen sollte; zumal da die ganze umliegende Gegend selbst als ein Lustgarten kann angesehen werden. Ein gutes bequemes Wohnhaus mit einem kleinen Blumengarten, in oder an einer schönen mit vielen Obstbäumen besetzten Wiese, oder an einem Weinberge, ist das gewöhnliche Landhaus der Lausanner. Man siehet übrigens in der ganzen Gegend herum überall Proben einer ungemein fleißigen und guten Cultur, wodurch jeder Fuß breit Landes auf das beste genußt wird.

Da mein Zustand mir nicht erlaubte, in Gesellschaften zu gehen und Besuche zu machen, so brachte ich meine Zeit mit Spazieren sowohl zu Fuß als zu Pfer=

Pferde zu. Dabey mangelte es mir eben nicht an Gesellschaft, da mir verschiedene Herren von der hiesigen Akademie und andere die Ehre thaten, mich bisweilen zu besuchen. Unter diesen muß ich besonders die Gütigkeit und Freundschaft des Herrn Polliers de Bottens, der Doyen oder Vorsteher der Geistlichkeit im Pais de Vaud ist, der Herren Professoren d'Apples und Traittorens, und des Hrn. de Meyrolles, mit dankbarer Empfindung rühmen. Auch hatte ich das Vergnügen, den Hrn. de Luc aus Geneve hier kennen zu lernen, der jetzt Lecteur der Königinn von England ist, und ehedem in den letzten Unruhen in Genf sich als den hauptsächlichsten Verfechter der bürgerlichen Freyheit, in der gelehrten Welt aber durch sein schönes Werk über die Barometer und Thermometer bekannt gemacht hat; ein liebenswürdiger und sehr verständiger Mann. Er hielt sich jetzt mit einem Frauenzimmer Namens Schwellenberg, einer Favoritinn der Königinn von England, hier auf, die ihrer Gesundheit halber auf Reisen gegangen war. Dieses Frauenzimmer hatte sich den verwichenen Winter mit Hrn. de Luc in Hieres aufgehalten, und beyde machten mir von der Annehmlichkeit und dem schönen Klima dieses Orts eine so reizende Beschreibung, daß ich mich entschloß, einen Theil des Winters daselbst zuzubringen.

Hier lernte ich auch den Engländer Brydon, der sich durch seine schöne Beschreibung von Sicilien und dem Berge Aetna bekannt gemacht hat, kennen: einen jungen Mann voll Lebhaftigkeit, und von einem freundschaftlichen offenen Charakter.

Unter diesen Umständen brachte ich meine Zeit in Lausanne auf eine sehr angenehme Weise zu, und fand auch eine merkliche Besserung meiner Gesundheit. Gern würde ich mich länger an einem so angenehmen Ort aufgehalten haben, wenn nicht Hr. Tissot selbst mir gerathen hätte, vor dem ungewissen Einbruch des kalten Herbstwetters die Provence zu erreichen.

Hier bekam ich auch einige authentische Nachrichten von dem berühmten Mr. Court de Gebelin, dessen großes Unternehmen, welches er unter dem Titel le Monde primitif bekannt gemacht, die Aufmerksamkeit der Liebhaber der Litteratur auf sich zieht. Er ist in Lausanne geboren, dahin sich sein Vater, ein protestantischer Prediger aus Languedoc, geflüchtet hatte. Nachdem der junge Court de Gebelin seine Studia da so weit getrieben hatte, daß er zum Prediger ordinirt worden, kehrte er wieder nach Frankreich zurück, und ließ sich in Paris nieder, in Hoffnung, da Gelegenheit zu finden, seinen Glaubensgenossen in Languedoc einige Dienste zu leisten.

Weg von Lausanne nach Vevay.

Während meines Aufenthalts in Lausanne machte ich mir einen Tag den Zeitvertreib einer Spazierfahrt nach Vevay, einen Ort, von dessen sonderbarer Annehmlichkeit ich so oft habe sprechen gehört. Diese Stadt liegt drey starke Stunden oberhalb Lausanne an dem obern Theil des Genfer Sees. Der Weg dahin ist sehr angenehm an dem Fuß des Berges, der sich dicht an dem See von Lausanne bis nach Vevay erstreckt. Dieser ganze Berg ist an der Mittagsseite, die eigentlich die Küste des Sees ausmacht, mit Weinreben besetzt, einige

wenige schmale Striche ausgenommen, wo die herunterlaufenden Bäche tiefe Tobel ausgehöhlt haben. Weil aber der Berg durchaus sehr steil ist, so ist er durch eine unzählbare Menge kleiner Mauren in Terrassen abgetheilet, welche verhindern, daß das Regenwasser die Erde nicht herunter spühlet. Man muß die erstaunliche Arbeit bewundern, die diesen Berg durch so viele tausend Mauren zum Anbau des Weins tüchtig gemacht hat. Es fiel mir bey dieser Gelegenheit wieder ein, was ich gar oft bey ähnlichen Veranlassungen gedacht habe, nämlich: daß wenig cultivirte Grundstücke sind, deren jetziger Werth, wenn sie verkauft werden, die Arbeit bezahlt, die daran hat müssen gewendet werden, um sie urbar zu machen, und in urbarem Stande zu erhalten. Hier hat es nicht nur erstaunliche Arbeit gekostet, die Mauern aufzuführen, und jede Terrasse abzuebnen; sondern es kostet seit so viel Jahrhunderten fast jedes Jahr neue Arbeit, sie im Stande zu erhalten. Denn oft drückt die durch langen Regen weich gewordene Erde nach, und macht hier und da die Mauren bersten. Auch stürzen an verschiedenen Orten große Felsenstücke, die sich auf der Höhe des Berges losgerissen, über diese Terrassen herunter, und schlagen die Mauren ein, so daß man mit der Arbeit daran nie fertig wird. Durch diese Weinberge geht der Weg nach Vevay meistens in einer kleinen Erhöhung über den See; nur hier und da geht die Straße herunter, und eine Zeit lang an dem Ufer desselben.

La Vaud. Etwa eine Stunde oberhalb Lausanne fängt der kleine Distrikt an, der eigentlich La Vaud, im Deutschen das Ryffthal genennt wird; wiewohl man einen

an

an einem Berge fortlaufenden Strich Landes nicht schicklich ein Thal nennen kann. Zu diesem Distrikt gehören die drey kleinen an dem Ufer des Sees liegenden Städtchen Lutri, Cuilly, St. Saphorin und das Dorf Corsier oder Corsi. Diese Gegend ist wegen ihres Weines berühmt, der unstreitig alle andre in der Schweiz wachsende Weine weit übertrifft. Von den Weintrauben dieser Gegend aber behaupten erfahrne Kenner, daß sie allen andern Weintrauben den Vorzug streitig machen; und ich habe nichts dagegen einzuwenden, da sie mir vor allen spanischen, französischen und italiänischen Weintrauben, die ich gegessen, den Vorzug zu haben schienen. Sie haben nicht einen so zähen Honigsaft, wie viele spanische Trauben, aber bey einer sehr dünnen Haut und einem ganz flüßigen Saft eine ausnehmende Lieblichkeit.

Theures Land.

Dieses Weins halber sind die Weinberge in la Vaud in sehr hohem Werth, und vielleicht das theureste Land von der Welt, wenn man die seltenen Ländereyen dicht an großen Städten ausnimmt, die zu Gärten oder zu Lusthäusern gebraucht werden, und darum außer aller Proportion mit großen Ländereyen stehen. Ein Arpent oder Pose, wie es hier genennt wird, (ohngefähr vierzigtausend rheinländische Quadratfuß,) ist bisweilen mit 8 auch 10000 Pfund, das ist, mit 13 bis 16000 franz. Livres bezahlt worden. Eine sehr große Summe in Vergleichung dessen, was in den besten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands für so viel Land bezahlt wird.

Ich besinne mich ehedem in Brüssel von einem dortigen Finanzrath gehört zu haben, daß in derselben Gegend ein Bonnier des besten Landes, (ohngefähr

zwey solche Arpens oder Poses, von denen ich gesprochen habe,) wenn es auf das vortheilhafteste bestellt wird, bis 1100 Gulden flamändisches Geld eintragen könne. Nach diesem erstaunlichen Ertrag zu urtheilen, müßte das Land um Brüssel eben so theuer als hier seyn.

Unterwegens zeigte man mir einen Ort, wo sich vor wenig Jahren eine seltsame Naturbegebenheit zugetragen hat. Man fand nämlich an einem Morgen, daß ein kleines an dem steilen Berge liegendes Stück Landes mit dem darauf stehenden Hause, nebst den darauf stehenden Obstbäumen und Weinreben, eine ziemliche Strecke herunter gerückt war, ohne daß weder in dem Hause, noch an den Bäumen die geringste Veränderung wahrzunehmen gewesen.

Vevay. Nach einer sehr angenehmen Fahrt von etwa vierthalb Stunden kam ich in Vevay an. Diese kleine Stadt hat eine ganz besondere Lage, wodurch sie zum Wohnsitz stiller, von der Welt abgesonderter und an romantischen Schönheiten der Natur sich ergötzender Menschen bestimmt zu seyn scheinet. Der Genfer See ist an seinem obern Ende mit sehr hohen und steilen Bergen umgeben, die ganz an die Ufer desselben stoßen. Zu oberst an dem rechten oder nördlichen Ufer entfernen sich diese Berge etwas von dem See, und lassen da ohngefähr eine halbe Stunde Weges längst dem Ufer ein niedriges Vorland, von diesen Bergen umgeben, und nur an der Südseite oder gegen den See offen. Von dem Ufer an erhebt sich dieses niedrige Vorland allmählig gegen die es umgebenden Berge, und bildet durch verschiedene Hügel ein gegen den See stehendes Amphitheater, in dessen Grund

Grund die Stadt Vevay gebaut ist. Die Berge, welche den hintern Grund desselben ausmachen, werden an der Nordseite etwas niedriger, und dort geht von dem See aus der Weg nach dem Canton Freyburg hinüber.

Durch diese Lage ist also die Stadt von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben, welche die Winde abhalten. Nur gegen Mittag, wo der See liegt, ist es offen. Daher kommt es ohne Zweifel, daß die Winter hier gelinder sind, als in den herumliegenden Gegenden. Das von der Stadt an gegen die Berge sich allmählig erhöhende Land ist sowohl auf den verschiedenen Hügeln, als den dazwischen liegenden Tiefen, sehr fruchtbar, mithin in schöne Gärten, Wiesen, Weinberge und Äcker eingetheilt, und mit einer Menge artiger Lusthäuser und anderer einzeler Wohnhäuser besetzt. Hinter diesen aber sieht man an den Höhen und Bergen ganze Dörfer, so daß die Aussicht von dem Ufer des Sees in dieses Amphitheater eine große Mannigfaltigkeit von Gegenständen zeiget. Gerade gegen der Stadt über sieht man an dem jenseitigen Ufer des Sees die hohen, sehr steilen und wilden Berge, die theils in Savoyen, theils im Gebiete der Republik Wallis liegen. Nach der südwestlichen Gegend aber hat man eine freye Aussicht über den See herunter, die so weit geht, als das Auge reichen kann.

Die Stadt selbst besteht aus wenigen langen und nicht breiten Straßen. Die Häuser aber sind durchgehends wohl gebaut, und kündigen einen beträchtlichen Wohlstand der Einwohner an. Diese selbst scheinen ein freyes, vergnügtes, seinen Wohlstand fühlendes, dabey angenehmes und gefälliges Volk zu

seyn. Die beträchtliche Anzahl vermögender Einwohner, und die verschiedenen fremden reichen Familien, die sich hier blos der Annehmlichkeit dieses Aufenthalts halben niedergelassen, haben in dem Ort den Ton einer guten und angenehmen Lebensart eingeführt. Ein Fremder wird auf eine angenehme Weise überrascht, in einem so einsamen, von wilden Bergen eingeschlossenen und abgelegenen Winkel eine so artige, reinliche, nach Verhältniß ihrer Größe reiche Stadt, und in derselben so viel gute Lebensart, Höflichkeit und gefällige Sitten zu finden.

Der Ort ist deswegen sehr nahrhaft, weil hier die Niederlage vieler aus der Schweiz auf Genf und von da nach Frankreich gehender Waaren und Güter ist, die hier eingeschifft werden, und weil das da herumwohnende wohlhabende Landvolk der beyden Cantone Bern und Freyburg, wie auch der Republik Wallis, hier seine von außen herkommende Bedürfnisse einkaufet. Ein der Sachen sehr kundiger Mann hat mich versichert, daß hier jährlich nur an dem aus dem Canton Freyburg kommenden Käse, den man Gruyere nennt, für zwey Millionen Livres nach Frankreich eingeladen werde. In der That sah ich auch in einem großen, an dem Hafen liegenden offenen Gebäude eine erstaunliche Menge Fässer liegen, die alle mit diesem Käse angefüllt waren.

An der Abendseite der Stadt liegt ein großer an den See stoßender offener Platz, der von der Stadt selbst und von der ihr gegen Abend liegenden beträchtlichen Vorstadt eingeschlossen ist, und den hiesigen Marktplatz ausmacht. Es war eben Wochenmarkt, als ich da war, und dieser Platz war sehr voll Men-

schen und Waaren. Ein besonders angenehmes Schauspiel für mich war es, viel gemeines Landvolk aus den umliegenden Gegenden hier zu sehen, jedes in seiner eigenen Kleidungstracht und seiner von andern verschiedenen Bildung und Gestalt: Savoyarden, Walliser, Deutsche und Welsche, Berner und Freyburger, alle nahe Nachbarn, aber in allen Stücken so von einander verschieden, als wenn es Menschen von verschiedenen weit von einander entlegenen Ländern wären. Von diesen sind die Deutschen, Berner und Freyburger an Gestalt und Bildung die ansehnlichsten, und ihre Kleidung kündiget Leute von gutem Wohlstand an. Hingegen hat das höchst elende Ansehen der Savoyarden, die mit ganzen Schiffsladungen leichter, aus Tannenholz verfertigter, großer und kleiner Kisten hieher kommen, mir Ekel und sogar Entsetzen verursachet. Diese elenden Geschöpfe, besonders die Weiber, sind mit so schmuzigen und so gar keine bestimmte Form an sich habenden Lappen behangen, an Gestalt und von Gesicht so häßlich, daß man in der That Mühe hat, die edle menschliche Gestalt an ihnen zu entdecken.

Man kann hier auf das deutlichste sehen, was für Einfluß eine gute und reichliche Nahrung, Freyheit und Wohlstand auf die Bildung des menschlichen Körpers haben. Diese elenden Geschöpfe bewohnen eine Vevay gerade gegenüber an dem mittäglichen Ufer des Sees liegende wilde Gegend in den Bergen. Zu ihrer Nahrung wächst da nichts als Castanien; und andern Verdienst haben sie auch nicht, als daß sie Holzkohlen brennen, und aus den Tannen, womit ihre Berge bewachsen sind, Kisten von jeder Größe

verfertigen, und beydes nach Vevay zu Markte bringen. Und doch müssen diese armseligen Geschöpfe das Recht, in dieser unfruchtbaren Wildniß zu wohnen und von Castanien zu leben, ihrem Landesherrn noch mit schweren Abgaben bezahlen.

Die traurigen Vorstellungen, die mir diese Leute erweckten, wurden durch angenehmere verdrängt, als ich neben erwähntem Marktplatz unter hohen Castanienbäumen längst dem Ufer des Sees spazierte, und gegenüber die Felsen von Meillerie im Gesicht hatte, die jedem, der Rousseaus neue Heloise gelesen hat, unvergeßlich seyn müssen. Jetzt fiel mir der verliebte St. Preux ein*), wie er mit dem Fernglas in der Hand von diesen Felsen her nach Vevay herüber sah, um das Haus seiner geliebten Julie zu entdecken. Die Gegend des Sees, die jetzt vor mir lag, war die Scene der sonderbaren Auftritte, die Rousseau in dem 17 Br. des 4 Theils der neuen Heloise beschreibt; und als ich mich auf meinem Spaziergang umwendete, sah ich gegen Morgen die Gegend um das Dorf Clarens, die Hauptscene des sonderbaren Romans. Alles dieses machte einen so lebhaften Eindruck auf mich, daß ich in diesem Augenblick geneigt war, den ganzen Roman von Julie und St. Preux für wahre Geschichte zu halten, die sich vor wenig Jahren hier zugetragen. Man findet hier, daß Rousseau die Hauptscene zu seinem Roman sehr gut gewählt hat; die ganze Gegend hat etwas romantisches. Gegen Abend fuhr ich wieder nach Lausanne zurück.

Den

*) S. die neue Heloise 28 Br. des 1 Theils.

Den 10 October. Reise von Lausanne über Aubonne nach Nyon. Abreise von Lausanne.

Es machte mir Mühe, den angenehmen Ort, an dem ich mich nun drey Wochen lang aufgehalten hatte, zu verlassen; aber die zum Ende eilende gute Jahrszeit erinnerte mich, nicht länger zu verweilen, zumal da ich noch durch Oerter zu reisen hatte, wo ich mich auch einige Tage aufhalten mußte. Gleich von Lausanne aus geht die Straße nach Genf an das ebene Ufer des Sees herunter, und hernach längst demselben so fort, daß man sich nie mehr als wenige hundert Schritte von dem See entfernet. Man kömmt durch einige sehr artige an dem See liegende Städte und Dörfer; rechter Hand aber hat man die fürtrefflichen, meistens mit Weinbergen besetzten Hügel, die eigentlich die Cote genennt werden. Auf und an diesen Hügeln sind viel schöne Dörfer, adliche Schlösser und eine Menge Landhäuser gebaut, die größtentheils wohlhabenden Privatpersonen von Bern gehören, die denn im Herbst sich hier aufhalten, und das Land durch ihre Gegenwart um so viel lebhafter machen. Der ganze Strich Landes zwischen Lausanne und Genf ist zum Entzücken schön, und unter die angenehmsten Gegenden der Welt zu rechnen.

Eine gute Meile von Lausanne liegt Morges, dicht an dem See; eine kleine, aber überaus angenehme Stadt, der zweyte Hafen des Sees und eine beträchtliche Ablage der nach Frankreich und Piemont gehenden und von da her kommenden Waaren. Die Straßen sind breit, angenehm und ausnehmend gut gepflastert; die Häuser wohl gebaut, von einem Morges.

reinlichen und guten Ansehen. Alles lacht und flößt hier Vergnügen ein. Dies wäre nach meinem Geschmack der Ort im Pais de Vaud, den ich vorzüglich zu meinem Aufenthalt wählen würde.

Aubonne. Ohngefähr eine Stunde unterhalb Morges verließ ich die Landstraße, um gerade gegen die Höhe herauf nach Aubonne zu fahren, um daselbst dem Hrn. von Tscharner, der gegenwärtig Landvogt von Aubonne ist, zu besuchen *). Man kann sich von der bezaubernden Lage des Städtchens und des darüber liegenden Schlösses daraus einen Begriff machen, daß der berühmte Tavernier, der durch so viele Länder des Erdbodens gereist war, als er sich zur Ruhe begeben wollte, diesen Ort, als den schönsten, den er gesehen, zu seinem Aufenthalt gewählt hat. Er hatte die Herrschaft Aubonne käuflich an sich gebracht, und an dem Schlosse viel gebaut. Der mit einem Säulengang umgebene Vorhof des Schlosses ist von ihm angelegt worden. Jetzt gehört die Herrschaft dem Stande Bern, der sie durch einen Landvogt, der auf diesem Schlosse seinen Sitz hat, regieren läßt. Der jetzige Landvogt, Hr. von Tscharner, ein Mann von großen Verdiensten und einem verehrungswürdigen Charakter der Großmuth und Menschenliebe, und seine, eines solchen Mannes würdige Gemahlinn, eine geborne von Bonstätten, empfiengen mich mit ausnehmender Freundschaft und Güte.

Aus

*) Dieser fürtreffliche Mann, von dessen Einsichten, warmem Eifer für alles Gute und großer Betriebsamkeit die Republik Bern die wichtigsten Dienste erwarten konnte, ist das vorige Jahr in der Blühte des Alters gestorben.

Aus dem, was ich bereits von der Lage des Orts gesagt habe, kann man sich überhaupt einen Begriff von den verschiedenen herrlichen Aussichten machen, die man aus den Zimmern dieses Schlosses hat. Sie übertreffen noch die Aussicht von Lausanne aus, die ich beschrieben habe, und sind über allen Ausdruck schön: weil man hier von einer etwas beträchtlichen Höhe den Genfer See, das ganze gegenüber liegende Chablais, so wie das diesseitige Ufer des Sees mit allen seinen Städten, Dörfern, Schlössern und Landhäusern übersiehet.

Es that mir wehe, Nachmittags eine so gute Gesellschaft und einen so reizenden Aufenthalt, die ich nur wenige Stunden genossen hatte, wieder zu verlassen. Ich kam denselbigen Abend über Rolle, eine kleine aber ebenfalls angenehme Stadt am See, nach Nyon, wo ich übernachtete. Hier wurd ich eine halbe Stunde nach meiner Ankunft angenehm überrascht, da ich einen ehemaligen Bekannten, den sachsengothaischen Hofrath Hrn. Schmidt von Arau, der sich hier niedergelassen, in mein Zimmer treten sah, und mit ihm den Hrn. Espinasse, einen aus diesem Orte gebürtigen sehr geschickten Naturforscher, der die Ehre gehabt, den jetzigen König von England und seine Herren Brüder in der Experimentalphysik zu unterrichten. Nyon.

Den folgenden Morgen besuchte ich diese beyden Herren wieder, und hielt mich besonders eine Zeit lang bey Hrn. Espinasse auf, um sein sehr merkwürdiges Cabinet von allen Arten zur Experimentalphysik gehöriger Instrumente zu sehen. Außer verschiedenen von seiner eigenen Erfindung und Arbeit besitzt

er die bekannten zum Elektrisiren gehörigen Instrumente in einer Vollkommenheit, die ich sonst nirgend gesehen habe. Er selbst hat in den englischen Transactionen eine Beschreibung von den Verbesserungen gegeben, die er an dem elektrischen Apparatu gemacht hat. Viele andre in dieses Fach einschlagende Instrumente sind von seiner Erfindung, und von ihm selbst auf das vollkommenste ausgearbeitet.

Unter vielen zur Bewunderung gut gearbeiteten Instrumenten, schien mir ein kleines Mikrometer von Glas, das Hr. Espinasse von dem Duc de Chaulnes bekommen hatte, auf dessen Theilungsmaschine es verfertigt worden ist, von besonderer Merkwürdigkeit. Eine Quadratlinie des Pariser Zolles ist auf demselben mit der Diamantspitze in 400 Quadrate eingetheilt. Ich betrachtete die Theilungen unter einem Vergrößerungsglas, und bewunderte nicht nur die vollkommene Gleichheit derselben, sondern auch die Feinheit der mit dem Diamant eingerissenen Striche. Der geübteste Zeichner könnte mit der Reißfeder und Tusch ein großes Quadrat auf dem Papier nicht mit größerer Nettigkeit in kleinere Quadrate theilen, als hier auf dem Glase geschehen ist. Ungern verließ ich ein Cabinet, wo ich noch nicht die Hälfte der merkwürdigen Instrumente, aus denen es besteht, gesehen hatte.

Den 11 Octob. Von Nyon nach Genthod.

Herr Bonnet, der berühmte Naturforscher und Philosoph, hatte mir einen sehr verbindlichen Brief nach Lausanne geschrieben, um mich einzuladen, einige Tage bey ihm in Genthod zuzubringen, wo er

sich

sich seit den letzten Unruhen in Genf, nach deren Ausgang er seine Stelle im großen Rath aufgegeben hatte, aufhält. Ich nahm also meinen Weg dahin. Der Weg geht durch die berühmte Baronie Copet, und das französische Dorf Versoy, und ist, so wie der ganze Weg am See herunter, reich an Gegenständen, die das Auge eines Reisenden ergötzen. In Versoy sah ich noch die an dem See von Bretern aufgeschlagenen Cabanen, worin vor einigen Jahren die Soldaten und Arbeiter einquartiert waren, als der französische Hof auf Anstiften des Duc de Choiseul zur Züchtigung der Genfer hier einen Hafen und Handlungsplatz, und wie man glaubte, zugleich eine Festung anlegen wollte. Es ist wirklich schon eine beträchtliche Arbeit zur Befestigung des Ufers, wo der Hafen sollte angelegt werden, ausgeführet; und ohne die Revolution, die den Herzog von der Staatsverwaltung entfernt hat, wäre ohne Zweifel jetzt das ganze Werk zu Stande gebracht. Gleich über Versoy liegt Genthod auf einer Anhöhe einige hundert Schritte über dem See; ein Dorf, das der Stadt Genf gehört, von der es nur eine Stunde weit abliegt, und in welchem verschiedene große und schöne Landhäuser mit beträchtlichen dazu gehörigen Gütern liegen. Ich kam Nachmittags um 2 Uhr hier an. Für die Fuhre von Lausanne bis hieher (so wie bis nach Genf) ist der gewöhnliche Preis 30 französische Livres, oder achthalb Rthlr. Ich fand auf diesem Wege die Weiten der Oerter folgendermaßen:

Versoy.

Von	Lausanne nach	Morges	37777	oder	$1\frac{13}{25}$	Meilen.
=	Morges	— Aubonne	20822	—	$\frac{4}{5}$	—
=	Aubonne	— Nyon	62977	—	$2\frac{11}{25}$	—
=	Nyon	— Copet	27869	—	$1\frac{3}{25}$	—
=	Copet	— Versoy	16939	—	$\frac{17}{25}$	—
=	Versoy	— Genthod	5801	—	—	—
			172185		$6\frac{22}{25}$	Meilen.

So weit kann man es auch von Lausanne auf Genf rechnen. Denn so weit diese Stadt noch von Genthod ist, so weit war ungefähr der Umweg, den ich gemacht hatte, um über Aubonne zu gehen.

Genthod. Hr. Charles Bonnet.

In Genthod wurde ich von Herrn Bonnet und seiner liebenswürdigen Gemahlinn mit recht herzlicher Freundschaft und Güte aufgenommen. Sie bewohnen da ein mehr prächtig als blos schönes Landhaus. Die Aussicht ist, wie hier gewöhnlich, reich und prächtig; und was ihr über die, deren ich bisher erwähnt habe, noch einen Vorzug giebt, ist dieses, daß man nicht nur die Stadt Genf mit der umliegenden herrlichen und mit einer großen Menge schöner Lusthäuser angefüllten Gegend, sondern auch den schönsten und bewohntesten Theil des Chablais, das hier eine wirklich reizende Landschaft ausmacht, von den Fenstern des Hauses im Gesicht hat.

Hier brachte ich also fünf Tage zu, die ich unter die angenehmsten meines ganzen Lebens zählen kann. Beydes, Geist und Herz, fanden hier ihre beste Nahrung; und was auch sonst zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben gehört, fand ich hier im Ueberfluß. Man kennet den edlen und liebenswürdigen Charakter, und den scharfsinnigen Geist des Herrn Bonnets aus

seinen Schriften: aber noch mehr rühret im Umgang sein freundschaftliches, herzliches und redliches Wesen, das ihn zu einem der besten Menschen macht, in dessen Seele Liebe zur Wahrheit, zur Tugend und allem Guten herrschende Neigungen sind. Seine Gemahlinn ist in allen Stücken seiner würdig.

Hr. Offraine. Hr. Bonnet machte mir unter andern Vergnügen auch dieses, daß er den berühmten Offraine, einen der ersten Schauspieler unsrer Zeit, der sich jetzt eben in seiner Vaterstadt Geneve aufhielt, zu uns einladete. Dieser fürtreffliche Schauspieler machte uns das Vergnügen, einige der ausgesuchtesten Scenen des französischen Theaters zu spielen. Seine größte Stärke ist in dem hohen Komischen, darin er unstreitig alle jetzt lebende französische Schauspieler übertrifft. Aber auch verschiedene tragische Scenen macht er mit großer Wahrheit und Nachdruck. Er schien mir in verschiedenen Stücken den berühmten Le Kain weit zu übertreffen.

Fernex. Unter die mancherley Vergnügungen, die ich hier genoß, rechne ich auch eine kleine Spazierfahrt, die ich mit Hr. Bonnet allein nach Fernex machte. Dieser durch seinen jetzigen Besitzer Voltaire berühmt gewordene Ort liegt etwa eine halbe Stunde oberhalb Genthod, auf einer Anhöhe, von der man eine weite Aussicht über die umliegenden Gegenden und den auf der Gränze zwischen Frankreich und der Schweiz liegenden Berg Jura hat. Ehedem war es ein schlechtes Dorf, jetzt aber ist es durch den alten Dichter so erweitert und verschönert, daß es ein ganz angenehmer Ort geworden. Er hat eine sehr beträchtliche Anzahl Häuser, sowohl zur Landwirthschaft, als blos zur Woh-

Voltaire.

Wohnung für allerley Personen eingerichtet. Die letzten sind durchgehends sehr artig, massiv und in gutem Geschmack gebaut. Künstler, Handwerker oder andre Personen, die Lust haben hier zu wohnen, und sich deshalb bey dem Grundherrn melden, bekommen ein solches Haus, auch allenfalls mit einem daran stoßenden Garten, gegen eine mäßige jährliche Abgabe, die aber nach Voltaires und seiner Nichte und Erbinn, Mad. Denis, Tode gänzlich wegfallen, in eigenthümlichen Besitz. Dieses hat schon verschiedene Uhrmacher und einige Handwerksleute hieher gezogen, so daß der Ort sich stark aufnimmt. Noch wird mit dem Bauen beständig fortgefahren. In allen Gegenden des Dorfes sah ich eine Menge Menschen damit beschäfftiget. Man sah hier Fundamente graben, dort halb fertige Gebäude weiter aufführen, an andern Orten schon gedeckte mit inwendiger Arbeit versehen. Verschiedene Plätze liegen voll Steine, die zum Bau verschnitten und bearbeitet werden; andre sind mit Bauholz bedeckt, das die Zimmerleute bearbeiten; überall werden Baumaterialien und Erde zur Verbesserung der Wege und Straßen angefahren, und der ganze Ort ist so lebhaft und in solcher Bewegung, als wenn eine neu angekommene Colonie sich hier anbaute. Das Schloß oder herrschaftliche Wohnhaus steht am Ende und am höchsten Orte des Dorfes, und ist ein feines und ziemlich großes Gebäude, das Voltaire vom Grund aus neu aufgeführet hat. Nächst daran sind schöne Gärten und angenehme Plantagen von wilden Bäumen. Kurz, alles was den Ort verschönern konnte, ist mit beträchtlichem Aufwand hier angebracht. Daß der alte Dichter auch sich mit neuen

Un-

Unternehmungen im Feldbau abgebe, schloß ich aus einer englischen Sämaschine, die ich im Schloßhof antraf.

Nachdem wir alles dieses mit viel Vergnügen gesehen und betrachtet hatten, kehrten wir wieder nach Genthod zurück. Bey dem alten Dichter selbst mochte ich mich nicht melden. Herr Bonnet hat gerechte Ursache mit diesem Nachbar gar nicht zufrieden zu seyn, und allen Umgang mit ihm zu vermeiden; und ich hatte meinerseits auch noch besondere Gründe, ihn nicht zu sehen.

Ich hatte mir vorgenommen, von hier nach Geneve zu gehen, und mich auch ein paar Tage da aufzuhalten. Aber ich hatte Mühe, mich von einer so guten Gesellschaft loszureißen; und da mir Hr. Bonnet den Vorschlag that, mich selbst nach Geneve hin, und, wenn ich den Ort gesehen, wieder zurückzubringen, so gab ich meinen vorigen Vorsatz auf. Wir fuhren also Sonntags den 15 October ganz früh nach dieser Stadt. Es ist bekannt, daß Geneve nach Verhältniß seiner geringen Größe unter die reichsten Städte in Europa gehört. Dieser Reichthum kündigt sich auch an, wenn man gegen die Stadt hinkommt. Das ganze herumliegende Land, so weit sich das Gebiet der kleinen Republik erstreckt, besonders aber die beyden Ufer des Sees, sind mit schönen und Reichthum ankündigenden Land- und Lusthäusern besetzt. Ueberall, wohin man das Auge wendet, siehet man die deutlichsten Anzeigen eines im Ueberfluß lebenden Volkes. Diese Landhäuser sind zwar nicht Paläste, aber meistens ziemlich groß und wohl gebaut, auch so gut unterhalten, daß sie durchgehends

Geneve.

wie ganz neue Gebäude aussehen. Neben den Häusern sind schöne wohl unterhaltene Gärten, auch gar oft Weinberge, Wiesen und Aecker. Das Gewimmel der Menschen auf der Landstraße zu Fuß, zu Pferd und im Wagen war diesen Morgen beträchtlich. Die ganze Gegend um die Stadt war so lebhaft, wie es sonst an andern Orten bey großen feyerlichen Gelegenheiten zu seyn pflegt.

Weil der See gegen die Stadt hin sich merklich verschmälert, so kann man auf diesem Wege das Land an dem jenseitigen Ufer mit den vielen Lusthäusern, Gärten und Gütern deutlich sehen. Diese reiche Landschaft, dann die Stadt selbst am Ausfluß der Rhone, die man in diesem weiten Umkreis von Lusthäusern, als den Hauptsitz, dem alles andre gehört, erblicket, hinter der Stadt aber ein hoher und sehr breiter Berg, der zum Hintergrund der Landschaft dienet, macht ein Schauspiel aus, das ich ohne starke Rührung nicht ansehen konnte. Diese bewundernde Empfindung wird, nachdem man in die Stadt hineingekommen, eher stärker als geschwächt. Der Ort ist an sich selbst wohl gebaut, besonders die obere Stadt, wo die Vornehmern wohnen. Sie liegt auf einer beträchtlichen Höhe, und da siehet man auf hohen freystehenden Terrassen eine Menge wirklich prächtiger Häuser, die man wohl Paläste nennen könnte.

Das auf den Straßen wimmelnde Volk aber macht ein neues nicht wenig interessantes Schauspiel. Freyheit, Wohlstand, froher Muth und eine besonders lebhafte Physiognomie kündigen wirklich ein außerordentliches Volk an. Eine solche Kraft der Gesichter, besonders der Augen, habe ich sonst nir-

gend gesehen, wie hier; alles lebt, arbeitet und bestrebt sich in diesen seelenvollen Gesichtern. Schwerlich wird man irgendwo eine Stadt finden, wo der gemeine Mann so viel Kenntniß, Geschmack an Litteratur und Lust sich zu unterrichten hat, als hier. Es giebt hier eine Menge Handwerksleute, die nach verrichteter Arbeit sich mit Lesen der besten Bücher beschäfftigen, und so viel Kenntniß der Geschichte, der Geographie, der Werke des Witzes und selbst der Philosophie haben, als in manchen Ländern unter den Vornehmsten schwerlich angetroffen wird.

Verschiedene Gelehrte, die ich hier gern besucht hätte, waren abwesend, und hielten sich jetzt auf dem Lande auf; wir stiegen also blos bey dem Herrn von Saussure und bey dem Professor Bertrand, den ich ehedem in Berlin gekannt hatte, ab. Hr. Bonnet hatte den guten Einfall, um mir das Vergnügen, mit diesen Herren umzugehen, zu verlängern, sie einzuladen, mit uns nach Genthod herauszufahren, welches sie auch annahmen. Also wandten wir die übrige Zeit bis auf den Mittag an, die Stadt zu besehen, und kehrten hierauf sehr vergnügt auf das Land zurück.

Den 16 Octob. Reise von Genthod über Coulange nach Chatillon.

Abreise von Genthod nach Frankreich.

Der Weg geht durch die Landschaft Gex, und ist bis Coulange ein paar Meilen weit von Geneve gut und angenehm. Man fährt erst über das hohe Land an dem See weg gegen den Berg-Jura hin, den man von Ferney aus mit dem tiefen daran stoßenden Lande beständig im Gesicht hat. Nach einer Stunde

kommt man an den Fuß dieses Berges, an dessen mittäglicher Seite sich die Straße durch ein angenehmes Land von mittelmäßiger Fruchtbarkeit hinzieht. Zur rechten Hand hat man den Berg, zur Linken aber den ganzen weiten Strich Landes zwischen diesem und der Rhone. Nicht weit von Coulange fängt man an, in den Schlund der Berge hinein zu fahren, durch welchen sich in uralten Zeiten die Rhone den Weg nach Frankreich hinein eröffnet zu haben scheint. Wenigstens ist der Paß queer durch den Berg so enge, daß die Rhone die ganze Breite desselben einnimmt. Man kann deutlich sehen, wie dieser reissende Strom sich allmählig ein tieferes Bett durch die Felsen ausgegraben hat. In einer ziemlichen Höhe über diesem Bett ist die Straße an dem rechten Ufer in den Felsen ausgehauen. Nicht weit von dem Eingange in diesen Schlund ist das Fort l'Ecluse, wo ein einziges befestigtes Thor den Paß verschließt. Es liegen hier wenige Invaliden, die aber hinlänglich wären, einer ganzen Armee den Paß zu versperren. Hier muß man einen Paß vorzeigen, ohne den man nicht nach Frankreich hinein kommen kann. Insgemein läßt man sich von dem französischen Residenten in Geneve einen geben. Ich bediente mich eines allgemeinen Passes mit dem großen Siegel und Unterschrift des Königs, den ich aus Berlin mitgebracht hatte. Ehe man aber an dieses Fort kommt, wird man in Coulange scharf visitirt. Ich mußte an diesem Ort 12 Livres für den Eingang in das Königreich bezahlen, nämlich 6 für mich und eben so viel für meinen Bedienten. Vermittelst dessen aber ist man hernach

Fort l'Ecluse

von allem Wegegelde, das in Deutschland so oft muß erlegt werden, frey.

Von dem Fort l'Ecluse geht der Weg viele Meilen weit immer zwischen rauhen, größtentheils unfruchtbaren Bergen in beständigen Krümmungen hin und her, so daß man in einer Stunde kaum eine halbe Stunde weit vorwärts kommt. Man bekommt selten ein Stück angebautes Land an diesen Bergen zu sehen. Fast alles ist wild und unbewohnt, und die Berge sind durchgehends mit niedrigem Gesträuch von Buchs bedeckt. Des Abends kam ich ziemlich spät, und da es schon ganz finster war, nach Chatillon-Bugey, einen geringen Ort, wo ich in einem sehr schlechten Quartier mein Nachtlager nahm.

Den 17 Octob. Von Chatillon über Nantua nach St. Denis.

Der Weg geht noch immer zwischen rauhen Bergen durch; doch fangen hier und da die Thäler an, fruchtbar und angebaut zu seyn. In einem dieser Thäler liegt Nantua, ein Städtchen, das eine angenehme Lage hat. Von da fährt man längst den Bergen an einem langen und angenehmen See hin. Bey Pont Mailla, wo ich den Mittag blieb, öffnet sich das Land etwas, und man bekommt wieder Aussichten in die Ferne, welches nach der langweiligen Fahrt zwischen den Bergen ganz angenehm ist. Des Abends kam ich nach St. Denis, einen geringen Ort.

Den 18 October. Von St. Denis nach Lyon.

Das Land wird offener und fruchtbarer; man trifft auch viele Weinberge an. Auf dieser Straße traf ich zum erstenmal auf den Aeckern abgeebnete und fest getretene Plätze an, auf denen das Korn ausgedroschen wird. Die Landstraßen sind verschiedentlich mit Maulbeerbäumen besetzt, die aber hier weder größer noch schöner sind, als in dem Brandenburgischen. Doch scheinet das Land fruchtbar zu seyn. Den Mittag hielt ich in Mont Luel, einem kleinen, aber sehr angenehm gelegenen Städtchen.

Unreinliche Gasthöfe.

Ungeachtet ich in einem großen und von außen vor den Thoren eine ziemliche Figur machenden Gasthofe abtrat, fand ich doch inwendig alles von einer ekelhaften Unreinlichkeit, die überhaupt auf dieser Straße sehr gewöhnlich ist. Es ist schwer, sich einen deutlichen Begriff von der Unempfindlichkeit zu machen, die das Volk in Frankreich gegen alles äußert, was Reinlichkeit, Annehmlichkeit und Ordnung in den Wohnungen betrifft. Diese mir unbegreifliche Unempfindlichkeit habe ich überall vom Fort l'Ecluse an bis nach Marseille angetroffen.

Zu meiner Verwunderung über diese Unreinlichkeit und den gänzlichen Mangel an Bequemlichkeit kam noch eine andre hinzu. Ich traf auf der Straße nach der Provence unterschiedentliche Reisende von vornehmern Stand an, die ebenfalls gegen diese Unreinlichkeit und Unbequemlichkeit unempfindlich schienen. Ich habe sie wenigstens nie darüber klagen, oder irgend eine Anmerkung darüber machen gehört. Bisweilen preßte der Ekel mir einige unmuthige Worte

aus, und alsdenn bemerkte ich, daß es die Gesellschaft sehr befremdete, daß ich unzufrieden über Sachen war, an denen sie nichts auszusetzen fanden. So habe ich an verschiedenen Orten, wo sonst die Tafel in Ansehung der Speisen reichlich bedient ist, gesehen, daß das Wasser in schönen Flaschen von Crystallglas auf den Tisch gesetzt ward; diese Flaschen aber hatten durch den darauf sitzenden Schmuz ihre Durchsichtigkeit völlig verloren; und es ist wahrscheinlich, daß sie niemals weder von außen abgewaschen, noch inwendig ausgespült worden. Aber genug hievon.

Von Mont Luel ist der Weg nach Lyon sehr angenehm, und von dem Ort an, wo man diese Stadt zuerst in der Ferne sieht, hat man eine überaus prächtige Aussicht. Man fährt nun beständig von dem hohen Lande, das längst dem rechten Ufer der Rhone liegt, allmählig herunter. Zur linken Seite siehet man diesen Fluß durch die Ebene fortfliessen, und jenseit desselben hat man erst ein weites ebenes Land, hinter demselben aber die hohen Berge der Provinz Dauphine'. Vor sich sieht man den Strom gegen Lyon hinfließen, von welcher Stadt man die an dem Ufer desselben liegenden hohen Häuser in einer beträchtlichen Entfernung erblickt. Je näher man gegen die Stadt kommt, je prächtiger wird diese Aussicht.

Aussicht gegen Lyon.

Das rechte Ufer der Rhone ist hier mit Bergen und Höhen besetzt, die sich bis Lyon und dann noch weiter herunter erstrecken. An diesen Bergen, in einer ziemlichen Höhe über dem Fluß, geht die Landstraße mit dem Fluß parallel, so daß man rechter Hand der Straße keine Aussicht hat. Etwa eine hal-

be Stunde vor Lyon kommt man endlich von den Höhen an den Fluß herunter. Diese Straße ist vor nicht langer Zeit gemacht worden. Die Berge giengen steil bis in den Fluß herunter, so daß an dem Ufer keine Straße war. Jetzt hat man von dem Fuß des Berges so viel abgetragen und eben gemacht, daß man eine schöne und breite Heerstraße gewonnen hat. An vielen Orten aber ist der Berg so steil abgestochen, daß zu besorgen ist, er werde hier und da nachsinken und die Straße verschütten; denn diese Berge bestehen nicht aus Felsen, sondern aus Erde mit vielen Steinen vermischt. Vermittelst dieser neuen Straße kommt man jetzt von dieser Seite her, gerade an dem fürtrefflichen Kay der Rhone in die Stadt, da man ehedem oben über die Berge weg erst in den obern oder nördlichen Theil der Stadt gekommen.

Nahe an der Stadt sind viel schöne neue Häuser, meist Gasthöfe, längst der Straße so an die Berge gebaut, daß sie an der hintern Seite sich ganz an dieselben anschließen. Man muß annehmen, daß die Baumeister die Beschaffenheit dieser Berge genau werden untersucht haben, um sich zu versichern, daß sie nicht werden nachdrücken und die daran gebauten Häuser fortstoßen. Dem Ansehen nach sollte man dieses besorgen; wenigstens könnte bey dem geringsten Erdbeben sich dieser Unfall leicht zutragen.

Gegen sechs Uhr langte ich in Lyon an. An dem Thore wurde mein Gepäck bis auf das kleinste Packet durchgesucht; und ich wäre wegen eines kleinen Restes von etwa einer Unze Schnupftabak in einer bleyernen Dose beynahe in verdrießliche Weitläuftigkeit gerathen. Aber die Billigkeit des Oberaufsehers

der

der Douane half mir nach einem halbstündigen Disputiren über diesen Fall endlich heraus.

Die Weiten der auf dieser Straße liegenden Oerter sind folgende:

Von Genthod auf Coulange	72663	Fuß od.	$2\frac{23}{25}$ Meil.
= Coulange auf Chatillon	52368	— —	$2\frac{2}{25}$ —
= Chatillon auf Nantua	60882	— —	$2\frac{11}{25}$ —
= Nantua auf Pont Mailla	28355	— —	$1\frac{3}{25}$ —
= P. Mailla auf St. Denis	102509	— —	$4\frac{2}{25}$ —
= St. Denis auf Mont Luel	78484	— —	$3\frac{3}{25}$ —
= Mont Luel auf Lyon	66409	— —	$2\frac{16}{25}$ —
In allem	461670	Fuß od.	$18\frac{1}{2}$ Meil.

Für die Fuhre von Genthod nach Lyon bezahlte ich 60 franz. Livres, oder 15 Rthlr.

Den 19 October und den 20 bis Mittag hielt ich mich in Lyon auf. Es that mir doch leid, mich noch nicht stark genug zu fühlen, diese schöne Stadt und ihre Merkwürdigkeiten, so wie ich gewünscht hätte, zu besehen. Der Hr. D. Rast, ein Arzt und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Lyon, dem ich von Geneve aus war empfohlen worden, hatte die Gefälligkeit, die kurze Zeit über, die ich mich hier aufhielt, mein Gesellschafter zu seyn. Lyon.

Insgemein wird Lyon für die zweyte Stadt des Königreichs gehalten. Der untere und größere Theil der Stadt, den ich allein gesehen habe, liegt auf einem ganz ebenen Grunde zwischen der Rhone und der Saone, die sich an der Abendseite der Stadt vereinigen. Der letztere dieser Flüsse fließt durch die Stadt und trennt den nördlichen Theil derselben, der auf ei=

ner beträchtlichen Anhöhe liegt, von dem südlichen. Die Rhone fließt an der Mittagsseite der Stadt in gerader Linie längst derselben hin; an dem westlichen Ende der Stadt wendet sie sich plötzlich gerade nach Norden hin, und bespült sie hier auch nach ihrer Breite, um sich hernach mit der Saone zu vereinigen. Von da fließen die vereinigten Flüsse längst der am rechten Ufer liegenden hohen, mit Weinbergen und einer Menge Lusthäuser besetzter Berge gerade gegen Abend fort, wenden sich aber bald, um den Lauf gegen Mittag fortzusetzen.

Fürtrefflich ist hier die Wasserstraße, oder der Kay, an der Mittagsseite der Stadt längst der Rhone. Sie ist eine halbe Stunde lang gerade an dem Fluße mit einem schönen Ufer von Quadersteinen eingefaßt, an der andern Seite aber mit lauter großen und schönen Gebäuden besetzt. Ueberall hat man von diesem Kay die freye Aussicht über die Rhone, und über ein sehr weites jenseit derselben liegendes Land. Nur Schade, daß diese fürtreffliche Straße, die den ganzen Tag über den vollen Sonnenschein hat, nicht mit Bäumen besetzt ist. Denn um die Mittagsstunde muß im Sommer die Hitze hier sehr beschwerlich seyn. Nur an der Abendseite der Stadt, wo die Rhone nach der Saone hinfließt, ist das Ufer zwischen der Stadt und dem Fluß mit Bäumen besetzt, und zu Spaziergängen bequem gemacht. Unter den großen an gedachtem Kay liegenden Gebäuden ist das große Krankenhaus, oder sogenannte Hotel de Dieu, das größte und schönste, und gleicht von außen eher einem königlichen Palast, als einem Krankenhause.

Die Straßen der Stadt sind zwar etwas eng; aber durchgehends sind die Häuser wohl gebaut und von weit besserem Geschmack, als in den schönsten und größten Städten in Deutschland. Hier und da siehet man wirklich prächtige Gebäude, wie z. B. das Hotel de Ville, das in jedem Lande von Europa für schön würde gehalten werden; wiewohl es etwas zu viel verziert ist. An denselbigen Platz stößt auch ein anderes sehr großes und schönes Gebäude, das einem Kloster oder einer Congregation, deren Namen ich vergessen habe, gehört. Außer dem schönen und grossen Marktplatz vor dem Hotel de Ville, hat die Stadt noch einen der schönsten und größten Plätze von Europa, der von der darauf stehenden Statue equestre Ludwigs des Vierzehnten la Place de Louis le Grand genennt wird. An einer Seite desselben ist ein angenehmer, mit etlichen Reihen schöner hoher Bäume besetzter Spaziergang.

Großes Unternehmen die Stadt zu erweitern.

Meine meiste Aufmerksamkeit zog hier eine noch nicht ganz ausgeführte große Unternehmung zur Erweiterung der Stadt auf sich: eine Unternehmung, die durch ihre Größe und Kühnheit merkwürdig ist, und einen Beweis von dem unternehmenden Geist der Franzosen giebt.

Ich habe gesagt, daß an dem westlichen Ende der Stadt die Rhone ihren Lauf von Morgen nach Abend plötzlich ändere, und gerade nach Norden gegen die Saone hinfließe. Von diesem Ellbogen an aber geht doch ein seichter Arm gerade fort in der Richtung von Morgen gegen Abend. Ohngefähr eine halbe Stunde unterhalb der Stadt vereinigt sich dieser Arm wieder mit dem Hauptstrom, der nun auch die

Saone

Saone aufgenommen hat. Dadurch entstund also an der Abendseite der Stadt eine lange dreyeckige Insel, die wegen ihrer niedrigen Lage den Ueberschwemmungen ausgesetzt und unbebaut war. Ein sehr geschickter lyonischer Künstler und Baumeister, Namens Perrache, entwarf den Plan durch Bebauung des obern und breiten Theils dieser Insel, nicht nur die Stadt ansehnlich zu vergrößern, sondern ihr zugleich noch andre beträchtliche Vortheile zu verschaffen. Dieser große und kühne Plan begreift hauptsächlich drey wichtige Punkte.

Erstlich sollte der Hauptstrom der Rhone gerade da, wo er den Ellbogen macht, um zwischen der Stadt und der Insel gegen die Saone hinzufließen, zugedämmt, und dadurch gezwungen werden, seinen geraden Lauf von Morgen gegen Abend längst gedachter Insel fortzusetzen, und sich erst an der Spitze derselben mit der Saone zu vereinigen. Der Kay längst der Stadt sollte also in gerader Linie bis an die untere Spitze der Insel verlängert werden, wodurch er eine völlige französische Lieue lang würde. An dem untern Ende der Insel sollte eine steinerne Brücke über die Saone gebaut werden, vermittelst welcher man an das rechte Ufer dieses Flusses, von da aus aber durch eine neue anzulegende Straße nach den innern Provinzen von Frankreich durch einen bessern und weit bequemern Weg kommen sollte. Dies wäre der erste Vortheil des Projekts.

Zweytens sollte das zuzudämmende Bette der Rhone an der Abendseite der Stadt ausgefüllt, mithin die Insel unmittelbar an die Stadt gehängt, und da ein großes und neues Quartier der Stadt gebaut wer-

werden, und zwar so, daß die jeßigen gerade von Morgen nach Abend laufenden Straßen der Stadt durch das neue Quartier in gerader Linie fortlaufen, und folglich um ein merkliches verlängert werden sollten. Von der Insel sollte so viel neu angebaut werden, daß dieses neue Quartier die Stadt ohngefähr um den vierten Theil ihrer jeßigen Größe vermehren sollte. Dies ist der zweyte Hauptpunkt.

Drittens sollte mitten durch die Insel herunter ein aus Quadersteinen gemauerter Canal geführt werden. Dieser sollte aus einem großen, in dem neuen Quartier anzulegenden Wasserbehältniß, dahin aus der Rhone und Saone vermittelst anzulegender Schleussen das Wasser nach Belieben geleitet werden sollte, gespeiset und unterhalten werden. Das Wasser dieses Canals sollte zufolge der geschehenen Abwägung des Bodens einen hinlänglichen Fall bekommen, um stehende Mühlen zu treiben; so daß an diesem Canal am Ende des neuen Quartiers der Stadt 25 stehende Mühlen könnten angelegt werden. Dieses ist einer der Hauptpunkte; denn Lyon hat gegenwärtig nur Schiffmühlen in dem Strom der Rhone; und es ist schon mehrmals geschehen, daß mehrere derselben bey hohem Wasser, oder starkem Eisgang weggeführt worden, wodurch ein plößlicher Mangel an Mehl entstanden, der nothwendig in einer so volkreichen Stadt große Unruhen verursachen muß. Nach Erbauung der neuen stehenden Mühlen sollten also diese unsichern Schiffmühlen eingehen.

Dieses ist also das große Projekt des Herrn Perrache, der, nachdem alles wohl überlegt worden, einen Plan des ganzen Werks gezeichnet und der Stadt

über-

übergeben hat. Der Anschlag der Kosten zur Ausführung desselben beläuft sich ohngefähr auf vier Millionen Livres, zu deren Herbeyschaffung eine Gesellschaft von Actionairs sollte errichtet werden. Nach unzähligen Schwierigkeiten und Widersprüchen ist endlich der ganze Plan an den Hof eingeschickt, und in dem Staatsrath gut geheissen worden. Hierauf wurde die Gesellschaft der Actionairs errichtet, und an die Ausführung dieses großen Werks Hand gelegt. Bis jetzt sollen 1600000 Livres wirklich verwendet seyn, und man versicherte mich, daß nun die Actien in ihrem Werth schon merklich gestiegen seyn. Die Gesellschaft gedenket sich ihrer Auslagen dadurch schadlos zu halten, daß sie das Eigenthum über die Insel, über den Grund und Boden des neuen Quartiers, und über die Mühlen bekommt. Einen Theil der Baustellen des neuen Quartiers verkauft sie wieder an solche, die Lust haben, Häuser darauf zu bauen; was auf diese Art nicht verkauft wird, wird die Gesellschaft selbst bebauen, und hernach die fertigen Häuser entweder verkaufen oder vermiethen.

Da diese Stadt sehr volkreich ist, und sich noch immer aufnimmt, so war dieses der einzige Weg, sie zu erweitern, da von keiner andern Seite als gegen diese Insel eine Vergrößerung der Stadt möglich ist, die an der Nordseite durch hohe Berge, an der Mittagsseite durch die Rhone eingeschränkt, an der Ostseite aber, wegen der unmittelbar an die Rhone stossenden Berge, keiner Erweiterung fähig war.

Ich fuhr auf die oft erwähnte Insel hin, um den angefangenen Bau in Augenschein zu nehmen. Die Zudämmung der Rhone nach der Saone hin

war

war bereits schon ziemlich weit getrieben, und die beyden Ufer des seichten gerade ausgehenden Stroms, durch den künftig die Rhone fließen soll, waren bereits befestiget. Sie sind so gemacht, daß die Ufer eine Böschung oder Abdachung von ohngefähr 45 Graden haben. Um das Einreissen des Wassers zu verhindern, sind diese Ufer mit großen Steinen, die, wie bey Pflasterung der Straßen, blos in die Erde eingesetzt werden, belegt. Mir schien diese Befestigung der Ufer eines so schnellen und so gewaltig anwachsenden Stroms doch etwas unzuverläßig. Doch wird die Sicherheit dadurch vermehrt, daß der Strom seinen Lauf in völlig gerader Linie fortsetzet.

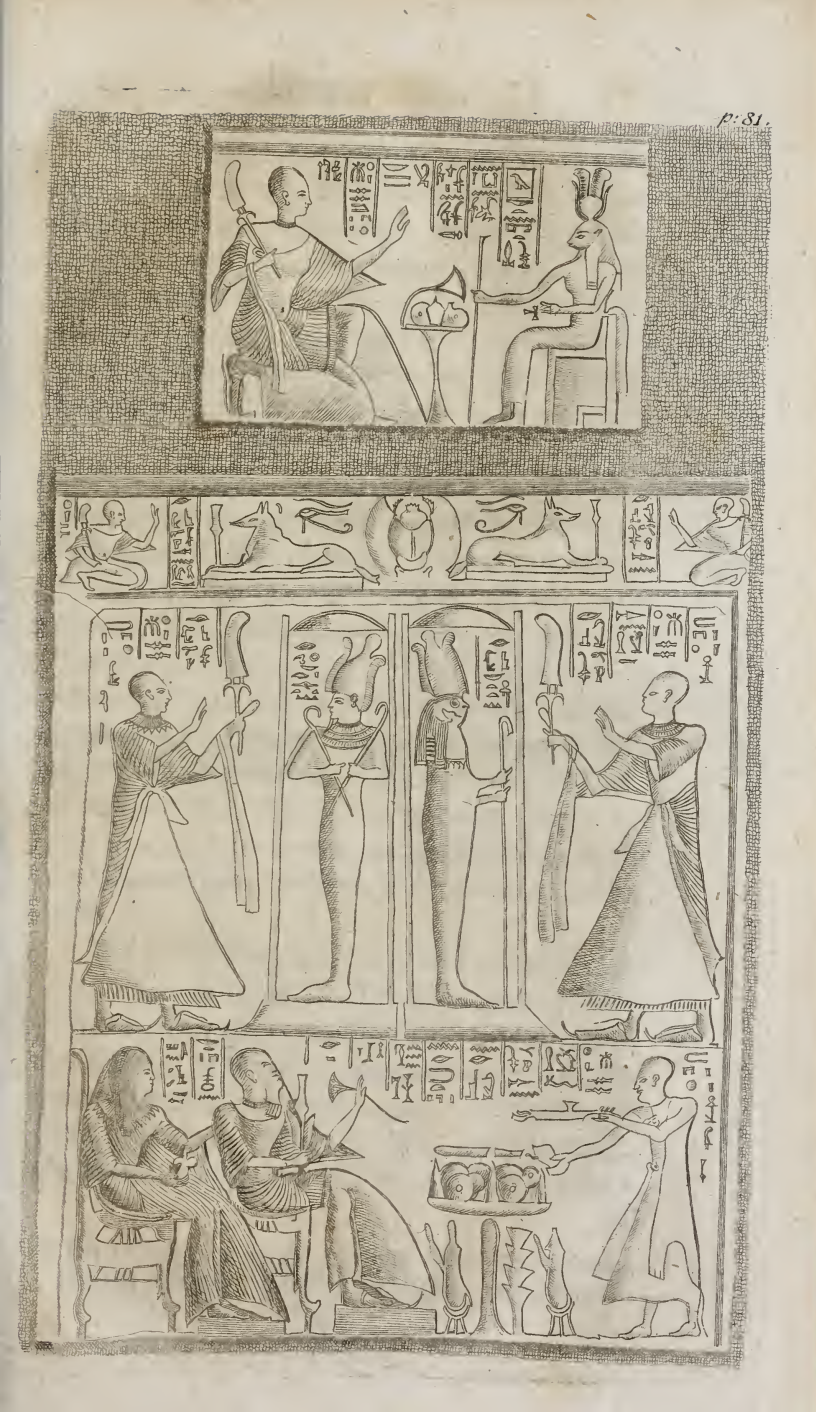
Viele hundert Menschen waren beschäfftiget, das neue Bett, wodurch die Rhone künftig fließen soll, auszuräumen und zu vertiefen. Der herausgenommene Schutt wird zur Erhöhung der Insel gebraucht. Die Straße am Ufer, oder der neue Kay längst der Insel herunter, war bereits fertig, und durchaus mit schönen hohen Pappeln besetzt. Auch war das große Wasserbehältniß auf der Insel, und ein Theil des durch diese zu führenden Canals meist fertig, und man war mit Erbauung der Mühlen an diesem Canal beschäfftigt. Es war ein schönes Schauspiel, mehr als tausend Menschen an verschiedenen Gegenden mit Ausführung eines so wichtigen Werks beschäfftigt zu sehen. Ich hatte das Vergnügen, den Hrn. Perrache bey dieser Gelegenheit zu sehen, und er hatte die Gefälligkeit, mir nicht nur den Hauptplan des ganzen Werks, sondern auch die Zeichnungen der besondern Haupttheile desselben, besonders der Mühlen, wo er sehr sinnreiche Erfindungen angebracht hat, zu zeigen; dabey

entwickelte er alle Schwierigkeiten und die Einwendungen, die man gegen das Werk gemacht hat, nebst seinen Beantwortungen. Es schien mir, daß er alles hinlänglich überlegt, und zum Theil mit viel Genie, die Schwierigkeiten zu überwinden, hinlängliche Mittel erfunden habe. Indessen sind noch immer genug Leute in Lyon, die behaupten, das große Unternehmen werde fehlschlagen.

Weil ich im Rückwege nach meinem Gasthof an die Kirche der Parochie d'Enay kam, stieg ich aus, um dieselbe inwendig zu sehen, weil man mir gesagt hatte, daß einige Ueberbleibsel von römischer Baukunst darin zu sehen seyn. Der Chor dieser Kirche hat eine Cupel, die auf vier starken Säulen von Granit ruhet, deren Schafft aus einem Stück gehauen ist. Da vor alten Zeiten die Ara Augusti hier gestanden hat, so vermuthet man, daß diese Säulen von derselben genommen worden. Die Vermuthung ist wahrscheinlich; denn die Verhältnisse dieser Säulen, und die Glieder an Fuß und Capital sind wirklich antik. Außerdem siehet man deutlich, daß diese Säulen nicht zu diesem Bau verfertiget, sondern von einem andern genommen worden; nämlich zwey davon, die zunächst an dem Altar stehen, sind auf einen höhern Grund gesetzt, als die beyden andern. Weil sie also zu hoch würden gewesen seyn, so hat man, um sie mit den andern gleich hoch zu machen, unten am Stamm etwas davon abgeschnitten; daher fehlet ihnen der Untersaum mit dem Anlauf, welche beyde an den andern tiefer stehenden vorhanden sind. Der Diameter dieser Säulen unten am Stamm ist beynahe vier rheinländische Fuß.

Den

p: 81.



Den folgenden Morgen besuchte ich den Hrn. D. Rast, der ganz nahe an meinem Gasthofe wohnte. Er zeigte mir ein merkwürdiges antikes Monument, das einer seiner Freunde vor einigen Jahren aus Aegypten gebracht hatte. Es ist eine steinerne Tafel, etwa vier Fuß hoch, und halb so breit, durchaus mit gottesdienstlichen Vorstellungen in ganz flachem Schnitzwerk angefüllt. Sie stellet in drey übereinander stehenden Abtheilungen dreyerley gottesdienstliche Gebräuche vor. In jeder Abtheilung siehet man andre Gottheiten, und Priester in andern Stellungen, Kleidungen und Verrichtungen. Außer diesen Figuren sind in jeder Abtheilung hieroglyphische Figuren, auch Schriften, die nicht hieroglyphisch, sondern mit Buchstaben geschrieben sind. Das ganze Monument ist wohl erhalten, und so wenig abgenutzt, daß fast überall noch die Farben, womit die Figuren bemalt gewesen, zu erkennen sind. Ich vermuthe, daß Kenner der ägyptischen Alterthümer an diesem Monument, wenn es einmal durch eine gute Zeichnung wird bekannt gemacht seyn, wichtige Beobachtungen machen werden *).

Auf den Mittag trat ich die Reise nach Marseille an. Ich hatte erst den Gedanken, mich bis Avignon des sogenannten Coche d'eau, eines öffentlichen Schiffes zu bedienen, das zweymal in der Woche von hier die Rhone herunter geht. Es wurde mir aber widerrathen. Man sagte mir, daß oft schlechte Gesellschaft auf diesem Schiffe zusammen komme, daß

*) Diese Zeichnung fügen wir hier bey, aus Achtung für den Verfasser und fürs Publikum. d. Verleger.

daß die Fahrt nicht ohne Gefahr sey, daß man sehr schlechte Nachtlager bekomme, und daß man zur Herbstzeit, wenn dicke Nebel, oder widriger Wind sich einfinden, lang unterweges bleibe. Also ließ ich diesen Vorsatz fahren. Es war mir um so viel lieber, da in dem Gasthofe, wo ich abgetreten war, eben drey Fuhrleute waren, die alle ledig nach Marseille zurückfahren wollten. Ich wählte ein schönes und bequemes Cabriolet auf vier Rädern, und bedung die ganze Fuhre bis Marseille für 54 Livres, da sonst der Preis eines solchen Fuhrwerks, wenn man nicht solche Gelegenheiten findet, 10 bis 12 Louisd'or ist. In Lyon fehlt es selten an solchen Gelegenheiten, da die Hauptstraßen in Frankreich beständig mit Reisenden angefüllt sind. Ich hatte das Glück, einen sehr verständigen, ungemein gefälligen, und auf jeden Wink von mir aufmerksamen Postillon zu bekommen.

Abreise von Lyon.

Den 20 October Nachmittags. Reise von Lyon nach Vienne.

Von Lyon aus bis nach Avignon geht die Landstraße längst dem linken Ufer der Rhone. Man hat zwar den Fluß selten im Gesicht, aber die Berge und Hügel, die sein linkes Ufer zieren, und ungemein schöne Aussichten bilden, verliert man auf der ganzen Straße fast nie aus dem Gesicht. Es ist bekannt, daß die Provinz Dauphine', durch die diese Straße geht, eben nicht die fruchtbarste ist. Sie besteht meist aus Bergen, die zwar an der Seite gegen die Rhone zu nicht sehr hoch, aber rauh und von geringer Fruchtbarkeit sind. Die Rücken dieser Berge sind meistens breit und eben, so daß sie könnten bebaut wer-

werden: aber das Ackerland darauf ist sehr steinig und trocken.

So viel man auf dem Wege von Lyon nach Vienne von dem Lande sieht, ist es schlecht und wenig bewohnt. Einige Dörfer, die man nicht sehen kann, sollen in der Tiefe an der Rhone liegen. Auf der Höhe, über welche die Straße geht, trifft man nur einzelne Bauerhäuser, aber auch nicht in Menge, an. Das Land ist längst der Straße zwar überall angebaut; es besteht aber größtentheils aus hohen, magern Kornfeldern, und etwas Weinland. Wiesen sind da gar nicht zu sehen, auch keine Wälder. Das Gehölze, das man von weitem an den Bergen sieht, ist auch sehr mager, und besteht mehr aus Gesträuch als aus hohen Bäumen.

Nicht weit von Vienne fährt man von dem hohen Lande in ein angenehmes Thal herunter, das zwischen der Rhone und den daneben stehenden steilen Bergen liegt; es ist schmal, aber fruchtbar und sehr angenehm. Der Fuß der Berge ist mit Weinreben bepflanzt; in dem Thal selbst sind Wiesen und gute Aecker; die Straße aber ist mit Bäumen besetzt. Aus der Menge der vor der Stadt mir begegnenden Geistlichen schloß ich, daß dieses kleine Gelände den müßigen Einwohnern zum Spazierengehen dienet: und dazu ist es ganz angenehm.

Vienne liegt längst dem hier etwas hohen Ufer der Rhone, auf einem schmalen Strich ebenen Landes. Denn gleich hinter der Stadt erheben sich sehr steile, aus kahlen Felsen bestehende, doch hier und da mit etwas Gesträuch bekleidete Berge. Gegen den Fuß sind sie auch hier und da mit Weinreben bepflanzt. Vienne.

Sie stehen so dicht neben der Stadt, daß einige etwas vorstehende einzelne Hügel noch mit in den Bezirk derselben eingeschlossen sind. Ein enger sehr melancholischer Weg geht zwischen der Stadt und diesen Bergen hin, die ein sehr wildes und trauriges Ansehen haben. Dadurch aber ist die Stadt vor den rauhen aus den Gebürgen kommenden Ostwinden völlig gedeckt.

Desto ergötzender ist die Aussicht von dem hohen Ufer der Rhone an der Abendseite der Stadt auf den Fluß, das gegenüber liegende und durch eine Brücke mit Vienne verbundene Ste. Colombe, und die schönen am rechten Ufer liegenden Hügel und Weinberge. Man hat also hier eine melancholische Wüste auf der einen, und eine erquickende Gegend auf der andern Seite der Stadt.

Zwischen der Vorstadt, durch die man von Lyon aus nach Vienne kommt, und der Stadt rauschet ein wilder Bach nach der Rhone hin, an welchem verschiedene Gerbereyen, Papiermühlen und andere nützliche Werke angelegt sind. Die Stadt selbst ist von finsterm melancholischen Ansehen, hat sehr enge und zum Theil ekelhafte Straßen, so daß man froh wird, wieder zum Thor herauszukommen. Angenehmer ist die Vorstadt, wo ich auch abgetreten war. Es war mir zu spät, die verschiedenen in der Stadt befindlichen römischen Alterthümer zu besehen.

Den

Den 21 October. Reise von Vienne nach St. Valier, welcher Weg acht Lieues du Dauphiné gerechnet wird.

Ich fuhr mit Anbruch des Tages durch die Stadt. Nicht weit von derselben fährt man an einem kleinen Feld an der Rhone vorbey, auf welchem ein artiges vollkommen wohl erhaltenes römisches Monument steht, das die Einwohner das Grabmal des Pilatus nennen, der nach der Tradition hieher verwiesen und sich selbst hier umgebracht haben soll. Es besteht aus einer von Quadersteinen aufgeführten etwa 30 Fuß hohen Pyramide, die auf einem auf vier Pfeiler gesetzten, 6 bis 7 Fuß hohen Gewölbe ruhet, so daß man unter der Pyramide durchgehen kann. Grabmal des P. Pilatus.

Von Vienne aus hat man eine Zeit lang die Berge, an denen die Stadt liegt, linker Hand, und einen schmalen aber guten Strich ebenes Land rechter Hand gegen die Rhone zu. An diesen Bergen ist etwa eine halbe Stunde unter der Stadt die sogenannte Cote rotie, von welcher der dort wachsende gute rothe Wein seinen Namen hat. Die Landstraße ist abwechselnd, bald mit Maulbeer- bald mit Wallnußbäumen besetzt. Das höhere Land, worüber weiter hin die Straße geht, ist sehr rauh und steinig, und man findet hier beträchtliche Strecken, die gar nicht angebaut sind; daher man auch nur wenig einzele Wohnungen für Landleute hier antrifft.

Ein paar Stunden unter Vienne kommt man durch ein kleines Städtchen Auberive, das gerade in ein Ravin oder enges Tobel gebaut ist, zur Seite aber

ein kleines sehr reizendes und fruchtbares Thal hat, das um so viel mehr ergötzt, weil das Land herum so rauh und so unfruchtbar ist. Auf einem Hügel neben dem Städtchen liegt ein großes zerstörtes Schloß, dergleichen man in dieser Provinz viele findet. Hiebey fiel mir ein Gedanke wieder ein, den ich schon oft gehabt habe, wie angenehm es wäre, wenn man topographische Charten hätte, die von alten Zeiten her jeden sich besonders auszeichnenden Zustand der Länder in einer Folge vorstellten. Vermittelst solcher Charten würde man den Zustand eines Landes in jedem besondern Zeitalter mit einem Blick übersehen. Die Folge der Charten aber würde uns die allmähligen Veränderungen desselben anschauend erkennen lassen. Diese Sache für die längst verflossenen Jahrhunderte vorzunehmen, würde jetzt sehr schwer, wo nicht unmöglich seyn; und doch könnte, wenigstens von den letzten tausend Jahren her, von welcher Zeit noch viele Monumente und Documente vorhanden sind, noch etwas ansehnliches geleistet werden. Am besten aber könnte ein solcher Plan zur Fortsetzung in künftigen Zeiten, in Ansehung der erst seit kurzem von den Europäern angebauten Länder in fremden Welttheilen, jetzt angefangen werden, wenn man z. B. von jeder der englischen Colonien in Amerika, welches nun noch ziemlich gut geschehen könnte, topographische Charten machte, davon die ersten den Zustand des Landes beym Eintritt der ersten Colonie in dasselbe, die folgenden aber jeden merklich veränderten Zustand von 50 zu 50, oder von 100 zu 100 Jahren vorstellten, womit man hernach künftig so fortfahren würde; so bekäme die Nachwelt einen seltenen Schatz von topographischen Char-

Charten, von den verschiedenen auf einander folgenden Einrichtungen der Länder.

Gegen Mittag kam ich in ein Dorf Roussillon, oder Peage de Roussillon. Auf einer Anhöhe neben dem Dorfe siehet man noch die Ringmauern eines alten Städtchens, und mitten in denselben auf einem hohen einzelnen Felsen ein altes Gemäuer, vermuthlich von einem festen Thurm. Die Lage dieses Orts schien mir so angenehm, daß ich versuchte, während der Zeit da mein Mittagessen zubereitet würde, einen Spaziergang auf das Feld zu thun, da ich bereits von dieser Reise eine Vermehrung meiner Kräfte verspürte. Gegend um Roussillon.

Die Berge und Hügel, die längst der Rhone am linken Ufer herunter laufen, wenden sich von diesem Orte an von dem Fluß ab gegen das Land hinein, ziehen sich dem Anscheine nach in einem halben Zirkel herum, und wenden sich hernach wieder bis an die Rhone. Ich hatte also vor dem Dorfe Roussillon gegen Mittag hin eine beträchtliche Fläche ebenes Landes in Form einer halben Zirkelfläche, deren Diameter längst der Rhone lag, vor mir. Von den Anhöhen bey dem Dorfe übersieht man sie ganz; und da sie durchaus ziemlich dicht mit Maulbeerbäumen besetzt ist, so hat sie das Ansehen eines einzigen sehr großen Baumgartens. Indessen ist der Acker, wenn man ihn in der Nähe sieht, schlecht, und so sehr mit Kieselsteinen bedeckt, daß man an vielen Orten zwischen den Steinen kaum einer Hand breit Erde sehen kann. Verschiedene Aecker sehen wirklich wie ein gepflasterter Platz in einer Stadt aus; dennoch sind sie mit vielen Bäumen besetzt, und das Land unter denselben wird

gepflüget, und ist, wie aus den noch liegenden Haufen des kurz vor meiner Ankunft abgeschnittenen Heidekorns oder Buchweizens abzunehmen war, eben nicht unfruchtbar.

Es ist hier ziemlich gemein, die Felder durch Ansäung des oben (bey der Tagreise vom 6 Septemb.) gedachten Lupinus zu düngen. Denn hier fehlt es an dem gewöhnlichen von dem Zugvieh kommenden Dünger, weil wegen Mangel des Futters solches Vieh fast gar nicht gehalten wird. Nichts ist einfacher, als der hiesige Pflug, der hier im Profil abgezeichnet ist.



Er

Er besteht aus einem vierkantigen, vier bis fünf Zoll dicken Stück Holz AB, an dessen vorderes Ende eine starke, etwa 10 Zoll lange eiserne Spitze AC befestiget ist. Dieses Stück liegt gerade auf der Erde auf. D und E sind hölzerne in das Hauptstück eingelassene Aerme. An den vordern E wird das Vieh angespannt; an dem hintern D aber hält der Landmann den Pflug, um ihn zu lenken. Der hölzerne Nagel F dienet, den vordern Arm, oder die Deichsel, nach der Größe des vorzuspannenden Viehes, etwas höher oder niedriger zu stellen. Wenn der Pflug von hinten ein wenig gehoben wird, dringt die eiserne Spitze C mehr oder weniger in die Erde, und reißt sie beym Fortrücken des Pfluges auf. Gegen das hintere Ende B wird das Holz allmählig etwas dicker, um die mit der Spitze aufgerissene Furche etwas zu erweitern.

Mit diesem Pfluge bearbeitet der Landmann seinen Acker mit ausnehmender Genauigkeit. Die Furchen sind so gerade, als wenn jede nach der Schnur gezogen wäre; die Aecker sind so genau im Viereck, als wenn die äußersten Furchen nach einem angesetzten Winkelmaaß abgestochen wären; der ganze Acker aber so eben, wie mit der Bleywaage abgewogen. Dieses giebt dem Felde das Ansehen eines in viereckige Beete abgetheilten Gartens, und man kann es nicht ohne Vergnügen übersehen.

Das Dorf, oder der Flecken Roussillon ist gering und scheint arm zu seyn. Es sind eine Menge Gasthöfe darin, so wie in allen Dörfern und Städten auf dieser ungemein lebhaften Landstraße, auf der man beständig Postchaisen, Landkutschen, zu Pferde

Reisende, und überdem bald jede Minute mit Baumwolle beladene Frachtwagen antrifft. Lustig sind insgemein die an diesen Gasthöfen, die ganze Breite der Vorderseite des Hauses einnehmenden Namen derselben. Ich sah an der Faßade einer elenden zwey Fenster breiten Hütte mit erstaunlich großen sehr zierlichen Buchstaben die Aufschrift: Grand hotel à la belle fontaine. An einer andern Hütte las ich: au Caffé royal et noble jeu de Billard.

Die Häuser sind hier, wie auch an andern Orten dieser Provinz, massiv von Feldsteinen aufgemauert, und so, daß die Mauern eine Art von Mosaique vorstellen, wie aus dieser Zeichnung zu sehen ist.



Zu jeder Schicht sind Steine von einerley Größe und Figur ausgesucht, und so eingemauert, daß sie alle sich nach der rechten oder linken Seite neigen, nämlich abwechselnd, eine Schicht rechts, die andre links. Zwischen zwey solchen Schichten liegt allemal eine Schicht dünner flachliegender Steine, und so wird die Mauer durch ihre ganze Höhe fortgesetzt. Die Häuser sind von außen nicht mit Kalk beworfen, außer einer etwa zwey Fuß breiten Bande, die zwischen dem untern und ersten Stock durch die ganze Faßade geht, auf welcher Bande die vorher erwähnte Aufschrift steht.

Die eigentlichen Bauerhäuser auf dieser ganzen Straße sind alle massiv von Feldsteinen erbaut, aber sehr klein und ärmlich. Sie haben keine Nebengebäude, weder Scheunen noch Ställe, auch keine Misthöfe. Man sieht ein so einzeln auf dem Felde stehendes Haus von weitem für einen bis nahe an die Erde abgetragenen alten Wachtthurm an, dergleichen man in den nördlichen Provinzen Deutschlands oft antrifft. Scheunen haben diese Leute nicht nöthig, weil sie kein Heu zu verwahren haben, und ihr weniges Getraide gleich auf dem Felde, oder auf einem ebenen Platze neben dem Hause austreten lassen. Das Korn wird ins Haus getragen, und das Stroh um einen Pfahl kegelförmig neben dem Hause aufgesetzt. Ein oder zwey kleine Esel, auch allenfalls eine Kuh, welches den ganzen Viehstand eines solchen Bauern ausmacht, werden leicht im Hause oder in einem kleinen angebauten Verschlag untergebracht; und so wird der weitläuftige deutsche Bauerhof hier in eine kleine steinerne Hütte verwandelt.

Sonst fehlt es dem hiesigen Landmanne gewiß nicht an Fleiß und Arbeitsamkeit. Ich habe bereits des geschickten Pflügens erwähnt; diesen Nachmittag traf ich Felder an, die mit der Spathe umgegraben, und wie Gartenland behandelt wurden. Weiter hin traf ich einen Bauer an, der eben einen Acker zur Wintersaat umpflügte; hinter dem Pfluge gieng sein Weib, das alles losgemachte Unkraut auflas und abschüttelte. Es fehlet also diesen Leuten nur an besserm Land und an mehr Freyheit, um in gutem Wohlstand zu leben.

St. Valier. Diesen Abend kam ich bey guter Zeit nach St. Valier, einer alten ekelhaften Stadt. Zum Glück fand ich in einer Vorstadt einen Gasthof, wo ich abstieg. Weil es noch eine gute Stunde lang Tag war, unternahm ich einen Spaziergang, um die Lage des Orts zu sehen. Die Vorstadt besteht in einer ziemlich langen Reihe Häuser, die zwischen der Stadtmauer und der Rhone liegen. Ich eilte die längst an einer alten halb zerfallenen Stadtmauer hinlaufende Straße herunter, um ins Freye zu kommen. Am Ende dieser Straße kam ich an die Rhone, und ergötzte mich an der herrlichen Aussicht über diesen Fluß und die schönen jenseit desselben liegenden Hügel, die meist aus Weinbergen bestehen. Von hier konnte ich an einem schönen Ufer der Rhone wieder hinter den Häusern der Vorstadt herauf gehen, und sah also die Häuser, an deren Vorderseite ich herunter gegangen war, nun von hinten. Hier sah ich zu meiner Bestürzung an den Hinterseiten dieser Häuser nichts als Ekel und Elend. Kein Fenster geht nach dieser so herrlichen Gegend heraus; sondern Abtritte, Hühner-

ställe u. s. f. Die Leute wohnen also vornen heraus, wo sie ein altes hohes Gemäuer gerade vor ihren Fenstern haben; an dem hintern Theil der Häuser, von da aus sie eine der herrlichsten Aussichten haben könnten, sind keine Zimmer und keine Fenster.

Es war mir ein trauriger Gedanke, hier ein Volk anzutreffen, das für die Schönheiten der Natur, für die frölichsten Aussichten und für die gesundeste Luft an seinen Wohnungen völlig unempfindlich ist. Das ist gerade so viel, als aus einer stinkenden Pfütze trinken, und gleich daneben eine schöne und gesunde Quelle verabsäumen. Was für einen Begriff muß man sich von dem Gemüthszustande eines solchen Volks machen? Vermuthlich haben die Sorgen der Nahrung sie in diese viehische Unempfindlichkeit gesetzt. Der sonst große Gasthof in dieser Vorstadt, in dem ich eingekehrt war, ist einer der unreinlichsten, die ich auf dieser Straße angetroffen habe.

Den 22 Octob. Reise von St. Valier bis Lauriole, welches 10 Lieues gerechnet wird.

Von St. Valier bis Tain oder Tein, welches zwey Stunden weit davon ist, geht die Straße über einen sehr schmalen Strich ebenen Landes, zwischen dem Ufer der Rhone und den daneben liegenden Bergen. Sie ist mit schönen und großen Maulbeerbäumen besetzt. Die Berge, an denen die Straße hingeht, sind meistentheils unfruchtbare Klumpen zusammengebackener Kieselsteine, oder Felsen, die auf den Alpen Nagelflüe genennt werden. Nahe bey Tain schließen sich die Berge so dicht an die Rhone an, daß hier die Straße theils in den Felsen eingehauen, theils

in

in den Fluß hineingerückt, und gegen denselben mit einer starken Mauer gestützt ist. Wenn man durch diesen engen Paß heraus ist, kommt man nach Tain, einem schönen und großen Flecken, dem gerade gegenüber an dem rechten Ufer der Rhone die Stadt Tournon im Vivarois liegt.

Von Tain aus ziehen sich die Berge von der Rhone wieder landwärts hinein, und laufen in einem halben Zirkel herum, der sich nahe bey Valence wieder an die Rhone hinzieht. Dadurch entstehet hier wieder eine große und schöne Ebene, die wie ein unermeßlicher Garten aussieht. Die Hügel, die von Tain aus gegen Morgen hinlaufen, sind an der Mittagsseite mit Weinreben bepflanzt. Hier wächst der fürtreffliche rothe Wein, der von einer auf der Höhe gerad über dem Flecken liegenden Einsiedlerey Vin d'Hermitage genennt wird. Er ist aber so selten, und wird so hoch im Preis gehalten, daß man an dem Orte selbst 3 Livres für eine Bouteille, wie die Pariser oder Burgunder Bouteillen sind, bezahlen muß.

Vin d' Hermitage.

Die Ebene selbst ist nicht so fruchtbar, als sie für das Auge schön ist. Das höhere Land darauf ist sogar völlig unbebaut; aber das ganze Land ist mit Maulbeerbäumen besetzt. Mich wunderte es doch, in einem Lande, wo der Getraidebau so schlecht ist, unter so vielen tausend gepflanzten Bäumen keinen Obstbaum zu finden.

Am Ende dieser Ebene fährt man gerade über die sich hier wieder an die Rhone anschließenden nicht hohen Berge herüber, und kommt hernach bald nach Valence. Diese ziemlich ansehnliche Stadt hat eine fürtreffliche Lage auf einer Höhe, dicht an der Rhone.

Valence.

Ehe

Ehe man an die Stadt kommt, fährt man über einen sehr fruchtbaren Boden, auf dem schöne zum Wässern eingerichtete Wiesen sind; eine in diesem Lande seltene Sache.

Jenseit der Rhone, gerade vor der Stadt über, erhebt sich ein hoher, sehr steiler, aus völlig nackenden Felsen bestehender Berg, an dessen Fuß die Rhone anspület. Man kann es sich, ohne es gesehen zu haben, schwerlich vorstellen, daß ein völlig kahler Berg eine so angenehme Aussicht bilde, als man diese wirklich findet. Die seltsam veränderte Gestalt der Felsen, die verschiedenen Farben des Gesteines, und, ich weiß nicht was mehr, machen den Anblick wunderbar schön.

Dieser Ort ist das gewöhnliche Grab der Contrebandiers, mit denen der hiesige Galgen, oder die Fourches patibulaires, wie er hier genennt wird, immer reichlich, aber zum großen Abscheu der Vorbeyreisenden, behangen ist. Hier hat vor einigen Jahren der berüchtigte Mandrin, dessen Andenken unter dem Volk hier noch frisch bleibet, den Lauf seiner Thaten vollendet.

Von Valence aus bekommt das Land ein etwas neues und für einen aus Norden kommenden fremdes Ansehen. Man fängt es an zu merken, daß man gegen eine wärmere Gegend kommt, die andere Früchte trägt, und einen andern Feldbau hat, als die weniger südlichen Länder.

Erst trifft man unter Valence große Felder mit Weinreben bepflanzt an. Man giebt ihnen hier und weiter hin keine Stöcke mehr. Von der Wurzel an sind es dicke Stubben, einen oder anderthalben Fuß

hoch.

hoch. Oben aus diesen Stubben läßt man das tragbare Holz treiben, das jährlich bis auf zwey Augen herunter geschnitten wird. Die neu austreibenden Schosse werden denn weiter nicht angebunden; und so erspart man durch das ganze mittägliche Frankreich die kostbaren Rebstöcke, die an andern Orten den Gewinn des Weinbaues stark vermindern. Diese Art, die Weinreben zu ziehen, ist schon in alten Zeiten gewöhnlich gewesen; denn Cato oder Columella beschreibt sie deutlich.

Weiter hin fährt man über große Felder, die ziemlich dicht mit Maulbeer= Mandel= Castanien= und Nußbäumen besetzt sind, und dabey doch noch Getraide tragen. Diese Menge und Mannichfaltigkeit der Bäume macht das Land angenehm.

Eine halbe Stunde vor Lauriole kommt man über die Drome, einen seichten, aber bey Regen= und Frühlingsthauwetter sehr reissenden und gefährlichen Strom, der aus den gegen Morgen liegenden Bergen herkommt, und sich hier ein sehr breites Bett ausgegraben hat. Es gieng sonst eine hölzerne Brücke darüber, die aber zu wiederholtenmalen vom Strom weggeführt worden ist. Jetzt wird eine ganz prächtige steinerne Brücke von großen Quaderstücken, mit Marmor bekleidet, gebaut, und wird bald fertig seyn; ein wahrhaftig königliches Werk. Sie hat drey Bogen, davon der mittlere 14 Toisen oder 84 Fuß, von den beyden andern jeder 12 Toisen weit ist. Eine solche Brücke würde selbst der schönsten Stadt zur Zierde gereichen.



Um diese Gegend fangen die Truffles an ziemlich gemein zu werden, und man setzte sie mir in jedem Gasthofe vor.

Den 23 October. Reise von Lauriole über Montelimard nach la Palud.

Von Lauriole bis Montelimard, vier starke Lieues, ist das Land meistens ganz schlecht. Gegen den letztern Ort hin wird es aber gut, und hat schöne Wiesen. Ein paar Stunden weiter hin bey Donzere kommt man wieder über die Höhen. Wenn

man von diesen herunter fährt, so öffnet sich bey dem letztgenannten Städtchen eine große Pläne in die sogenannte Comtat von Avignon hinein. In dem dieser Gegend gegenüberliegenden Distrikt jenseit der Rhone, wächst ein lieblicher weisser Wein, der Vin de St. Perès genennt wird. Er hat einige Aehnlichkeit mit dem Champagner, ist aber süßer als dieser.

Von Donzere aus ist das Land höchst elend. Anfänglich sind die Felder noch ganz dünne mit magern Weinreben besetzt; weiter hin aber ist es nichts als bloßer Schutt von Kieselsteinen und Kiessand. Das meiste liegt unbebaut. Hier und da sah ich noch ein Feld mit magern Maulbeer- Mandel- Nuß- und Feigenbäumen besetzt.

Ich habe schon einmal über die große Unreinlichkeit der französischen Gasthöfe auf dieser Straße geklagt; aber ich hätte die Klage bis hieher versparen sollen. In La Palud, wo ich heute über Nacht blieb, war sie völlig unausstehlich. Ich glaubte des Morgens, als ich wieder in den Wagen steigen konnte, aus einer Cloak errettet geworden zu seyn. Wehe dem, der auf dieser Straße im Essen ekel ist; er muß verhungern. Speisen werden zwar im Ueberfluß aufgetragen, auch wirklich gute Sachen, wenn sie reinlich behandelt würden; aber der Ekel verderbt alles. Teller, Löffel, Gabeln, (denn Messer werden, ich weiß nicht warum, nie vorgelegt,) sind in dem schlechtesten Zustande. Das Tischzeug ist zwar rein, aber unausstehlich grob. Weit besser wäre es, wenn man blos reinliche Zimmer fände, und jeder Reisende sein Essen selbst anschaffen müßte.

Den 24 Octob. Von La Palud über Orange nach Avignon; wird acht starke provencische Meilen gerechnet.

Die erste Meile geht längst hoher felsiger Hügel, die linker Hand an der Straße stehen. Wegen der hier und da vorkommenden seltenen Gestalten dieser Hügel und einiger sonderbaren Ansichten derselben ist der Weg nicht unangenehm, besonders nahe bey Mont Dragon. Gleich hinter diesem Ort bekommt man die ersten Olivenbäume zu sehen. Zwischen Mont Dragon und Orange ist das Land noch ziemlich fruchtbar, und wird immer schöner, je näher man gegen diesen letzten Ort hinkommt, wo man gute Aecker und schöne Wiesen in einer ziemlich weiten Ebene findet.

Diese kleine nicht angenehme Stadt liegt an der Nordostseite eines rauhen, meist aus kahlen Felsen bestehenden, aber nicht hohen Berges. Vor ihr liegt eine fruchtbare angenehme Ebene, durch welche verschiedene kleine Bäche fließen. Gegen Mittag ist diese schöne Gegend von kahlen, wie aus dürren Knochen bestehenden Höhen umgeben. Orange.

Wenn man etwa noch tausend Schritt von der Stadt entfernt ist, bekommt man den schönen, nahe an der Stadt stehenden Triumphbogen des Marius ins Gesicht, an dem die Straße vorbey geht. Dieses schöne und sehr wohl erhaltene Monument hat ein feines Ansehen, und muß, im Ganzen genommen, jedem Auge wegen der guten Verhältnisse der Theile wohl gefallen. Ich mußte mich begnügen, dieses schöne Werk nur aus dem Wagen zu sehen, weil die-

sen Morgen bey dem schönsten Wetter sich ein heftiger und sehr kalter Nordwind erhoben hatte. Er stürmte so gewaltig, daß auch starke Leute Mühe hatten, sich aufrecht zu erhalten. Aus eben diesem Grunde ließ ich hier, gegen meinen vorher gefaßten Vorsatz, nicht anhalten, weil mich dieser strenge Wind doch würde verhindert haben, die hiesigen Alterthümer zu sehen.

Dicht neben der Stadt ist ein angenehmer, mit schönen und sehr großen Maulbeerbäumen besetzter Spazierplatz. Die Straße geht neben der Stadt an der Seite des Berges allmählig auf die Höhe, welche sich von hier bis nach Courtezon erstreckt. Es ist nicht möglich, sich etwas Unfruchtbarers auf dem Erdboden vorzustellen, als diese hohe Pläne, die einen ansehnlichen Theil des Fürstenthums Orange ausmacht. Sie ist eigentlich nichts, als ein ungeheurer Haufen zusammengeschwemmter Kieselsteine. In der Nähe über Orange haben sich die Einwohner die Mühe gegeben, das Land etwas von Steinen zu reinigen; denn man siehet sehr lange, etwa sechs Fuß hohe Haufen zusammengetragener Steine, und dazwischen eben so lange mit Weinreben besetzte Aecker. Aber die Weinstöcke stehen sehr mager und elend, so daß gewiß ein weiter Strich Landes hier erfordert wird, um einen Eimer Wein zu gewinnen. Hier und da siehet man auch noch einen halb dürren Oliven- oder Maulbeerbaum auf diesem elenden Boden stehen; aber etwas weiter hin ist das Land eine weite Wüste, mit ganz niedrigem, etwa zwey Spannen hohem Gesträuche bewachsen. Dieses Gesträuch besteht größtentheils aus der immergrünen Zwergeiche mit stachlichen Blättern, von der die europäische Cochenille ge-

sam-

sammelt wird. Plinius gedenkt dieser Sache (L. XVI. c. 7.) und nennt diesen Strauch Ilex aquifolia parva. Mit diesem Gesträuch ist das Land, so weit man es übersehen kann, wie mit einem Teppich bedeckt. Hier und sta steht eine Lavendelstaude dazwischen.

Bey Courtezon, etwa eine Stunde hinter Orange, fährt man von dieser rauhen Höhe etwas herunter, und das Land, das in der Tiefe etwas besser wird, ist um diesen Ort herum angebaut. Bald nachher aber kommt man wieder auf hohe ziemlich unfruchtbare Aecker, die sich bis nahe an Avignon erstrecken. Der Rauhigkeit ungeachtet, ist das Land an den meisten Orten angebaut, und zeiget magere Wein- und Kornfelder, mit untermengten unangebauten Plätzen, die mit erwähntem Gesträuche besetzt sind.

Von dieser Straße, die über ein hohes, aber ebenes Land gehet, hat man gegen Ost und Südost eine fürtreffliche Aussicht über einen großen Theil der Grafschaft Venaissin, und auf die schönen Hügel und Berge, die sie von der Provence scheiden. Mit anbrechender Nacht kam ich nach Avignon, wo ich nur bis den andern Mittag blieb. Das Wetter war wegen des beständig anhaltenden starken und sehr kalten Windes nicht nur höchst unangenehm, sondern für mich gefährlich.

Den 25 Octob. Aufenthalt in Avignon und Reise nach Orgon. Avignon.

Mein Vorsatz war gewesen, mich hier einen Tag auszuruhen, und die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen. Ich gieng Vormittags auch in dieser Ab-

sicht aus, mußte aber gar bald wieder nach dem Gasthofe zurückkehren, weil ich den Wind und die Kälte nicht ertragen konnte.

Avignon ist eine große fürtrefflich gelegene, auch innerhalb nicht unangenehme Stadt. Sie ist mit einer schönen und hohen von Quaderstücken aufgeführten Mauer umgeben, die noch jetzt wie neugebaut aussieht. Außerhalb der Mauer an der Landseite hat sie auch einen nicht sehr breiten, aber nur wenige Fuß tiefen und grün bewachsenen Graben; auf der Seite der Rhone aber ist kein Graben, sondern ein breites und ebenes Ufer zwischen den Mauern und dem Fluß. Man kann um die ganze Stadt herum auf einem breiten und schönen Wege fahren, und dieser Weg ist auf der östlichen oder Landseite mit schönen und hohen Bäumen besetzt. An der Westseite der Stadt längst der Rhone ist das hohe und breite Ufer etliche hundert Schritt lang mit 6 oder 8 Reihen hoher Bäume bepflanzt, und macht einen der schönsten Spazierplätze, die man sehen kann. Davon übersieht man die Rhone, die hier einen sehr breiten und prächtigen Fluß ausmacht. Gerade gegenüber liegt an dem jenseitigen, sich allmählig in einen langen Hügel erhebenden Ufer die Stadt Ville neuve, die als ein Theater von über einander stehenden Häusern ins Auge fällt. Unter den Bäumen sind überall schöne steinerne Bänke zum Ausruhen gesetzt. An dem obern Ende dieses herrlichen Spazierplatzes stehen noch drey Bogen von der ehedem schönen und berühmten steinernen Brücke, die nach Ville neuve herüber gieng. Die Aussicht, die man von dem Spazierplatz unter den hohen Bogen dieser Brücke durch über die Rhone und das jen-

seits

seits derselben liegende Land hat, ist im höchsten Grade malerisch.

Auf der Morgenseite der Stadt liegt eine weite und fruchtbare Ebene, die aus Aeckern, Wiesen, Weinfeldern und Baumschulen besteht. Es befremdete mich doch, in der so fruchtbaren und schönen an die Stadt stoßenden Ebene weder Lustgärten noch kleine Landhäuser zu sehen. Ein deutlicher Beweis, daß die Einwohner mehr auf den gesellschaftlichen Zeitvertreib in der Stadt, als auf das Vergnügen des Landlebens halten.

Ein Liebhaber der französischen Litteratur findet in Avignon seine Rechnung, wegen der vielen wohl versehenen Buchläden, wo man die meisten Bücher in viel geringern Preisen kaufen kann, als in den französischen Städten. Die französischen Buchhändler lassen gar viel Bücher hier drucken, weil die Kosten des Papiers und des Drucks hier weit geringer, als an andern Orten sind.

In der Mittagsstunde reiste ich von hier ab, um noch heute nach Orgon zu kommen. Das Land ist ein paar Stunden weit von hier aus eben, fruchtbar und sehr angenehm, ohngefähr zu gleichen Theilen in Korn- und Weinfelder eingetheilt. Bey Avignon sind die Aecker mit hohen Maulbeerbäumen eingefaßt, welches dem Lande ein artiges Ansehen giebt; die Landstraße aber ist mit Weiden und Pappeln besetzt, welches hier und in andern Gegenden der Provence der Holzung halber geschieht; denn das Holz ist in diesem Lande sehr rar. Obstbäume sind hier was seltenes.

Auf dieser Straße von Avignon nach Bonpas, wo man über die Durance fährt, hat man gegen Nordost die Aussicht auf ein angenehmes, etwa drey Stunden weit ins Land hinein liegendes Gebürge, und auf die Hügel, zwischen denen Vaucluse liegt, das durch den platonischen Petrarcha, der da seine schöne Laura so unnachahmlich besang, berühmt worden ist. Bey wärmerm und stillern Wetter hätte ich unfehlbar eine Wallfahrt nach dieser reizenden Einsiedeley vorgenommen.

Die Durance Man passirt die Durance auf einer an einem Tau laufenden Fähre. Ich fand sie nicht so gut gemacht, als sie in Deutschland zu seyn pflegen, wo man das Vorder- oder Hintertheil der Fähre an das Ufer richtet, und so mit Pferd und Wagen in die Fähre hinein und hernach wieder heraus fährt. Hier ist die Fähre mit einer Brücke bedeckt, und legt die Seite ans Ufer an, von welchem man denn den Wagen, nachdem die Pferde ausgespannt worden, auf die Brücke der Fähre schiebet, die kaum breit genug ist, einem Wagen mit vier Rädern Raum zu geben. Die Durance ist ein schlimmer Fluß, der bey jedem Regenwetter gewaltig anwächst, und dann gar oft, bis sich das Wasser verlaufen hat, nicht kann passirt werden. Dadurch werden die Posten von Paris nach der Provence sehr oft so aufgehalten, daß sie von zwey Posttagen zusammentreffen. Man zählt deswegen diesen Fluß unter die drey Dinge, die der Provence beschwerlich fallen, und sagt im gemeinen Sprichworte:

Le Parlement, le Miſtral et la Durance
Font trembler toute la Provence.

Der

Der Mistral oder Mistrau ist der starke und kalte Wind, der mich seit ein paar Tagen auch so durchgekühlt hatte, daß bey dem schönsten Sonnenschein ein warmer Pelzmantel, in dem ich mich einwickelte, mich doch nicht vor dem Frieren verwahren konnte *).

Sobald man über diesen Fluß ist, tritt man aus der Grafschaft Venaissin wieder in die Provence, und trifft da ein Bureau an, wo man durchgesucht wird. Hier waren die Commis nicht strenge, und ließen sich das Durchsuchen mit einer Piece de 24 Sols abkaufen. Von hier aus ist der Weg ein paar Stunden lang sehr angenehm, durch ein fruchtbares Land, das wechselsweise in Wein- und Kornfelder eingetheilt ist. An den beyden Seiten der Straße fliessen kleine Bäche, deren Borde dicht mit Weiden, Pappeln und auch Feigenbäumen besetzt sind, so daß man in gutem Schatten fährt. Die Aecker sind hier mit großem Fleiß bearbeitet, und gleichen mehr grossen Gartenbeeten als Aeckern. Ich sah zwar hier und da einen Pflug stehen; verschiedentlich sah ich aber die Landleute den Acker mit großen und breiten Hacken umgraben. Auch sah ich hier einen Mann auf eine besondere Art seinen Acker eggen. Seine Egge bestund aus einem ziemlich schweren Stück Holz, das die Figur eines liegenden lateinischen T hatte, also ⊢. An dem Stiel zog er es hinter sich nach, und das Queerholz ebnete den Acker.

Bis hieher hatte ich auf einem so langen Wege von den Gränzen der Schweiz her nichts gesehen, das

*) Auch in dem adriatischen Meerbusen wird dieser Wind Maestra genennt.

einem Walde, oder nur einem Busche ähnlich gewesen wäre. Jetzt wurd ich angenehm überrascht, als ich von weitem ein schönes Gehölz sah, gegen welches mein Weg hingieng. Wer nie durch ein von Holzungen entblößtes Land gereiset ist, wird sich kaum vorstellen können, daß Wälder unter die größten Annehmlichkeiten eines Landes gehören. Hier erfuhr ich es ganz lebhaft; und es machte mir ausnehmendes Vergnügen, nach einer langen Reise über freye Felder, einmal durch einen mit schönen Bäumen besetzten Wald zu kommen. Aber die Freude daurete nicht lange. Die Straße gieng neben diesem kleinen Gehölze vorbey, und in der Nähe sah ich, daß es ein kleiner, zu einem adlichen Landsitz gehöriger Park sey. Nicht weit davon traf ich bey einem andern Landsitze noch einen solchen an. Weiter hin kam ich bey verschiedenen adlichen Schlössern vorbey, die ganz kahl da stunden, und nicht einmal irgend eine Allee von Bäumen in der Nähe hatten. Dieser fast gänzliche Mangel an schattigen Oertern muß die Landsitze in einer so warmen Provinz im Sommer fast unerträglich machen.

Hier sah ich auf dieser Straße weit mehr Wein- als Kornfelder, und alles nackend, sehr wenige hier und da zerstreut stehende Olivenbäume ausgenommen. Eine halbe Stunde vor Orgon geht der Weg über einen sehr großen unfruchtbaren sandigen Anger. Aus den verwachsenen Furchen nahm ich ab, daß das Land ehedem muß gebaut worden seyn. Es giebt in Deutschland noch geringere Aecker als diese sind, die doch bestellt werden; aber hier fehlet es wegen Mangel des Viehes an dem benöthigten Dünger. Dieses magere

Land, das eine deutsche Meile im Umfang haben mag, ist gegen Osten und Südosten mit einer Kette nicht hoher, aber meist aus nackenden Kalkfelsen bestehender Berge, die bis an die Durance gehen, umgeben. Dort liegt in diesen Hügeln die kleine Stadt Orgon, welche noch einige Aecker und Weinfelder hat, die mit vielen Olivenbäumen besetzt sind.

Den 26 Octob. Von Orgon über Lambesc und Aiguille nach St. Pont.

Von hier aus ist das Land bis an das Meer herunter ganz felsig. Es besteht aus weit ausgedehnten Höhen und einigen Bergen. Nicht nur die Substanz der Berge, sondern der ganze Boden dieses Distrikts besteht aus Kalkstein, der nur hier und da in tiefern Stellen mit etwas Erde bedeckt ist. An einigen Orten, wo zwischen den Bergen Thäler sind, hat sich in denselben über den Steingrund etwas mehr Erde angesammelt. Da sind denn fruchtbare Felder, mit Weinreben, Olivenbäumen und Mandelbäumen besetzt. An vielen Orten aber fährt man, auch auf dem ebenen Lande, auf nackendem Felsengrunde. Bey Malemort, einem kleinen Orte, ist der Boden schön und fruchtbar, und da sah ich eine beträchtliche Heerde Schafe.

Der Weg von da nach Lambesc geht über ein an der Nordseite dieser Stadt liegendes nicht hohes Kalkgebürge, auf welchem man einen Schein von Waldung sieht. Es wachsen an diesen Bergen viele von den sogenannten italiänischen Fichten *), deren oberer Stamm und Aeste eine schöne glatte und aschgraue Rin=

*) Pinaster, Pinus maritima.

Rinde haben. Die Eichen sind die sogenannten immergrünen Steineichen (chêne verd). Aber die Bäume stehen sehr weitläuftig aus einander, und selten ist einer über 20 Fuß hoch, oder unten am Stamm einen Fuß dick. In den Gründen zwischen den Hügeln, wohin durch die Länge der Zeit die von den Bergen ausgewitterte Kalkerde durch das Regenwasser gesammelt worden, sieht man doch Felder, die mit viel Mandelbäumen besetzt sind.

Schöne Gegend um Lambesc.

Im Herunterfahren von diesen Bergen hat man eine reizende Aussicht über das tiefere Land um Lambesc herum. Dieses ist ein wahres Paradies von fruchtbaren Wein- und Kornfeldern, die mit einer erstaunlichen Menge Olivenbäume besetzt sind. Was diese Aussicht von der Höhe her noch sonderbarer macht, ist die Art, wie die Felder hier abgetheilt sind. Sie bestehen aus langen, nur etwa 12 Fuß breiten Beeten, die wechselsweise mit Weinreben besetzt, und mit Waizen besät sind. An einigen Orten laufen diese Beete ihrer Länge nach von Norden nach Süden, an andern von Osten nach Westen. Daher siehet die ganze Pläne von der Höhe wie ein buntgestreifter, und mit Blumen besetzter seidener Teppich aus. Die mit Weinreben besetzten Beete waren jetzt aus Grün, Gelb und Roth vermischt; die, worauf die junge Waizensaat stund, waren hellgrün; und die Olivenbäume stellten die Blumen auf diesem Teppich vor. Ich erinnere mich nicht, jemals eine so liebliche Aussicht gehabt zu haben, als diese war. Der ganze Weg an dem Berge herunter ist dicht mit Olivenbäumen besetzt, die jetzt eben so voll Früchte hiengen, daß an manchen mehr Oliven als Blätter waren. In der

Nähe waren diese Bäume sehr schön anzusehen, weil auf gar vielen reife, halbreife und dann blos ausgewachsene Früchte hiengen; demnach sah man an einem Baume Grün, Gelb, Purpur, Schwarz und Weiß wunderbar durch einander gemischt. Dieser ergötzende Anblick und das schönste helle Wetter, nebst der angenehmen Wärme an der Mittagsseite eines Gebürges, that fürtreffliche Wirkung auf meinen Körper, und ich fühlte mich auf einmal weit munterer und stärker als ich vorher war.

Ich sah hier nichts als junge Olivenbäume, und hörte, daß vor etwa acht Jahren alle alten Bäume dieser Gegend bis auf die Wurzeln erfroren sind. Die jetzt so voll Früchte stunden, waren junger Aufschuß aus alten Wurzeln.

Ueber Lambesc hin ist das Land wieder durchaus felsig und kahl, eine beständige Abwechselung geringer Höhen und Tiefen, und nur etwa zur Hälfte angebaut. Die vielen herumliegenden Berge machen doch die Aussicht angenehm. Es ist ein Glück für dieses Land, daß die Winter da so gelinde sind. Wär es hier so kalt als in Deutschland, so müßte das Land wegen Mangel des Holzes unbewohnt bleiben. Ich habe fast auf dem ganzen Wege von Lyon herunter bis Marseille kein ander Brennholz gesehen, als Reiser vom Weinstock, dünne Aeste von geköpften Weiden und Maulbeerbäumen, das niedrige und schwache Gesträuch von Rosmarin und dergleichen an den Bergen wachsenden Sträuchern, und denn zur Seltenheit etwa ein größeres Stück von einem abgestorbenen Oliven- oder Mandelbaum.

Schloß Aiguille.

Mein Weg gieng eigentlich von Lambesc nach Aix, der Hauptstadt dieser Provinz. Ich verließ aber die Landstraße ein paar Stunden unter Lambesc, um auf das Schloß Aiguille zu kommen, weil ich diese Gelegenheit nicht versäumen wollte, die Wittwe meines verstorbenen Freundes, des Marquis d'Argens, zu besuchen, die sich dort aufhält. Sie war zum Glück erst seit wenig Tagen wieder auf ihrem hiesigen Wittwensitz angekommen, und bezeigte mir eine große Freude, einen alten, so weit weg wohnenden Bekannten so unvermuthet wieder zu sehen, nöthigte mich auch inständig, ein paar Tage bey ihr zu bleiben, welches ich aber nicht annehmen konnte. Der Präsident d'Aiguille, Bruder des verstorbenen Marquis, war abwesend.

Die Marquise sagte mir, daß sie sich einige Zeit in Aix aufgehalten, um daselbst in der Kirche der Minimes, wo die Familie ein Erbbegräbniß hat, das Grabmal aufrichten zu lassen, wozu der König von Preußen die Kosten hergegeben hatte, und daß das Monument jetzt bis auf die Aufschrift, die der König darauf zu setzen verordnet, fertig sey. Diese Aufschrift sollte nur aus zwey Worten bestehen:

Veritatis amicus
Erroris inimicus.

Einige Wochen hernach, als ich schon in Nizza war, schrieb mir die Marquise, daß man sich ihre Abwesenheit von Aix zu Nutze gemacht habe, um, anstatt gedachter Aufschrift, eine ganz andere auf das Monument zu setzen. Diese ist freylich in einem ganz andern Ton, und lautet also:

Instan-

Instante morte
Annos aeternos recogitanti
Velum nugacitatis ablatum est.
Hic
Cum cognatis fidei cultoribus
Quorum spes immortalitate plena est
Requiescere testamento mandaverat
Sed
Improvide *Tolo* Martio defunctus
In Ecclesia Majore sepultus est
Anno — — Die — —

Wem gewisse Umstände bekannt sind, der wird bald errathen, woher dieser Streich rührt.

Ich ergreife mit Vergnügen diese Gelegenheit, denen meiner Leser, welche diesen berühmten Mann blos als Schriftsteller kennen, ihn von seiner besten Seite bekannt zu machen. Er war ein grundehrlicher Mann, und würde, wenn er das Vermögen dazu gehabt hätte, seiner Wohlthätigkeit halber berühmt worden seyn. Seine Dienstfertigkeit war sehr groß, und selbst seine Feinde konnten sicher seyn, daß er ihnen auch da, wo er Gelegenheit dazu hatte, nicht schaden würde *).

Ich reisete denselbigen Abend spät noch weiter, um in St. Pont zu übernachten. Dies ist ein ange-

*) Der Marquis d'Argens wurde von allen ehrlichen Leuten, die ihn kannten, geliebt, weil er alle liebte. Aus Dankbarkeit gegen ihn, und aus Verehrung gegen den großen König, der diesem würdigen Mann gedachtes Zeugniß der Achtung stiftete, fügen wir es beym Abdruck dieser Reise, als eine Zierde des Titels, bey. Die Verleger.

genehmer nur aus zwey Gasthöfen bestehender, mit vielen schönen und hohen Pappeln umgebener Ort. Ich fand aber hier den unbilligsten Gastwirth, den ich auf der ganzen Reise angetroffen habe. Er konnte mir nichts zu essen geben, als eine aus Wasser, Oel und Brod zusammengekochte Suppe. Als ich den andern Morgen nach der Rechnung fragte, war er unverschämt genug 3 Livres und 10 Sols zu fordern, welches der gewöhnliche Preis in allen Gasthöfen dieser Straße für einen Herrn und einen Bedienten ist; dafür man aber an ordentlichen Orten ein Abendessen von wenigstens vier Schüsseln hat. Ich verwies ihm seine Unbilligkeit, gab ihm die Hälfte dessen, was er gefordert hatte, und reisete fort.

Den 27 Octob. Von St. Pont nach Marseille.

Dieser Morgen war bey dem noch immer anhaltenden Nordwinde sehr kalt. Bey Sonnenaufgang stund mein Thermometer auf dem 33 Grad der Fahrenheitischen Eintheilung, und ich fand auch auf einer Wiese, neben der ich vorbey fuhr, daß es stark gereift hatte. Es gehört unter die Seltenheiten dieser Provinz, daß verschiedene ganz nahe an einander liegende Oerter in der Temperatur sehr von einander abgehen. Die Gegend um St. Pont ist so kalt, daß keine Olivenbäume da fortkommen, die eine Stunde davon um Aiguille häufig sind. Dieser Ort liegt nordwärts von St. Pont und etwas weniges höher. Dergleichen Unterschied habe ich an mehr Orten der Provence gefunden.

Der

Der Weg von hier nach Marseille ist uneben, geht bald über hohes Land, bald durch niedrigere Gründe immer über Felsen von Kalkstein, die bald ganz bloß, bald mit etwas Erde bedeckt sind. Nur die Tiefen sind fruchtbar, und dann um so viel angenehmer, weil sie mit dürrem und ganz kahlem Lande umgeben sind. Wenn man bis auf etwa eine Meile gegen Marseille angerückt ist, fährt man hernach beständig von der Höhe herunter. Da wird denn die Aussicht ganz prächtig; denn die Stadt ist auf zwey Drittheile ihres Umkreises an der östlichen und nordöstlichen Seite mit hohen Bergen und einer großen Menge kleiner Hügel umgeben, und diese Hügel sind so mit Landhäusern bebaut, daß die Gegend von einem Umkreis von etlichen Meilen von weitem wie eine unermeßliche Vorstadt von Häusern und Gärten aussiehet. In der Mitte dieser prächtigen Landschaft liegt die Stadt, theils an der Höhe der neben stehenden Berge, theils in der Tiefe und um den Hafen herum. Die hohen Felsen am Eingange des Hafens, und die darauf gebauten Forts, verschiedene außerhalb des Hafens in der Bucht liegende hohe, auch mit Schlössern besetzte Inseln, das dazwischen liegende Gewässer, und die Menge kleiner und größerer aus- und einfahrender Fahrzeuge und Schiffe geben diesem großen und prächtigen Gemälde ein Leben und eine Mannichfaltigkeit, daß man es ohne Erstaunen nicht ansehen kann.

Aussicht gegen Marseille

Gegen Mittag wurde die Hitze beträchtlich, und der Weg wegen des gewaltigen Kalkstaubes, der sich von den Straßen erhebt, sehr beschwerlich. Es wird auf diesem Kalksteinboden so viel gefahren, daß noth-

wendig die Oberfläche der Steine in Mehl zermalmet wird. Dabey geht der Weg lange zwischen hohen Mauren, womit die Landhäuser und Gärten umgeben sind, da der Wind nicht zukommen kann, den erstickenden Staub, der durch das immer anhaltende Reiten und Fahren sich erhebt, wegzutreiben. Man bleibt also immer mitten in Wolken von diesem Staube, von dem alle Häuser und Bäume so bedeckt sind, daß sie ganz weiß aussehen, als wenn sie mitten in einer Mühle stünden.

Dazu kam jetzt in der Mittagsstunde die erstaunliche Menge des mit Maulthieren und Eseln aus der Stadt zurückkommenden Landvolks, das seinen Vorrath zu Markte gebracht hatte. Das Geklingel der Schellen, womit jedes Maulthier reichlich behangen ist, das laute Geschrey der Treiber, und das höchst unangenehme und immer anhaltende Gekreisch der Weibsleute, die auf ihren Eseln zurückreiten, und die damit theils die Esel antreiben, theils sich Platz zu machen suchen, um neben andren vorbey zu kommen: dies alles macht eine höchst unangenehme und betäubende Musik.

Die jungen Dirnen von dem herumliegenden Lande, die ich auf ihren Eseln nach Hause reiten sah, hatten durchgehends bey ihrer braunen Gesichtsfarbe, durch die doch ein angenehmes Roth etwas durchscheinet, eine schöne und gefällige Bildung und einen äusserst lebhaften Blick der Augen, die aus der Dunkelheit der großen, nicht aufgekrempten schwarzen Filzhüte gleichsam herausblitzen. Die Physionomien sind fast durchgehends interessant; aber die Stimmen dieser Schönen sind sehr unangenehm und kreischend.

Man

Man kann die Nationalphysionomien nur an dem Landvolk sehen, das der Natur ungezwungen nachgiebt. In den großen Städten macht eine künstliche Erziehung, daß die Menschen beynahe durch ganz Europa sich mehr oder weniger gleichen. Ich kam gleich nach Mittage in Marseille an.

Den Weg hieher habe ich nur von Vienne aus gemessen, weil mein Bedienter den Meilenmesser in Lyon nicht recht angeschnallt hatte, und ich den Fehler erst gewahr wurde, nachdem ich in Vienne angekommen war. Nach diesen Ausmessungen verhalten sich die Entfernungen der verschiedenen Oerter dieser großen Landstraße wie folget.

Von Vienne auf Berible	43945
— Berible auf Roussillon	20089
— Roussillon auf St. Valier	71770
— St. Valier auf Tain	44127
— Tain auf Valence	59552
— Valence auf Lauriole	53983
— Lauriole auf Montelimard	74140
— Montelimard auf La Palud	80037
— La Palud auf Courtezon	121012
— Courtezon auf Avignon	68217
— Avignon auf Orgon	97104
— Orgon auf Lambesc	89175
— Lambesc auf St. Pont	65308
— St. Pont auf Marseille	84476
In allem	972935 Fuß.

Welches beynahe 39 deutsche Meilen macht. Thut man noch etwa $3\frac{1}{2}$ Meilen von Lyon nach Vienne hinzu, so macht der ganze Weg von Lyon nach Mar- Größe der französischen Meilen.

Marseille 42½ deutsche Meilen. Die Länge der französischen Lieues, wie sie im Dauphine' gerechnet werden, kann man aus Folgendem abnehmen. Von Vienne auf St. Valier sind acht Lieues. Dieses gäbe nach den gemessenen Weiten 16978 Fuß für die Lieue. Von St. Valier bis Lauriole werden 10 Lieues gerechnet; und darnach wäre die Lieue nur 15766 Fuß. Das Mittel davon ist 16372 Fuß, oder 15826 französische Pieds de Roy. Die Lieues de Provence sind aber weit stärker. Man rechnet von La Palud nach Avignon acht starke Lieues. Nach dieser Rechnung betrüge eine Lieue de Provence 23653 Fuß, beynahe eine deutsche Meile. Ich habe nachher auf dem Wege von Marseille nach Hieres die Lieue de Provence nur von 19090 Fuß gefunden. Man kann sie also von ohngefähr 20000 rheinl. Fuß rechnen. Der ganze Weg von Berlin nach Marseille beträgt ohngefähr 193½ deutsche Meilen.

Vom 27 bis den 31 October. Aufenthalt in Marseille.

Marseille.

Ich habe mir den Aufenthalt an diesem Orte wenig zu Nutze gemacht. Der noch immer anhaltende Mistral verursachte eine merkliche Kälte, die auch gesunde Leute krank machte. Damals fieng in Marseille eben die Krankheit an zu herrschen, welche die Franzosen la Grippe nennen, und die diesen Herbst fast durch ganz Frankreich viel Menschen ins Grab gebracht hat. Also hatte ich Ursach mich sehr in Acht zu nehmen. Ganz Marseille war mit Husten und Schnupfen geplagt. An einem Abend war ich in der Comödie, und konnte kein Wort darin verstehen, weil

das

das beständig anhaltende Husten aus den Logen und dem Parterre die Schäuspieler überstimmte. Ich durfte mich also nur in der Mittagsstunde, um welche Zeit es immer schön warm war, in die Luft wagen. Dessen ungeachtet hätte ich doch mehr sehen und erfahren können, wenn ich jemanden bey der Hand gehabt hätte, um mich in Gesellschaften zu führen. Es mangelte mir aber dazu an Addressen, wodurch ich mir hätte Bekanntschaften machen können. Wer sich den Aufenthalt an so großen Orten recht zu Nutze machen will, muß sich nicht begnügen, Empfehlungsschreiben an Kaufleute bey sich zu haben. Es ist unumgänglich nöthig, daß man Personen, die weniger beschäfftiget sind, und die mit dem vornehmern Theil der Einwohner in Bekanntschaft stehen, empfohlen werde. Man genießt zwar in den Handlungshäusern alle mögliche Höflichkeit; aber man erfährt durch sie selten, was man am meisten zu wissen verlangt, und kommt auch durch sie in keine andre Gesellschaften, als die von ihrem Stande sind. Dazu kommt noch, daß sie, alles guten Willens gegen einen Fremden ungeachtet, nicht Zeit haben, ihn den ganzen Tag über zu begleiten, welches doch nöthig wäre.

Ich habe demnach von den hiesigen Einwohnern, ihrer Lebensart und ihrem Charakter nichts erfahren, oder selbst gesehen. Das Wenige, was ich sonst an diesem merkwürdigen Orte gesehen habe, will ich hier anzeigen.

Die Seeküste, an der Marseille liegt, läuft gerade von Norden nach Süden hin, und eine große Bucht liegt an der Abendseite dieser Küste; von dieser Bucht aber ist der räumliche und beynahe runde Ha-

sen durch eine zwischen zwey hohen Felsen durchgehende enge Einfahrt abgesondert, so daß man aus der offenen Bucht von der Abendseite her in den Hafen kommt. An der östlichen Seite des Hafens läuft also die vorher erwähnte aus ziemlich hohen Bergen bestende Küste von Norden nach Süden hin. An diesen Bergen und der schmalen Ebene unten an denselben ist die Stadt gebaut: die ältere Stadt in der Höhe gegen den Berg an, die neuere in der Tiefe an dem Hafen, um welche sie sich so herum zieht, daß sie ihn beynahe ganz einfasset.

Eine sehr lange, ganz gerade und schöne Straße, die von Norden nach Süden läuft, scheidet die alte oder obere Stadt von der neuern oder untern. Die nördliche Hälfte dieser Straße ist sehr breit, und nur an beyden Seiten gepflastert; in der Mitte aber ist ein breiter, auf beyden Seiten mit hohen Bäumen besetzter Platz zum Spazierengehen ungepflastert gelassen. Eine solche Straße wird von den Franzosen Cours genannt, von dem italiänischen Namen Corso, eine Rennbahn, vermuthlich, weil in den ältern Zeiten, da man noch mehr als jetzt auf starke Leibesübungen hielt, in solchen Straßen Rennspiele gehalten worden. Die andre südliche Hälfte dieser Straße ist etwas weniger breit, ohne Cours und ohne Bäume, folglich ganz gepflastert, hat aber an beyden Seiten hohe schöne und nach sehr guter, wiewohl einfacher Art gebaute Häuser. Die ganze Straße schien mir beynahe eine Stunde Weges lang.

Mitten aus dieser Straße läuft eine andre sehr breite Straße gerade gegen Abend hin nach dem Hafen. Sie ist ebenfalls in der Mitte ungepflastert, und

und an beyden Seiten mit hohen Bäumen besetzt. Der ungepflasterte Platz dienet zum täglichen Marktplatz der Leute, die Obst, Gartengewächse und andere zum täglichen Gebrauch nöthige Dinge verkaufen; deswegen er immer sehr mit Menschen angefüllt ist. Wenn man diese Straße herunter geht, würde man den am Ende derselben liegenden Hafen gerade im Gesichte haben, wenn nicht das große Arsenal an dem Hafen vorgebaut wäre. Von diesem Arsenal zieht sich die Stadt rechts und links, das ist, auf der südlichen und nördlichen Seite, an dem Hafen herum. Die nördliche Seite des Hafens aber ist die Hauptseite. Der Kay oder Platz zwischen den Häusern und dem Hafen ist ziemlich breit; vor dem Rathhause aber, das gerade in der Mitte dieses Kay liegt, ist ein sehr räumlicher Platz mit großen steinernen Platten gepflastert.

Man kann sich die unbeschreibliche Menge der Menschen, die an diesem Kay und auf dem großen Platz desselben sich durcheinander drängen, kaum vorstellen, wenn man es nicht gesehen hat. Weil die meisten Schiffe an dieser Seite des Hafens anlegen, so siehet man beständig eine erstaunliche Menge Waaren aus- und einladen, und folglich hin und her schleppen. Das sämmtliche Schiffsvolk von einigen hundert Schiffen hält sich auch meist in dieser Gegend auf, wo man Menschen von vielen europäischen und asiatischen Nationen durcheinander sieht. Dazu kommen nun die Kaufleute, die ihre täglichen Zusammenkünfte oder Börse hier haben, und denn, wenigstens um diese Jahrszeit, der müßige Theil der Einwohner geistlichen und weltlichen Standes, der in der Mittags-

stunde zum Spazieren hieher kommt. Alles dieses macht ein unbeschreibliches Gedräng und Getümmel aus, in dem aber doch alles ohne Unordnung und Zänkerey abläuft, obgleich die hin und hergehenden beständig an einander stoßen, und sich, so gut es in einem solchen Gedränge seyn kann, Platz machen müssen. Der Hafen lag gegenwärtig so voll Schiffe, daß bey weitem nicht alle am Lande anlegen konnten, so daß an vielen Orten drey auch vier hintereinander stunden, und man selten hier und da zwischen den Schiffen durch in den Hafen hineinsehen konnte.

Ein besonderes Schauspiel für mich war an dieser Seite des Hafens der Ort, wo die königlichen Galeren und die auf dieselben verurtheilten Sclaven liegen. Gegenwärtig liegen nur 2 Galeren in dem Hafen; die andern sind nach Toulon geschickt worden. Sie liegen zwischen zwey auf besondere Art gebauten, und über dem Verdeck mit einem hölzernen Dache versehenen Wachtschiffen, worauf die Mannschaft von Seesoldaten liegt, die täglich da auf die Wacht ziehen. Zwischen diesen beyden Wachtschiffen stehet längst dem Kay eine Reihe kleiner hölzerner Buden, deren Fenster gegen das Wasser, die Thüren aber gegen die Straße gehen. Diese Buden sind Werkstellen und kleine Kramläden für diejenigen Galerensclaven, welche die Freyheit, für sich zu arbeiten, oder Gewerbe zu treiben, erkaufen können. Man trifft da Schuster, Schneider, Tischler, Perückenmacher und Barbierer, Höker oder Trödler, sogar Notarien an, die in diesen Buden wie freye Leute ihr Gewerbe treiben, nur daß sie Ketten tragen, und nicht von der Stelle gehen dürfen. Man trifft da immer eine

Men=

Menge gemeines Volk an, das mit diesen Leuten seinen Verkehr hat. Einer kauft etwas, ein andrer läßt sich barbiren, oder wählt sich eine Perücke, ein Dritter läßt sich ein Memorial aufsetzen u. s. f.

Die Einfahrt in den Hafen ist ziemlich enge, und eine Fregatte würde schon mit großer Behutsamkeit müssen durchgeführt werden. Sie geht zwischen zwey hohen Felsen durch, die beyde mit starken Forts besetzt sind, so daß die Stadt von der Seeseite her für jeden feindlichen Anfall gesichert ist.

Die lange Straße zwischen der obern und untern Stadt, deren ich vorher erwähnt habe, wird gegenwärtig vor das südliche Thor fast um ein Drittel ihrer jetzigen Länge weiter hinausgeführt. Vor diesem Thore war der Boden außerhalb der Stadt sehr uneben, hatte beträchtliche Höhen und Tiefen; hier und da stund ein einzeles Haus mit einem Garten. Nun wird das ganze Revier eben gemacht. Die Höhen werden abgetragen und die Tiefen ausgefüllt, und eine neue Vorstadt auf diesen Grund gebaut. Schon stehen viel große und schöne Häuser fertig da, und zu Erbauung anderer wurden jetzt die Materialien herbeygefahren. Am südlichen Ende dieser neuen Straße wird ein großer runder Marktplatz angelegt, um welchen jetzt schöne und große Gebäude aufgeführt werden.

Dieser Platz wird dem Marquis de Castellane zu Ehren la Place Castellane genennt werden; denn der ganze Boden, worauf der neue Bau angelegt wird, gehört diesem Herrn, und die Arbeit an der Einrichtung des Platzes geschieht auf seine Kosten, so wie ein großer Theil der Gebäude ebenfalls von ihm aufgeführt wird. Seinen Vorschuß bekommt er

dadurch wieder, daß er die Baustellen und schon aufgeführten Gebäude verkauft, und von andern künftig die Miethe ziehen wird. Es läßt sich um so viel weniger zweifeln, daß der Marquis guten Vortheil aus diesem großen Unternehmen ziehen werde, weil Marseille unstreitig für die Menge seiner Einwohner und den großen Handel, der da getrieben wird, zu klein ist. Dieses Projekt hat etwas ähnliches mit dem, das in Lyon ausgeführt wird. Dergleichen Unternehmen zeugen von dem großen Reichthume an diesen Orten, und gehören in der That unter die rühmlichsten Bemühungen, die Privatpersonen in einem Lande unternehmen können. Es sind wahre Verbesserungen des Landes; doch sind vielleicht die noch wichtiger, die seit einigen Jahren in England ausgeführt werden, ich meine die vielen schiffbaren Canäle, wodurch der innere Verkehr von einer Stadt und von einer Grafschaft zur andern so sehr erleichtert wird.

Ich hatte hier das Vergnügen, in dem Gasthofe, wo ich abgetreten war, den Herrn Ellis, ehemaligen Gouverneur von Neuyork, wieder anzutreffen, den ich gerade vor 11 Jahren in Spaa kennen gelernt habe. Er ist eben der berühmte Seefahrer, von dem man eine schöne Reisebeschreibung nach der Hudsonsbay hat. Er sagte mir, daß er nun alle Seereisen aufgegeben habe, aber jetzt desto mehr zu Lande in Europa herum reise. Diese kostbare, aber auch sehr angenehme Art des Zeitvertreibes machen sich viele Engländer, und man trifft besonders in dem mittäglichen Frankreich und in Italien in allen großen Städten einige von diesen Herren an; daher wird besonders in der Provence bald jeder reisende Ausländer,

der nicht ein Kaufmann ist, von dem Volke für einen Engländer gehalten. Nach der Vorstellung des Pöbels sind sie alle Mylords. Hiebey fällt mir ein, daß mein Postillon einsmals in einem Gespräch mit einem Wirth eines englischen Lords erwähnte, den er auch durch diese Straße geführt habe. Der Wirth, der nur von Mylords wußte, fragte den Postillon, was denn ein Lord für ein Herr sey. Dieser schien über diese Frage erst etwas verlegen zu seyn, sagte aber doch endlich ganz zuversichtlich, ein Lord sey ein vornehmer Herr, etwas mehr als ein Mylord, und der vornehmste in England.

Den 31 October. Reise von Marseille nach Hieres.

Das kalte Wetter trieb mich von Marseille weg, und ich sehnte mich doch auch nach der Ruhe in einer warmen Gegend. Ich miethete einen Kutscher, der mich in einem Tage nach Hieres bringen sollte; da man gewöhnlich anderthalb Tage dazu nimmt, und die Nacht in Toulon bleibet. Weil ich mir aber vorgenommen hatte, diese Stadt von Hieres aus zu besuchen, so wollte ich sie diesmal vorbeygehen.

Weg von Marseille nach Toulon und Hieres.

Von Marseille aus fährt man eine gute Meile weit zwischen ziemlich hohen Gartenmauern, die keine Aussicht verstatten. Die Anzahl der kleinern und größern Landhäuser, oder Bastides, um Marseille herum, ist erstaunlich groß, und beläuft sich auf viele Tausende. Die meisten davon sind nicht groß, haben auch nur kleine Gärten ohne Schatten, und noch etwa ein wenig Weinland mit Olivenbäumen besetzt. Nur zur Seltenheit siehet man in diesen kleinen Land-

gütern

gütern etwa eine Allee von Pappeln, oder von dem Nesselbaum oder Alizier, wie er hier genennt wird. (Celtio fructu nigro, Tournef.) Die Häuser sind also das Vornehmste, und dienen den Eigenthümern insgemein vom Sonnabend Abend bis an den nächsten Montag zur Ergötzlichkeit. Mit einer Familie im Sommer da zu wohnen, würde wegen der großen Hitze und Mangel des Schattens nicht angehen.

Eine Meile von Marseille erweitert sich das enge Thal, wodurch man fährt, etwas; man siehet jetzt linker Hand am Wege einige angenehme Wiesen, eine in diesem Lande seltene Sache; und das Land ist stark mit Bäumen besetzt. Bey jetziger Jahreszeit, da die Blätter der Bäume ihre Farbe verändern, ist hier die Aussicht sehr angenehm. Von beyden Seiten der Straße sieht man steile Berge, zwischen denen die Straße geht. Auf diesen wechselt die weißliche und graue Farbe der Felsen mit dem hellen Grün der überall dazwischen wachsenden Pinaster, und dem dunkeln Grün der Steineiche ab. Im Grunde geben die Weinreben, die jetzt grüne, gelbe und rothe Blätter haben, das blasse Grün der Olivenbäume, die Maulbeerbäume, die Wiesen, Aecker, und die überall herum zerstreuten kleinen Gebäude eine große Mannichfaltigkeit von Formen und Farben zu sehen.

Ueber Aubagne hin wird das Thal wieder enger, und etwa eine Stunde weit hinter diesem Orte stoßen die Berge, die man bis dahin zur Seite gehabt hat, zusammen, und verschließen das Thal. Nun geht der Weg allmählig in die Höhe und über diese Berge weg. Sie sind hier etwas dichter mit Pinastern be-

besetzt, die einen zwar dünnen und niedrigen, aber doch angenehmen Wald ausmachen.

Wenn man von dieser Höhe auf der Morgenseite herunter fährt, hat man ein ganz rundes Thal vor sich, rings herum von mäßig hohen Bergen umgeben, das von der Höhe wie der Boden eines großen Kessels aussieht. Gerade der Straße gegenüber an dem jenseitigen Ende des Thales sieht man das Städtchen Cujes liegen. Sonst ist das Thal, die in der Mitte der durch dasselbe gehenden Landstraße gepflanzten Bäume ausgenommen, ganz kahl. Der Acker aber scheinet fruchtbar zu seyn. Es sind hier viel Aecker mit der Capernstaude in verschobenen Reihen (en quinconce) etwa vier Fuß weit auseinander bepflanzt. Diese Staude stirbt im Herbste bis etwa eine Spanne von der Wurzel ab, alsdenn wird das dürre Holz abgeschnitten. Hier wird die Wurzel mit den kurz beschnittenen Zweigen im Herbst mit Erde bedeckt, die ziemlich hoch darüber angehäuft wird, damit die Näſse und der Frost nicht eindringen; welche beyde diesen Stauden verderblich sind. Eine angenehme Aussicht in diesem ebenen Thale machen die an der Nordseite liegenden Berge, die bis etwa auf den vierten Theil ihrer Höhe in schmale, aber genau wagrecht laufende Straßen abgetheilt sind. Sie haben gerade das Ansehen eines alten Schauplatzes, dessen herumlaufende Sitze durch diese Terrassen vorgestellt werden. Hier fängt also diese nützliche Erfindung, die steilsten Berge zum Wein- und Feldbau tüchtig zu machen, an, und erstreckt sich längst den Küsten des mittelländischen Meeres bis über Genua hin; denn dieser ganze Strich Landes ist sehr bergig, und die Berge durchgehends

hends sehr steil. Es verursacht ein wahres Vergnügen, an solchen Anstalten die Arbeitsamkeit und den erfinderischen Witz der Menschen zu sehen, die gegen die Ungemächlichkeiten der Natur kämpfen, um sich Land zum Feldbau zu verschaffen, wo die Natur es versagt hatte. Nil mortalibus arduum.

In Cujes, einem Flecken, wo ich zu Mittag speisete, fand sich allmählig eine ziemlich ansehnliche Gesellschaft Reisender ein, die ebenfalls da ausspannten. Es kamen da Land- und Seeofficiere, Edelleute, reisende Ordensleute und Kaufleute, worunter auch ein Armenier war, zum Essen zusammen. Ungeachtet in jedem kleinen Orte mehrere Gasthöfe sind, so ist es mir doch von Lyon aus bis Hieres, einem Wege von mehr als 50 deutschen Meilen, auf dem ich sieben Tage zugebracht habe, nur ein einzigesmal begegnet, daß ich des Mittags und Abends allein gespeiset habe. Ueberall finden sich mehrere Reisende zusammen. Es war hier ziemlich reinlich und gut; wie denn überhaupt in diesem untern Theile der Provence die Unreinlichkeit nicht mehr so sehr herrschet, als im Dauphine'.

Von Cujes aus geht eine gerade, ganz ebene mit schönen jungen Maulbeerbäumen besetzte Straße, zwischen den schönsten Wein- und Kornfeldern durch, bis man etwa eine Stunde weit hinter gedachtem Orte allmählig auf eine Höhe heranfährt, von der man sich hernach einem gar seltsamen und fürchterlichen Felsenschlund nähert, durch welchen die Straße gehet. Dieses ist einer der wildesten und fürchterlichsten engen Pässe, die ich jemals gesehen habe.

Merkwürdiger Paß bey Ollioules.

Die Berge, die man von Cujes aus rechter und linker Hand der Straße gesehen, stoßen hier zusammen;

men; und hier würde der Weg nach Toulon völlig versperrt seyn, wenn nicht ein Waldstrom, wie man augenscheinlich sieht, mitten durch die Felsen eine Oeffnung gemacht hätte. Ueber diese Berge zu kommen, wäre den Gemsen selbst unmöglich; denn sie sind steil wie Mauren, und so kahl, daß nicht eine Spur irgend eines aus den Spitzen der Felsen herauswachsenden Kräutchens zu finden ist.

Ganz tief zwischen diesen Felsklumpen hat ein reissender Bach, der aber jetzt wenig Wasser hatte, sich sein Bett ausgegraben, das durch hundert Krümmungen zwischen diesen rauhen Felsen durchgeht. Man sollte denken, die Berge wären hier durch ein Erdbeben von oben an bis auf den Grund gespalten worden, und hätten sich ein wenig auseinander gegeben. Denn die tiefe Kluft ist noch sehr enge, und nicht über 30 bis 50 Fuß weit.

Durch diese Kluft geht nun die Landstraße, die an der südlichen Seite, oder am rechten Bord gedachten Baches, etwa 10 bis 12 Fuß über seinem Bett, in den Felsen ausgehauen, und gegen den Bach mit einer Mauer befestiget ist. An diesem Wege gehen die Felsen senkrecht einige hundert Fuß in die Höhe. An einigen Orten hangen sie gegen den Weg merklich über, und so ist auch die gegenüber stehende Felsenwand. Man muß den Kopf merklich rückwärts legen, um aus dieser Kluft heraus einen spannenbreiten Streifen des Himmels zu sehen. Nun geht diese Straße ziemlich steil immer tiefer in diese Kluft herab, so daß man nicht nur weiter herein, sondern auch immer tiefer in den Abgrund herunter kommt. Und weil der Weg sich gar oft und schnell krümmt, so sieht man

man immer nur wenige Schritte vor sich, sieht alles mit gräulichen Felsen versperrt, und glaubt, dort, wo man ihn nicht weiter sehen kann, werde man in ein tiefes Loch herabstürzen.

Dieser sonderbare Weg ist übrigens gemächlich genug, wenigstens gar nicht holprig, und etwa eine Viertelmeile lang. Bey dieser Durchfahrt fiel mir der Wunsch ein, daß Homer möchte durch eine solche Kluft gereiset seyn. Was für ein erstaunliches Gemälde würde er nicht irgendwo in der Odyssee daraus gemacht haben! Ich fuhr bey dem schönsten hellsten Wetter hier durch, und hatte folglich, da die Felsen weißgrau sind, überall ein gutes Tageslicht. Aber ich stelle mir vor, wie es bey trübem Himmel, wenn es regnet und stürmt, auch allenfalls noch donnert, hier aussehen müsse.

Wenn man durch diesen Paß heraus ist, kommt man in ein zwar immer noch ganz schmales und tiefes, aber fruchtbares mit vielen ungemein schönen Olivenbäumen bepflanztes Thal, das an sich eine Wildniß ist, jetzt aber, nachdem man aus dieser höllischen Kluft in die Oberwelt kommt, als ein Paradies erscheint.

An dem Ausgange dieses Thales gegen die Ebene von Toulon liegt die kleine Stadt Ollioules, die durch die ärgerliche Geschichte des Jesuiten Girard mit der Nonne Cadiere berühmt geworden. Es sind hier beträchtliche Seifensiedereyen, wozu meist alles hierherum gepreßte Oel gebraucht wird. Im Durchfahren durch das Städtchen sah ich, daß die Leute hier vermittelst tragbarer, wiewohl ziemlich grosser Pressen, den Wein vor ihren Häusern auf der Straße keltern.

Von

Von Ollioules bis nach Toulon ist der Weg zwar Anfangs wegen vieler auf der Straße losliegender Steine etwas holprig, wird aber bald besser, und ist wegen der herrlichen Aussicht über eine weite Strecke Landes auf das offene Meer hinein, wegen der lachenden Schönheit des Landes und der erstaunlichen Menge ungemein großer und schöner Olivenbäume sehr angenehm. In dieser Gegend wird das meiste Oel gewonnen, das wegen seiner geringern Güte meistentheils zu Seifensiedereyen gebraucht wird.

Um Toulon herum sind ebenfalls, wie um Marseille, eine Menge Bastides, die durchgehends eine angenehme Lage haben. Je näher man an die Stadt kommt, je schöner wird die Gegend; und an einigen im Freyen stehenden Dattelbäumen siehet man, daß hier eine wärmere Luft seyn müsse, als in den Gegenden, durch welche man bis hieher gekommen ist. Doch sah ich auch hier, daß die Capernstaude auf den Feldern mit Erde bedeckt wird. Ich fuhr um das Glacis der Festung die Stadt vorbey, und kam mit anbrechender Nacht nach La Valette, einer artigen kleinen Stadt, und gegen acht Uhr langte ich in Hieres an.

Ich hatte von Marseille bis nach Cujes	95179	Fuß.
— Cujes bis nach Hieres	152640	—
In allem	247819	oder $9\frac{7}{8}$ Meilen.

Aufenthalt in Hieres vom 1 November bis den 22. Beschreibung der dortigen Gegend.

Ich hatte das Glück, gleich den Tag nach meiner Ankunft ein sehr artiges, neugebautes und bequem eingerichtetes Gartenhaus zu miethen, für welches

monatlich nur 40 Livres Miethe genommen wurden. Ich zog also gleich ein, und machte Anstalt, mich für ein paar Monate hier einzurichten. Herr de Luc hatte mir in Lausanne ein Empfehlungsschreiben an Herrn Alhiet, einen der angesehensten Einwohner in Hieres, mitgegeben. Da ich hörte, daß er sich gegenwärtig auf seinem Landgute, eine Stunde von der Stadt, aufhielt, schickte ich gleich einen Boten mit meinem Empfehlungsschreiben an denselben. Er hatte die Gefälligkeit, gleich den andern Tag nach der Stadt zu kommen, und mir zu den kleinen Einrichtungen, die ich zu veranstalten hatte, mit ausnehmender Dienstfertigkeit behülflich zu seyn. Man erfährt bey dergleichen Gelegenheiten, was für einen hohen Werth man auf Gefälligkeit und Dienstfertigkeit zu setzen habe. Ich würde ohne den Beystand dieses rechtschaffenen Mannes hier mich in großer Verlegenheit befunden haben, da ich völlig allen Menschen unbekannt war, und nicht einmal ihre Sprache verstund; denn die hiesige pronvenzalische Sprache, die dem Volk allein bekannt ist, scheinet fast gar keine Aehnlichkeit mit der französischen Sprache zu haben Er richtete meine kleine Haushaltung ein, und verschaffte mir eine Köchinn, die beynahe die einzige in ganz Hieres war, die französisch sprechen konnte. Bald sollte ich auf die Gedanken kommen, daß Redlichkeit und Dienstfertigkeit angeborne Tugenden der hiesigen Einwohner seyn. Die wenigen Personen, mit denen ich hier zu thun hatte, besaßen beyde in einem vorzüglichen Grade, und haben ihr Andenken in meinem Gemüthe mit Hochachtung und Dankbarkeit hinterlassen. Bey meiner Ankunft trat ich in einem schlechten Gasthofe

vor

vor dem Thore der Stadt ab, und blieb nur eine Nacht in demselben. Also hatten diese Leute eben keinen Genuß von mir. Dennoch fand ich die ganze Zeit meines hiesigen Aufenthalts hindurch die Wirthin, ein altes gutes Mütterchen, ihre Tochter, ein angenehmes Mädchen, und ihren Sohn, der der Koch im Hause ist, so ausnehmend dienstfertig, als wenn ich ihr nächster Anverwandter gewesen wäre. Ich konnte über alles, was ich nur nöthig hatte, ihnen nur einen Wink geben, so gaben sie sich gleich alle Mühe, es mir zu schaffen. So war die Köchinn, die man für mich gemiethet hatte, ein zartes schwächliches Mädchen von 20 Jahren; so die Leute, welche ein kleines Nebengebäude des Hauses bewohnten, in dem ich mich aufhielt. Nirgend habe ich so viel herzliche Dienstfertigkeit angetroffen als hier.

Ich kann mich nicht enthalten, noch ein Beyspiel hievon anzuführen. Denn so gering diese Dinge scheinen, so gehören sie wirklich unter die merkwürdigsten Beobachtungen eines Reisenden. Ich hatte mich eines Tages mit meinem Bedienten auf einem Spaziergange ziemlich weit von der Stadt in den Bergen so verirret, daß ich nirgends einen Weg mehr vor mir sah. Von der Höhe herunter wurde ich eine kleine Hütte gewahr, auf die ich herunter zu kommen suchte, um von dort aus wieder auf einen guten Weg nach der Stadt zu gelangen. Es war schwer, den Berg herunter zu kommen, weil man an verschiedenen Orten plötzlich an jähe Felsen kam, über die nicht herunter zu kommen war. Ich kam endlich an bebautes Land herunter, und befand mich also mitten in dem kleinen zu bemeldeter Hütte gehörigen Gütchen,

mußte queer über angebautes Land herunter gehen, mich durch die da angepflanzten Weinreben durcharbeiten, und mich oft an Weinreben oder kleinen Bäumen festhalten, um auf dem steilen Boden nicht zu fallen. Auf einmal wurde ich einen Mann gewahr, der der Eigenthümer dieses Gütchens war. Ich besorgte, er würde unwillig seyn, zwey ihm unbekannte Menschen anzutreffen, die von einer so ungewöhnlichen Seite her in sein Eigenthum eingedrungen waren, und sich nun mitten durch dasselbe einen Weg bahnten. Aber höchst angenehm und rührend fand ich mich überrascht, als ich den Mann mit heiterem freundlichen Gesicht auf mich zukommen sah, um mir, wo das Absteigen beschwerlich war, die Hand zu bieten, und mir herunter zu helfen. Ich konnte ihn wenig verstehen; aber die Zeichen machten seine Sprache verständlicher. Er nöthigte mich mit Gutherzigkeit in seine Hütte, um mir Erfrischung anzubieten. Weil es eben in der Mittagsstunde war, und ich nach Hause eilte, so mußte ichs verbitten. Er wandte sich darauf an meinen Bedienten, und verlangte, daß dieser wenigstens seinen Wein kosten sollte u. s. w. Ich gestehe, daß dieses menschenfreundliche Betragen mich ungemein rührte. Und so fand ich auch die Eigenthümer der Küchengärten, in welche ich gar oft, da ich der Wege unkundig war, herübersteigen mußte, um wieder auf einen gebahnten Weg zu kommen. In manchem andern Lande würden die Leute den sehr unfreundlich empfangen, der so, wie ich hier bisweilen aus Noth that, in ihre Gärten eingedrungen wäre. Aber hier fand ich die Leute überall höflich und gefällig, und ich habe den vortheilhaftesten Begriff

von dem leutseligen Charakter der hiesigen Einwohner davon getragen.

Die Gegend um Hieres besteht aus einem ganz ebenen niedrigen Lande, das rings herum von Bergen eiegeschlossen ist, außer an der Mittagsseite, wo es an das Meer stößt. Diese Pläne ist ohngefähr eine gute Stunde Weges lang und breit. Wenn man mitten darauf ist, so glaubet man so gänzlich von Bergen umringt zu seyn, daß nirgends ein Ausgang sey. Indessen geht doch von hier aus gegen Abend hin ein schmales Thal bis nach Toulon. Das ebene Land wird durch einen kleinen Fluß, Gapaud genannt, der von Norden her tief aus den Gebürgen kommt, und ins Meer fließt, in zwey Hälften getheilt, davon besonders die an der Abendseite, oder rechter Hand des Flusses, sehr fruchtbar ist.

Die dies kleine Land umgebenden Berge theilen sich in eine große Menge von Hügeln verschiedener Größe und Formen. Viele dieser Hügel sind nackende Felsen. Andere sind mit dem Pinaster und mancherley Gesträuch bewachsen. Alle diese Berge sind durchgehends sehr steil. Der untere Theil derselben ist meistentheils angebaut, mußte aber überall zu diesem Behuf in Terrassen eingetheilt werden; doch ist das an diesen Bergen bebaute Land rauh und sehr steinig. Nur die Olivenbäume, mit denen es überall reichlich besetzt ist, kommen sehr gut darauf.

Das ebene Land läuft gegen die See allmählig aus, und wird morastig, so daß man nur an wenig Orten wirklich bis an die See heran kommen kann. Vor diesem Lande, etwa eine Stunde weit ins Meer hinein, liegen die ziemlich hohen hierischen Inseln,

zwischen denen und dem festen Lande eine weite, aber seichte und vollkommen sichere Bucht liegt. Nur an ein paar Orten siehet man zwischen den Inseln auf das hohe Meer hinaus.

Es scheinet allerdings, daß diese ganze Ebene um Hieres ehedem eine Bucht der See gewesen sey. Herr Büsching sagt in seiner Geographie, daß ehedem bey Hieres ein Hafen gewesen, und daß hernach die See sich auf zweytausend Schritt zurückgezogen habe. Man kann hier wohl errathen, was es mit diesem Zurücktreten des Meeres, so wie vermuthlich auch an vielen andern Orten, wo sich dieses zugetragen haben soll, für eine Bewandtniß hat. Die Bucht war sehr seicht, und ist allmählig durch die von dem bey Regenwetter sehr anschwellenden Flusse hergeführten Steine und Erde ausgefüllt worden. Also mußte freylich das Wasser zurückweichen, da es von Erde und Steinen verdrängt wurde. Dergleichen Ausfüllungen seichter Buchten, in welche sich Flüsse ergießen, mußten nothwendig mit der Länge der Zeit seltener werden, weil endlich nach viel tausendmal wiederholten Aufschwellungen der Flüsse, und der von den Seiten in dieselben strömenden Bäche, alle an den Ufern befindliche Steine und Erde weggeführt worden, so daß gegenwärtig diese Flüsse und Bäche feste Ufer haben. Es geschieht noch jetzt, daß nach langem Regenwetter, oder bey plötzlichem Aufthauen des den Winter über in den Bergen gesammelten Schnees, der gedachte Fluß aus seinem Ufer tritt, und das Land herum auf 5 bis 6 Fuß hoch überschwemmt. Da er aber jetzt nur noch wenig Stein und Erde auf seinem Laufe mit fortreißt, so lassen solche Ueberschwemmungen

gen

gen auch keinen beträchtlichen Bodensatz mehr zurücke.

Da man in den neuern Zeiten von dergleichen Erweiterungen des festen Landes gegen das Meer nichts mehr hört, so läßt sich daraus abnehmen, daß der Erdboden, auf dem ehedem so gewaltsame Revolutionen vorgefallen, jetzt vielleicht in dem Zustande seiner Beharrlichkeit sey. In den ältern Zeiten waren dergleichen Anspühlungen gemein. Herr Robert Wood beweiset in seinen schönen Anmerkungen über den Homer, daß die Küste von Niederägypten gegenwärtig um eine beträchtliche Strecke weiter ins mittelländische Meer herein tritt, als zu den Zeiten jenes Dichters; und Herr Chandler macht ähnliche Bemerkungen über die jonischen Küsten in Kleinasien. Steigen wir noch einige Jahrhunderte über die Zeiten des Homers herauf, so treffen wir weit wichtigere Veränderungen dieser Art an, wie die Fluth zu Deucalions Zeiten, den Durchbruch des Pontus in das ägeische Meer, dessen Polybius gedenket, u. a. m. Daraus läßt sich doch nicht unwahrscheinlich abnehmen, daß der Erdboden, oder wenigstens seine gegenwärtige Gestalt überhaupt betrachtet, von so erstaunlichem Alter nicht sey, wie einige neuere Naturforscher haben behaupten wollen. S. Brydons Reise nach Sicilien.

Außer dem erwähnten Fluß kommen noch hier und da aus einigen zwischen den Bergen liegenden Tobeln kleine sehr magere Bäche heraus, die sich nach und nach in etwas größere sammeln, und, nachdem sie von den fleißigen Einwohnern zur Wässerung ih-

rer Gärten und Wiesen gebraucht worden, durch die Ebene ins Meer fließen.

An der nordwestlichen Seite der dieses kleine Land umgebenden Berge, gerade da, wo sich das enge gegen Toulon heruntergehende Thal öffnet, liegt die Stadt Hieres, an einen der höchsten, sehr steilen und oben ganz spitzigen Berg angebaut. Gerade über der Stadt läuft dieser Berg in eine völlig nackende Felsenspitze aus, die man in einiger Entfernung für Mauren und Thürme einer über die Stadt gebauten Citadelle halten möchte. Von der Ebene her hat die Stadt wegen der steilen Anhöhe, an die sie gebaut ist, ein ziemlich prächtiges Ansehen; und verschiedene Kirchen und Gebäude fallen von der Höhe herunter sehr gut ins Auge. In der Nähe aber und innerhalb ist der Ort sehr unangenehm. Er hat zwar hohe und massiv gebaute Häuser, aber sehr enge, daher finstere und an einigen Orten sehr steile Straßen. Der obere Theil der Stadt liegt auf einem hohen und sehr schwer zu ersteigenden Felsengrunde. Daselbst liegt ein adeliches Fräuleinstift, und ein Collegialstift von 12 Chorherren. Es wohnen auch verschiedene adeliche und einige wohlhabende bürgerliche Familien darinnen. Aber bey weitem der größte Theil der Einwohner besteht aus Ackerleuten, einigen Handwerksleuten und Krämern.

Nicht nur etwas seltene, zum feinern Leben gehörige, sondern auch alltägliche gemeine Bedürfnisse sind hier nicht zu kaufen, sondern müssen aus Toulon, das 3 Lieues von Hieres liegt, dahin geholt werden. Dazu aber zeiget sich die Gelegenheit fast alle Tage. Ich hatte eine Frau bestellt, die meine

Pour=

Pourvoyeuse war, und dreymal die Woche den Zeddel bey mir abholte, auf dem das Nöthige, was ich brauchte, verzeichnet war, und hernach diese Sachen mir ins Haus brachte. Zur Belohnung gab ich ihr jedesmal nach Gutdünken einige wenige Sols, und sie war allemal wohl zufrieden. Auf diese Weise läßt man Fleisch, Fische, Obst, Caffee, Zucker u. dgl. aus Toulon holen. Sogar Tinte konnte ich in Hieres nirgend zu kaufen bekommen. Aber an sehr guten Gartengewächsen ist hier ein Ueberfluß, und das Brod ist das beste, das ich jemals gegessen habe. Holz ist etwas selten, und wird centnerweise gekauft, der Centner für 9 Sols.

Gegen die Ebene herunter, und ganz auf der Ebene, besonders in dem gegen Toulon hinlaufenden engen Thal, ist die Stadt mit unzähligen Gärten umgeben, in deren jedem eine Bastide, das ist, ein nach den Umständen mehr oder weniger großes, allezeit aber maßives Wohnhaus ist. Die nächsten Gärten an der Stadt sind meistentheils blos mit Citronen- und Orangenbäumen besetzt, auch mit hohen Mauern umgeben. Eine Menge ganz enger Gäßchen gehen ins Kreuz und in die Queer zwischen diesen Mauern durch, so daß das Ganze einem Labyrinth gleich wird, aus dem sich ein Fremder nicht wohl herausfinden kann. Dieses macht das Spazierengehen etwas beschwerlich, weil man, um etwas ins Freye zu kommen, erst durch dieses Labyrinth hinaus muß.

Diese Citronen- und Pommeranzengärten sind meist durchgehends blos auf die Nutzung dieser Bäume eingerichtet, die man durch den ganzen Garten so nahe an einander setzet, als möglich ist. Der Garten,

ten, in dem ich wohnte, war gar nichts, als ein mit solchen Bäumen bepflanzter Platz; sie waren überall acht Fuß auseinander gesetzt. Man konnte also nirgend darin herum gehen, weil keine Gänge gelassen waren. Ich bin auch nur ein einzigesmal auf zwey Minuten darin gewesen. Die etwas weiter entlegenen Gärten sind besser eingerichtet, in Quartiere und dazwischen liegende Gänge eingetheilt. Da werden die Pommeranzenbäume so gesetzt, wie bey uns die Obstbäume in Küchengärten. Und man gönnet auch andern Bäumen, als Obstbäumen, Mandel-Feigen- und Kirschbäumen Platz; das Land aber wird zu Pflanzung der Küchengewächse gebraucht. In ganz entlegenen Orten werden wenig Pommeranzenbäume gesetzt; und die Gärten dienen da fürnehmlich zum Anbau der Küchengewächse und der Blumen. Eigentliche Lustgärten, oder auch nur einzelne kleine Lustreviere, findet man hier auch in größern Gärten nicht; alles ist lediglich auf den Gewinn eingerichtet. Zur Lust sieht man etwa ein paar hohe traurige Cypressenbäume am Eingange des Gartens, und wo rechte Pracht seyn soll, etwa ein paar Dattelbäume.

Der Handel mit Citronen und Orangen macht hier ein beträchtliches Gewerb aus. Alles wird in Kisten verpackt und verschickt. Der Ertrag ist namhaft. Man hat mir einen Garten gezeigt, den ich 9 bis höchstens 10 Morgen, jeden von 180 rheinl. Quadratruthen schätzte; aus diesem sollen in mittelmäßigen Jahren für 8 bis 9000 Livres Citronen und Pommeranzen verkauft werden; in ganz fruchtbaren Jahren soll der Ertrag auf 14000 Livres gestiegen seyn. Doch wird das Hundert solcher Früchte

nur

nur für 1 Livre oder 6 Groschen sächsisches Geld verkauft. Aber auch aus den abfallenden Blühten wird Nutzen gezogen. Sie werden gesammelt, und den Parfumeurs verkauft. Denn es giebt in Marseille und allen großen Städten dieser Seeküste viel Fabriken, wo Parfums und wohlriechende Pommaden gemacht werden. Man hat deswegen in den Gärten auch andere wohlriechende Sträuche und Bäume, wie Jasmin, die Acacia Mimosa u. s. w. deren Blumen einen sehr lieblichen Geruch haben.

Auch mit Küchengewächsen und Blumen wird hier ein starker Handel getrieben. Alle Arten Kohl sind hier sehr delicat, und es werden ganze Felder mit Artischocken bepflanzt. Fast alles dieses wird nach Toulon und Marseille geschickt, so wie auch die Blumen, die hier zu einer Jahrszeit aufblühen, da man an diesen weniger warmen Orten keine mehr hat. Also ist die Gärtnerey hier ein beträchtlicher Nahrungszweig.

Meist alle Gärten können hier gewässert werden; es ist angenehm zu sehen, wie artige und künstliche Einrichtungen hier gemacht sind, das wenige laufende Wasser zu nutzen. Man sieht überall längst den Gartenmauern kleine gemauerte Wasserleitungen, die so angelegt sind, daß man das Wasser nach Erforderniß kann in die Gärten leiten, oder vorbey fließen machen.

Der größte Theil des ebenen Landes aber besteht aus Aeckern und Wiesen, deren Boden sehr fruchtbar scheinet. Das Ackerland ist, wie in dieser Provinz durchgehends, in schmale Streifen eingetheilt, die wechselsweise mit Weinreben bepflanzt sind, und mit Waizen angesät werden. Außerdem aber sind sie

noch

noch reichlich mit Olivenbäumen, Feigen- und auch etwas Mandelbäumen besetzt. Die Weinreben werden hier nicht angeheftet. Sie bestehen aus alten dicken Stämmen, von etwa einer halben Elle hoch. Diese treiben jährlich Schosse aus, welche denn bis auf zwey Augen beschnitten werden. Der Landmann weiß dieses so gut zu regieren, daß immer junges tragbares Holz austreibt, ohne daß der dicke Stamm durch Anwachs erhöhet wird *).

Man findet häufig in den Weinfeldern kleine viereckige Plätze, etwa 10 Fuß ins Gevierte, die mit Steinen gepflastert und denn mit Kalk übergossen sind, so daß der Boden fest und eben ist. Um drey Seiten eines solchen Platzes sind kleine etwa dritthalb Fuß hohe Mauren gesetzt, an der vierten sind sie offen. Der Boden ist von der offenen Seite gegen die hintere Mauer etwas abhängig, und mitten an der hintern Mauer dicht am Boden geht ein kleiner gemauerter Canal durch die Mauer. Diese Plätze dienen dazu, daß bey der Weinlese die abgeschnittenen Trauben darauf zusammengetragen werden. Hier werden sie hernach abgeholt, und auf Eseln in die Stadt unter die Presse gebracht. Das Loch an der hintern Mauer dienet, den Traubensaft, der etwa ausläuft, durchzulassen; da denn außerhalb der Mauer ein Gefäß vorgesetzt wird, ihn aufzufassen.

Wo die Ebene anfängt an die Berge zu stoßen, und am untern Theil der Berge selbst, fängt das Land

*) Palladius hält dieses für die beste Art, die Weinreben zu ziehen. Vineae, sagt er, in provinciis multis generibus fiunt; sed optimum genus est, ubi vitis velut arbuscula stat brevi crure fundata.

Land an rauh zu werden. Es ist da in breitere und schmalere Terrassen abgetheilt, und diese dienen meist zum Weinbau. Außerdem aber ist alles höhere Land noch reichlich mit Olivenbäumen besetzt. Hier und da sieht man auch wohl noch auf etwas breiten, nicht sehr steilen Höhen Waizenacker. Die obersten Höhen der Berge sind entweder kahle Felsen, oder sie sind mit schlechten, nämlich niedrigen und übelgewachsenen Pinastern, und verschiedenen Arten der Eichen, dann mit kleinem Gesträuche, Wacholdern, Rosmarin, Cistus ꝛc. bewachsen.

Der Theil, der jenseit des Gapaud liegt, ist rauher, aber reichlich mit Olivenbäumen besetzt; und einen beträchtlichen Theil dieser Ebene nehmen die weitläuftigen Salinen, davon ich hernach sprechen werde, und die da herum liegenden Moräste ein.

Die ganze Gegend ist überhaupt sehr angenehm, und in den Wintermonaten sehr gesund. Daher kommen alljährlich verschiedene kränkliche Personen aus andern Ländern hieher. Es giebt für Personen, die gut zu Fuße sind, angenehme Spaziergänge, denen es aber bey hellem Wetter an Schatten fehlt. Ein Ausländer, der sich hier aufhalten will, und an Butter und Milch gewohnt ist, thut wohl, wenn er einen Vorrath von Butter und eine Kuh dahin bringen läßt; denn Butter ist da gar nicht zu haben, und keine andre Milch als von Ziegen. Kühe sind höchst selten, so wie die Pferde. Das einzige Vieh, das man hier hat, sind Esel und Ziegen. In einer ganz abgelegenen Gegend habe ich einmal einige Ochsen auf einer Weide gesehen.

Ich suchte meinen täglichen Zeitvertreib hier im Spazierengehen, und erfuhr dadurch, daß ich täglich etwas stärker wurde, so daß ich bald nach meiner Ankunft eine gute Stunde weit auf die herumliegenden Berge gehen konnte.

Außer den schönen Gegenden und mannichfaltigen Aussichten, die diese Spaziergänge angenehm machen, fand ich ein besonderes Vergnügen daran, hier so vielerley Bäume und Gewächse anzutreffen, die wir in Deutschland in Gewächshäusern überwintern müssen. An den Wegen, und überall wo hohe Boorte sind, trifft man vornehmlich folgende Gesträuche an: den Granatapfelbaum, den Mastixstrauch oder Lentiscus, die Myrte mit dem großen Blatt, den gelben Jasmin, Caprifolium, verschiedene Arten immergrüner Rosenstauden u. a. m. Höchst angenehm aber werden die Spaziergänge durch eine in allen Hecken häufig wachsende Staude mit lieblich riechender Blühte *), wovon im Herbst die ganze Gegend parfumirt wird. Nicht weniger ergötzend für das Auge ist der unter anderm dichten Gesträuch, sonderlich an etwas feuchten Orten wachsende Ruscus, ein kleines Gesträuch, dessen steife, wie Pergament glatte Blätter ein fürtreffliches Grün zeigen, das durch das hohe Roth der mitten aus dem Blatt herauswachsenden Frucht, einer großen runden Beere, noch erhöhet wird.

Auf dem obern und rauhern Theile der Berge findet man den oft erwähnten Pinaster, die immergrünen Eichen mit stachlichen Blättern, die Korkeiche, deren äußerste Rinde das Pantoffelholz giebt, die aber

*) Smilax aspera fructu rubente. C. B.

aber hier nicht sehr groß wird. Unter den kleinen Gesträuchen ist besonders der Erdbeerbaum (Arbutus unedo) sehr angenehm. Im späten Herbst findet man insgemein Blühten, halb und ganz reife Früchte zugleich darauf, und alle schön. Die reife Frucht sieht wie eine große Erdbeere aus, hat auch beynahe den Geschmack, doch weniger fein und etwas säuerlich. Sie hängt an langen Stielen wie die Kirschen. Die ausgewachsenen noch nicht reifen Früchte sind von schöner gelber Farbe. Der Wachholderstrauch ist hier auch schön, und trägt sehr große Beeren von braunrother Farbe.

Ich habe vorhin der großen Salzwerke gedacht, die eine Stunde weit von Hieres am südöstlichen Ende dieser Ebene liegen, und will hier eine Beschreibung davon geben. Sie bestehen überhaupt aus vielen nahe an der See liegenden, in die Erde ausgegrabenen Bassins oder Wasserbehältnissen, die mit Meerwasser können angefüllt werden, welches darin ausdünstet, und das Salz zurückläßt. Der ganze Platz zu diesen Anstalten ist ein großes Viereck, das etwa eine Stunde Weges im Umfange hat, mit einem tiefen Graben mit Seewasser angefüllt, und mit einem Wall verwahrt ist, daß niemand heimlich herüberkommen könne. Der Eingang auf diesen Platz geht durch ein Thor, neben dem noch verschiedene Gebäude für die Arbeiter stehen.

Dieser Wall umschließt alle Wasserbehältnisse, deren jedes mit einem besondern Damm umgeben ist, folglich sein Wasser ohne Ausfluß behält. Neben diesen Dämmen sind überall wieder besondere Canäle, vermittelst deren man mit kleinen Kähnen an jedes

Was-

Wasserbehältniß anfahren kann, um das Salz abzuholen. Ferner ist allemal zwischen zwey Behältnissen ein Platz, auf welchem verschiedene halb in Gruben eingesenkte Schöpfräder angebracht sind, die von Pferden getrieben werden. Diese dienen dazu, daß das Wasser aus einem Behältniß in das andere herüber geschöpft werden könne.

Aus den Canälen werden die Behältnisse mit Seewasser angefüllt, um darin auszudunsten. Um aber aus einem Behältniß auf einmal desto mehr Salz zu erhalten, wird die Sohle, wenn das Wasser bis auf einen gewissen Grad ausgedünstet ist, mit neuem Wasser vermehrt, bis man sie für stark genug hält, da sie denn der völligen Ausdünstung überlassen wird. Wenn diese geschehen, so wird das zurückgebliebene Salz gesammelt, und auf trockenen Plätzen in Haufen geschlagen; worauf denn das Behältniß wieder mit neuem Wasser angefüllt wird. Wenn das Wasser schon meist ausgedunstet und das Salz schon da liegt, muß man sich in Acht nehmen, daß kein Regen darauf falle, der es wieder auflösen würde. Dieses wird dadurch verhindert, daß man bey einfallendem Regen das Salz mit neuer Sohle bedeckt. Diese löset nichts von dem schon vorhandenen auf, und wird auch von dem Regen nicht so verdünnet, daß etwas aufgelöset würde.

Das fertige Salz wird von den Haufen nach dem Magazin geschafft. Dieses ist ein sehr langes mit starken Mauern, die ein länglicht viereckiges Fort ausmachen, umgebenes Gebäude, das dicht am Meere steht. Von da wird es denn in die Schiffe geladen, die es weiter bringen.

Es

Es werden jährlich 90 bis 100000 Minots Salz hier gemacht. Der Minot hält gerade einen Centner. Der König oder vielmehr die Generalpachter bezahlen dem Eigenthümer dieser Werke für jeden Minot 5 Sols. Dafür muß er das Salz an die Schiffe liefern, und die kostbare Unterhaltung der Werke auf seine Rechnung nehmen. Die Unkosten, oder jährlichen Auslagen belaufen sich auf 14000 Livres; folglich bleiben dem Eigenthümer wenige tausend Livres jährliche reine Einkünfte von diesem schönen Werk übrig. Die Fermiers verkaufen für einen Louisd'or, was ihnen 5 Sols kostet. Vermuthlich fragt jeder, der dieses liest, ob die Vorfahren des jetzigen Besitzers, die dieses Werk angelegt haben, sich die Mühe würden gegeben haben, es einzurichten, wenn sie vorher gesehen hätten, daß ihren Nachkommen nur etwa der hundertste Theil des Ertrags würde gelassen werden.

Bey dem Magazin wohnet ein Officier, der wenige Mannschaft zur Bedeckung dieser Werke unter sich hat.

Von den Bergen, welche die Ebene bey Hieres umgeben, bleiben mir noch einige Anmerkungen zu machen übrig. Die, welche an der Nordseite liegen, bestehen aus einem grauen, etwas ins Röthliche fallenden Glimmerschiefer, der sich etwas fettig anfühlt, und an der Luft ziemlich verwittert. Die Erde, womit diese Berge nur dünne bedeckt sind, scheinet blos aus diesem verwitterten Schiefer herzurühren. Seine Schichten sind meistens sehr dünne, so daß sie nur die Dicke eines Papiers haben. Ich habe auch hier gefunden, was ich schon in mehrern Schieferbergen

wahrgenommen habe, daß hier und da eine Schicht eines ganz andern Gesteines von Quarz oder Kieselart darin vorkommt, und daß in diesen Quarzschichten sich verschiedene in Crystallen angeschossene Steine finden. Es läßt sich schwerlich errathen, wie diese fremdartigen Schichten unter die andern gekommen sind.

Die gegen Mittag an der Seeküste liegenden Berge sind etwas weniger hoch, als die an der Nordseite, und sind von ganz anderer Art. Ihr Gestein ist kalkig, entweder blos gemeiner Kalkstein, oder mehr und weniger feiner Marmor. Hier und da sind Steingruben, wo er gebrochen wird. Die gemeinste dieser Marmorarten ist dunkelgrau und nur halb fein; der beste ist weiß und röthlich gefleckt. Dieser ist sehr hart, und nimmt eine gute Politur an. Die Schichten dieser Steine sind von 3 bis 4 Zoll bis auf so viel Fuß stark. Zwischen den Schichten liegt eine feine rothe Boluserde, in welcher sich artige Spathcrystallen finden.

Auf einem dieser mittäglichen Berge fand ich in einer vollkommen rauhen und ganz steinigen Gegend, unter dem Schutte der von den Felsen sich losmachenden und herunterfallenden Steine, ein Stück feinen weissen sogenannten salinischen Marmor, das offenbar ein Bruchstück von einem antiken Werk war. Denn man sah deutlich einige architektonische Glieder daran ausgehauen. Sonst sind da keine Spuren irgend eines zerfallnen Gebäudes zu sehen.

Ich habe gleich vom Anfang dieser Anmerkungen über Hieres die Gemüthsart der hiesigen Einwohner gerühmt. Ich will hier noch hinzuthun, daß sie mir

ein

ein arbeitsames und sparsames Volk geschienen haben. Des Morgens früh sieht man ganze Familien aus der Stadt zur Arbeit auf das Feld gehen. Die Mütter tragen ihre noch säugende Kinder in der Wiege auf dem Kopfe mit sich, und auf den Abend ziehen sie so wieder in die Stadt. Sie haben deswegen mitten auf ihren kleinen Ackergütern kleine steinerne Gebäude, in denen sie sich in der Mittagsstunde ausruhen, und wo sie vor Hitze und Regen Schutz finden.

Die Felder sind durchgehends gut angebaut, und werden durch Umgraben bearbeitet, weil es hier an Vieh fehlet. Höchst aufmerksam ist man hier, alles, was zum Düngen dienlich ist, zu sammeln und zu Rathe zu halten. An den Bergen traf ich gar oft neu ausgeradete und zum Anbau zurecht gemachte Plätze an.

Es fiel mir oft ein, dieses Volk mit den Einwohnern kleiner Städte in der Schweiz und kleiner Reichsstädte zu vergleichen; und die Vergleichung war für die letztern gar nicht vortheilhaft. Diese, die gemeiniglich ansehnliche Gemeingüter haben, davon wenigstens ein Theil des Ertrages den Bürgern zufließt, sind bey weitem nicht so arbeitsam, als die Bürger in Hieres. Man sieht oft ganze Truppe müßig auf den Gassen stehen, oder in den Weinhäusern sitzen. Sie leben lieber sehr ärmlich zu Hause, als daß sie sich durch Arbeit besser setzten.

Man kann hieraus abnehmen, daß der rohe natürliche Mensch die Arbeit hasset und den Müßiggang liebet, und daß nur Noth, oder Ueberlegung ihn zur Arbeit zwinget. Die Noth ist das gemeinste Mittel dazu; in der Ueberlegung muß man es schon weit ge-

bracht haben, um zu fühlen, daß eine ordentliche Arbeit und die daher entspringenden Vortheile die besten Mittel sind, ein vergnügtes und zufriedenes Leben zu führen.

Es giebt Politiker, die behaupten, daß starke, kaum zu erschwingende Auflagen ein Mittel seyn, das gemeine Volk zur Arbeit zu zwingen. Allerdings arbeiten durch Auflagen gedrückte Menschen aus Noth mehr, als ein noch unvernünftiges Volk, das ohne viele Arbeit seine Nothdurft zu befriedigen findet. In so fern ist jene Behauptung wahr. Aber das wahre Mittel, immer und dauerhaften Trieb zur Arbeitsamkeit zu erwecken, ist die Erweckung des Gefühls für Wohlstand und die Annehmlichkeit des Ueberflusses. Wer erst recht fühlt, daß Ordnung und Arbeit ihm nicht blos das Nothdürftige zuwege bringt, sondern auch etwas Ueberfluß, woraus denn ein leichter und frölicher Genuß, und eine beständige Vermehrung der Mittel zu demselben entsteht, der wird denn gewiß Lust zur Arbeit bekommen. Die so entstandene Arbeitsamkeit aber ist jener, die durch Noth erzwungen worden, unendlich weit vorzuziehen.

In dieser angenehmen Gegend von Hieres und unter diesem gutartigen Volke brachte ich meine Zeit vergnügt zu, und meine Gesundheit stärkte sich merklich. Ich nahm mir daher vor, bis zu Ende des Jahrs hier zu bleiben. Aber nach der dritten Woche meines hiesigen Aufenthalts änderte ich meinen Vorsatz plötzlich. Es fiel den 21 November Schnee, der zwar in der Ebene nach wenig Stunden wieder zerfloß, auf den Bergen aber, wo die Sonne nicht hinkam, liegen blieb. Dies machte mir für den

Win-

Winter etwas bange. Dazu kamen einige sehr stürmische Tage, die mir das Ausgehen sehr beschwerlich machten. Ueberdem hatte ich die Fatalität, daß meine Köchinn plötzlich starb. Alles dieses machte einen so widrigen Eindruck auf mich, daß ich ohne langes Bedenken mich entschloß, Hieres zu verlassen, und nach meinem ersten Plane nach Nizza zu gehen.

In Hieres findet man weder Pferde noch Reisewagen zum weitern Fortkommen. Ich mußte wieder auf Toulon zurück; und auch dahin zu kommen fand ich kein Fuhrwerk. Ein Edelmann aus der Normandie, Hr. Grandeville de la Lande, der seiner Gesundheit halber hieher gekommen war, hatte die Gefälligkeit, mir seine Chaise und seine Pferde anzubieten, um mich nach Toulon zu bringen; und ich nahm es mit Dank und Vergnügen an.

Beobachtungen über das Wetter und die Wärme in Hieres, vom 3 = = 22 Nov. 1775.

Das Thermometer hat fahrenheitische Grade, und ist jeden Tag dreymal, nämlich Morgens um 7 Uhr, Mittags und Abends um 5 Uhr, beobachtet worden. Es hieng gegen Norden vor einem Fenster an der Abendseite des Hauses.

Nov.		
3	60½	trüber Himmel; fahrendes Gewölke.
	60½	starker Ostwind.
	58½	Regen; in der Nacht Donner.
4	56½	flüchtiger Regen.
	64½	hell.
	59½	trübe; die Nacht über Regen.
5	61½	halbhell.
	63½	
	60½	trübe; die Nacht Sturm und Regen.

Nov.	61½	trübe.
6	66½	hell.
	63½	Regen; des Abends viel Regen mit Donner.
	63½	feuchte und trübe Luft.
7	64½	trübe; Ostwind.
	63½	wie am Mittag.
	56½	ziemlich hell.
8	68½	hell.
	58½	
	52	hell; kühler Wind.
9	61½	starker Nordwestwind.
	55½	starker Wind.
	52½	hell und still; bald hernach
10	62½	starker Wind aus Westen.
	54½	Nachmittags schön; gegen Abend windig.
	46½	hell und still.
11	65½	hell; kühler Westwind.
	57½	starker Westwind die ganze Nacht.
	58	
12	65½	helles Wetter; meist still; etwas Westw.
	62½	
	61½	trübe; Südwestwind.
13	63	neblicht.
	62½	eben so; die Nacht Hagel.
	57½	meist hell.
14	57½	hell; starker Westwind.
	54½	hell; stürmischer Westw. die ganze Nacht.
	45½	halb hell; windig.
15	50½	bedeckt; starker Nordwind.
	48½	hell; Nordwind.
	58	hell; still.
16	66½	hell; Westwind.
	62½	hell, stürmisch; in der Nacht Sturm.
	47	
17	58½	helles und stilles Wetter.
	53½	

Nov. 18	49	trübe; Regen.
	60½	hell; etwas Wind.
	55½	hell.
19	47½	
	57½	hell und meist still.
	54	
20	45½	
	54½	hell; kalter Nordostwind.
	50½	
21	35½	Regen mit Schnee.
	47½	hell.
	44½	eben so.
22	41½	meist hell; Windstöße aus Nordwest.
	51	hell.
	49½	

Also reisete ich den 23 November von Hieres nach Toulon.

Der Weg ist ganz eben durch das von Hieres bis nach Toulon sich herum schlängelnde Thal. In der ersten Stunde, die man auf diesem Wege zubringt, fährt man durch ein schmales, aber sehr fruchtbares Thal, das meistens aus Küchen- und Obstgärten besteht, die mit großem Fleiß gebaut werden. Etwas weiter hin trifft man schöne Wein- und Kornfelder an, reichlich mit Olivenbäumen besetzt. Und hier hat die Straße mit der Bergstraße in der Pfalz einige Aehnlichkeit, nur daß das Land hier weniger bewohnt ist, als dort.

Abreise von Hieres.

In der zweyten Stunde erweitert sich das Thal, und die herumliegenden Berge bilden hier einen Kessel, der eine Stunde Weges im Durchschnitt hat. Die Straße geht mitten durch die Ebene, und ist we-

gen der sehr abwechselnden Aussichten auf die herumliegenden Hügel ganz angenehm. Aber das Land ist hier weniger fruchtbar, und die Felder nur sparsam mit Olivenbäumen besetzt. An den Füßen der herumliegenden Berge hingegen, wo das Land besser wird, siehet man viel zerstreute Wohnungen und ganze Wälder von Olivenbäumen.

Auf der dritten Stunde wird das Thal wieder enger, aber auch fruchtbarer. Hier kommt man durch ein artiges offenes Städtchen, la Valette, das ein lebhafter und nahrhafter Ort zu seyn scheinet, um welchen viel Oel und Wein gewonnen wird. Von da aus fangen bald die nach Toulon gehörigen Ländereyen an, die aus Wein- und Kornfeldern bestehen, auf denen noch viele Olivenbäume und Capernstauden stehen. Man trifft auch da verschiedene ansehnliche Landhäuser an, denen es aber durchgehends an Schatten fehlet. Nahe an Toulon wird der Boden wieder etwas mager. Die an der Nordseite neben Toulon liegenden Berge sind wenigstens an der obern Hälfte völlig kahl, ohne Spur von Grünem. Die an der südlichen Seite längst der Seeküste sind weniger hoch und steil, auch gut bewachsen, und hoch herauf angebaut, so daß die Aussicht auf dieselben ganz angenehm ist.

Den Weg von Hieres nach Toulon fand ich von 56414 Fuß, also $2\frac{1}{4}$ deutschen Meilen, die ich sehr gemächlich in $3\frac{1}{2}$ Stunden zurücklegte.

Den 23 und 24 Nov. Aufenthalt in Toulon.

Toulon. Toulon ist eine artige, meist wohlgebaute Stadt, obgleich die Straßen durchgehends sehr enge sind. Ihre

Ihre Länge erstreckt sich längst dem Ufer des Hafens von Ost nach Westen, und beträgt kaum tausend Schritte. Sie ist nicht nur an sich wohl befestigt, sondern auch alle Zugänge von der See und vom Lande her sind einem Feinde, durch sehr viele und gute auf den umliegenden Bergen und Hügeln angebrachte Befestigungswerke, fast unmöglich gemacht. Die Arbeit an den Festungswerken der Stadt selbst ist hier und da, ehe sie fertig war, unterbrochen worden. Der äußerste Graben nebst dem bedeckten Wege und dem Glacis sind nicht ganz fertig geworden. Es läßt sich schwer begreifen, wie dieser Ort von der Landseite her sollte belagert werden können. Der Raum zwischen der Stadt und den umliegenden Bergen ist nur schmal, und kann überall von den auf den Höhen herumzerstreuten Forts beschossen werden. Alle diese erst wegzunehmen, die außer ihrer eigenen Befestigung auch wieder durch die Kanonen der Stadtwälle können beschützt werden, scheint eine unendliche Arbeit zu erfordern. Der Platz scheint demnach unüberwindlich zu seyn, wenn nur Mannschaft genug zur Besetzung aller umliegenden Forts da ist.

Das Wichtigste dieses Orts ist, wie bekannt, sein Hafen, in welchem ein großer Theil der französischen Kriegsflotte liegt. Außer den Fregatten mögen jetzt 15 bis 18 Schiffe von der Linie hier seyn. Zählen mochte ich sie nicht, weil es hier für einen Fremden etwas gefährlich ist, in der untern Gegend des Hafens, wo die Flotte und die dazu gehörigen Arsenale liegen, zu viel Neugierde zu zeigen. Mir wurde die Erlaubniß, die Arsenale und den davon abhangenden Theil des Hafens zu besehen, rund abge-

schlagen, obgleich ein angesehener hiesiger Kaufmann, an den ich empfohlen war, sich alle mögliche Mühe gab, mir sie zu verschaffen.

Der Handlung halber bedeutet der hiesige Hafen nicht viel. Ich habe die hier liegenden zur Handlung ausgerüsteten Schiffe zwar nicht gezählt; aber nach einer ohngefähren Schätzung mögen es kaum 50 gewesen seyn. Sie führen fürnehmlich Wein, schlechtes Baumöl, Seife, die hier in erstaunlicher Menge gemacht wird, Capern, Honig, Feigen, Rosinen und die aus Hieres hieher geschafften Citronen und Orangen aus.

Mitten in der Reihe Häuser, die längst des Hafens gebaut sind, befindet sich das Rathhaus, oder Hotel de Ville, ein schmales und ganz schlechtweg gebautes Haus. Die Einwohner bewundern an dem Eingange desselben zwey Termen, die den Balcon tragen; eine Arbeit des berühmten Puget. Sie sind in der That richtig gezeichnet und schön gearbeitet; aber die Erfindung ist schlecht. Die Köpfe sind ohne Ausdruck, und die Action ganz gleichgültig. Sie gleichen eher gut gezeichneten akademischen Figuren, als Bildern, die etwas vorstellen sollen. Sie können mit ähnlichen Figuren von Slütern an dem königlichen Schlosse in Berlin kaum in Vergleichung kommen.

Zwischen dem Glacis der Festung und den an der Nordseite der Stadt liegenden Bergen siehet man viele Gärten und Landhäuser, die aber nichts Merkwürdiges haben. Doch verdienet darunter der königliche Garten gesehen zu werden, der mit dem darin stehenden Hause dem Intendant de la Marine überlassen

ist.

ist. Er hat schöne Alleen von hohen Bäumen, und dienet zum öffentlichen Spaziergange.

Ehe ich diesen Ort verlasse, muß ich noch einer Merkwürdigkeit der Natur in dieser Gegend gedenken. Ein verständiger und glaubwürdiger Mann in Toulon hat mir gesagt, daß seit dem kalten Winter von 1709, der die Orangen und viele andre Bäume dieser Gegend getödtet hat, weder die Orangen- noch die Feigenbäume mit dem Vortheil können gepflanzt werden, als ehedem geschehen ist. Die erstern sind hernach oft wieder erfroren, so daß man endlich des Nachpflanzens müde geworden, und es gänzlich aufgegeben hat. Feigenbäume werden zwar noch gepflanzt, aber sie sollen bey weitem nicht mehr zu ihrer ehemaligen Größe gelangen, so daß jemand, der ehedem von seinen alten Bäumen jährlich 10 bis 15 Centner trockene Feigen gewonnen, gegenwärtig von einer gleichen Anzahl Bäume kaum den vierten Theil so viel gewinnt, weil die Bäume absterben, ehe sie zu der Größe anwachsen, die sie ehedem gehabt haben.

Vielleicht trägt die Art der Fortpflanzung dieser Bäume, die hier gebräuchlich ist, etwas dazu bey. Beyde erwähnte Arten werden jetzt nur durch abgeschnittene Zweige fortgepflanzt. Dieses mag die Ursache ihrer geringern Größe seyn. Denn es ist bereits von Naturforschern angemerkt worden, daß diese Art der Fortpflanzung nicht so starke Bäume gebe, als die durch den Samen geschieht. Vielleicht macht eben dieses den Baum auch zarter.

Den 25 November. Reise von Toulon nach Vidauban.

Reise von Toulon noch Nizza.

Den 25 früh um 6 Uhr reiste ich mit einem gedungenen Postillon, dem ich für die Reise von hier bis nach Nizza 20 Thaler, oder 60 Livres bezahlen mußte, ab. Weil dieses keine Hauptroute ist, so sind die Wege auf dieser Straße ziemlich schlecht und holperig, besonders für die französischen Postchaisen. Es war ein Glück für mich, daß ich durch meinen Aufenthalt in Hieres wieder etwas gestärkt worden; so wie ich vorher war, hätte ich diese kleine Reise nach Nizza nicht ausgehalten.

Der ganze Strich Landes zwischen Toulon und Nizza ist mit Bergen und Hügeln durchaus angefüllt, und die Straße schlängelt sich durch die engen dazwischen liegenden Thäler; nur hinter Frejus muß man wirklich über die Berge herüber fahren.

Von allen diesen Bergen will ich einmal für allemal anmerken, daß sie längst den dazwischen liegenden bewohnten Thälern bis an die Hälfte ihrer Höhe bisweilen, aber sehr selten bis ganz oben angebaut, wenigstens stark mit Olivenbäumen besetzt sind. Man kann sich daher eine Vorstellung von der unermeßlichen Menge des Oels machen, das in dieser Provinz gewonnen wird. Wo die Berge unbebaut sind, sieht man entweder ganz kahle, von aller Erde und allem Grünen entblößte Felsen, oder dünne Wälder von dem Pinaster und den Gesträuchen, deren ich bey Beschreibung der Berge um Hieres Erwähnung gethan habe. Mir ist durchaus weder eine Fichte noch eine Eiche vorgekommen, die zu ordentlichem Bauholze könnte gebraucht werden.

Die

Die unzählige Menge der Berge und Hügel, die so verworren durcheinander liegen, verursachen auf dieser sich vielfältig krümmenden Straße eine erstaunliche Menge von abwechselnden Scenen; und dieses macht den Weg angenehm.

Auch die Thäler sind fast durchaus einerley Art, höchstens eine Viertelmeile breit in Felder eingetheilt, die wechselsweise mit Weinreben bepflanzt sind, und mit Waizen angesät werden. Dann sind sie noch überdem mehr oder weniger dicht mit Olivenbäumen besetzt. Dörfer, wenigstens Oerter, die man in Deutschland so nennt, trifft man auf diesem Wege gar nicht an; aber hier und da ein kleines offenes Städtchen, und dann viele durch die Thäler, oder an den Bergen zerstreute einzele Häuser.

Der Weg führte mich zum drittenmal durch la Valette. Von da geht er auf Souliers. Bis dahin ist das Land gut, und bis auf wenige rauhe Stellen überall bebaut. Von Souliers kommt man auf Cuers. Zwischen diesen beyden Orten wird gegenwärtig eine schöne Chaussee angelegt. Das Thal zeiget sich auf diesem Wege, wo er etwas in der Höhe geht, dem Auge in voller Pracht des Reichthums. Denn man siehet auf einer beynahe eine halbe Stunde breiten und ein paar Stunden langen Ebene, die man auf einmal im Auge hat, eine unendliche Menge Olivenbäume; sieht die grüne Saat der Felder dazwischen heraus scheinen, und glaubt in einem reichen Garten zu seyn. Gegenwärtig wurde diese angenehme Aussicht dadurch vermehrt, daß man überall neben der Straße eine Menge Menschen familienweise, alt und jung, sogar Kinder in der Wiege, unter diesen

Bäu-

Bäumen zerstreut antraf, weil jetzt die Oliven eingesammelt wurden. Diese unter den Bäumen zerstreuten Familien erweckten bey mir die Vorstellung eines in einem glücklichen Clima, blos unter Bäumen wohnenden, und familienweise durch das Land zerstreuten im Stande der Natur lebenden Volkes.

Bey dieser Gelegenheit fällt es mir ein, anzumerken, daß der große Unterschied, der sich in der Güte des Oels findet, weniger von der Beschaffenheit der Bäume oder Früchte und des Bodens, als von der Art, die Oliven zu sammeln und hernach zu behandeln, herkomme. Zum ganz feinen Tafelöl werden die Oliven, ehe sie den letzten Grad der Reife erreicht haben, sorgfältig gepflückt, sehr reinlich behandelt, und nur schwach und ganz kalt ausgepreßt. Ueberall, wo dieses in Acht genommen wird, bekommt man gutes Oel.

Aber der gemeine Landmann beobachtet diese Sorgfalt mit seinen Oliven nicht. Ein Theil wird überreif und fällt ab, bleibt so lange unter den Bäumen liegen, bis auch die spätern reif sind, und kommt da schon in Gährung. Die andern werden mit Stangen heruntergeschlagen und abgeschüttelt. Die Familie, jung und alt, liest sie zusammen; dann bleiben sie bisweilen zu Hause noch lange übereinander liegen. Das Pressen geschieht auch nur so, daß man auf die Menge sieht. Es wird kochend Wasser beym Pressen über die zerquetschten Oliven gegossen, um das Oel etwas flüßiger zu machen. Das nach der ersten Presse übriggebliebene Mark wird auch nochmals mit kochendem Wasser übergossen, und wieder gepreßt, und dieses Oel, das Huile infernale genennt

wird,

wird, kommt unter das bessere; dadurch wird alles schlecht. Was man aber durch diese Behandlung am Werthe desselben verliert, gewinnt man wieder durch die Menge und an ersparten Unkosten. Dann ist dieses Oel zum Seifensieden und anderm Manufacturgebrauche so gut als das feinere. Und wenn man zuletzt lauter feines Oel machen wollte, so könnte es doch weder in den Küchen noch auf den Tafeln alles verzehrt werden. Folglich sind die Leute nicht zu tadeln, die schlechtes Oel machen, wo sie gutes und feines machen könnten.

Von Cuers kömmt man nach Pignans. Zwischen diesen beyden Orten trifft man weit weniger Olivenbäume an, als vorher. Hier hat der Getraidebau die Oberhand; auch sind weniger Weinreben hier auf dem Felde als bis dahin. Nahe an Pignans wird das Land für die Aussicht weit interessanter. Es ist hier nicht mehr ein ebenes, aus Feldern bestehendes Thal, sondern ein durch Höhen und Tiefen unterbrochenes, von verschiedenen Bächen durchwässertes Gelände, das von der Straße her, die etwas auf der Höhe liegt, eine große Mannichfaltigkeit von Gegenständen zeiget. Es hat auch schöne Wiesen, die durch verschiedne wasserreiche Bäche erfrischt werden, so daß es einen recht sehr angenehmen Winkel mitten zwischen dürren Bergen ausmacht.

Hier trifft man auch wieder ziemlich viel Maulbeerbäume an. Dicht vor Pignans fährt man durch eine prächtige Allee solcher Bäume, deren ungewöhnliche Größe und Dicke, da die meisten wohl vier Fuß am Stamme dick sind, mich vermuthen gemacht, sie seyen noch von den ersten Maulbeerbäumen, die in die

Provence versetzt worden. Dieses sollten, falls die Vermuthung richtig ist, noch alte Einwohner durch die Tradition wissen. Ich erkundigte mich auch darnach, konnte aber nichts davon erfahren. Es schien mir deswegen merkwürdig, hierüber Gewißheit zu bekommen, weil ich dadurch das Alter der Bäume, folglich die nach Maaßgebung des Alters erlangte Größe und Stärke derselben erfahren hätte. Es sollte überall, wo eine beträchtliche Anzahl Bäume gesetzt, oder angesät wird, eine Anzeige davon zur Nachricht für die Nachkommenschaft hinterlassen werden, aus der man mit der Zeit das Alter der Bäume wissen könnte. Es läßt sich leicht einsehen, was für Nutzen daraus zu ziehen wäre.

In Pignans aß ich zu Mittage, und fand gegen alle meine Erwartung einen ganz reinlichen Gasthof. Aber das Haus war ganz neu, und hatte noch nicht Zeit gehabt, unreinlich zu werden. Ich merke hier noch eine unbegreifliche Unachtsamkeit für Bequemlichkeiten an, die in diesem Lande herrscht. Von Toulon bis Nizza habe ich an keinem Orte eine Stubenthüre angetroffen, die anders als mit dem Schlüssel konnte zugehalten werden. Ist man im Zimmer, so muß man sie offen stehen lassen; will man sie zuhalten, so muß man, so oft jemand herein oder heraus will, mit ihm an der Thüre seyn, um sie ihm aufzuschließen, oder hinter ihm wieder zuzumachen. Auf diese Weise ist man keinen Augenblick seiner Ruhe sicher.

Von Pignans kommt man auf le Luc. Hinter dem ersten Orte werden die Felder freyer, weil die Olivenbäume da nur an die Berge gesetzt werden.

Nahe bey dem andern Orte ändert sich der Anbau wieder; denn um diese Gegend gleichet das Feld mehr einem Walde als einem Ackerlande. Die Olivenbäume stehen da so dicht, und sind dabey so groß, daß die Sonne schwerlich auf den Boden scheinen kann. Wirklich würde man das Land für einen großen Olivenwald halten, wenn nicht der Boden unter den Bäumen bearbeitet und mit Waizen besät wäre. Die Straße geht durch diesen Wald. Schönere Olivenbäume als hier habe ich in der Provence nirgends gesehen, und ich würde sie für die größten gehalten haben, wenn ich nicht nachher um Menton im Fürstenthum Monaco noch weit größere gesehen hätte. Auf den Abend spät, da die Nacht schon eingetreten war, kam ich nach Vidauban.

Den 26 November. Reise von Vidauban nach Cannes.

Weil die heutige Tagereise ziemlich stark seyn sollte, so reisete ich vor Tage aus. Nicht weit von Vidauban fährt man durch einen hohlen Weg in die Höhe, und kommt auf ein hohes und viel weiteres Gelände, als das bisherige war. Es erstreckt sich vom Meer an zwischen zwey Reihen Bergen nordwestwärts in das Land hinein, und ist größtentheils rauh. Man kommt bald darauf über den kleinen Fluß Argens, über den eine gute steinerne Brücke geht. Nachher wird das Land noch höher, felsig und ganz unfruchtbar. Doch nach einer Viertelstunde kommt man wieder in etwas tieferes und fruchtbares Land. Die Wein- und Kornfelder stehen hier bloß, ohne Bäume. Einige wenige Maulbeerbäume stehen

längst der Straße. Aber das weite offene Land gefällt jetzt, nachdem man einen ganzen Tag vorher durch enge eingeschlossene Thäler gefahren. Um den Mittag kam ich nach Frejus.

Frejus. Ich fand hier in der That, daß der gute Cardinal Fleury, der in seiner Jugend hier Bischof gewesen, seiner geistlichen Braut eben nicht unrecht gethan, als er einem seiner Vertrauten schrieb, sie sey etwas häßlich; denn der Ort ist wirklich schlecht. Aber seine Lage ist schön, zwischen zwey ost- und westwärts der Stadt liegenden fruchtbaren Ebenen, nicht weit vom Meer ab. Von der Morgenseite der Stadt hat man eine ergötzende Aussicht über ein weites, flaches und fruchtbares Gelände, und auf die dasselbe überall umgebenden Berge. Vor der Stadt sieht man noch verschiedene Ueberbleibsel alter Gebäude der ehemals hier wohnenden römischen Colonie; sie haben aber nichts Merkwürdiges.

Daß das Clima hier sehr gelinde sey, kann man daraus abnehmen, daß hier am Bord der Straße die große amerikanische Aloe unter anderm Unkraut wächst.

Dieser Nachmittag gab mir die angenehmsten Stunden, die ich auf dieser ganzen Reise auf der Landstraße genossen habe, und hat einen Eindruck von Annehmlichkeit auf mich gemacht, der mir unvergeßlich seyn wird. An der Ostseite der Stadt liegt, wie gesagt, ein ziemlich breites und etwa eine Stunde Weges langes ebenes Thal, das ringsum von Bergen eingeschlossen ist. Mitten dadurch geht die Straße; gegen Morgen hin sind diese Berge am höchsten, und man wird bald gewahr, daß man über dieselben wegfahren muß.

Nicht

Nicht weit von der Stadt fährt man eine ganze Weile neben einer alten Wasserleitung, die sich weit gegen das Gebürge hin erstrecket. Viele Bogen sind noch ganz nahe an der Stadt von beträchtlicher Höhe, die denn allmählig abnimmt, so wie sich der Bau den Bergen nähert. Ein so sehr beträchtliches Werk für eine eben nicht sehr ansehnliche Stadt, um laufendes Wasser herbey zu schaffen, beweiset, von was für einer großen Wichtigkeit die Römer eine Sache gehalten, deren Mangel jetzt viele große und reiche Städte nicht fühlen. Das große und prächtige Berlin könnte dem Ansehen nach mit dem vierten Theil des Aufwandes, den der kleinen römischen Colonie diese Wasserleitung gekostet hat, denselben Vortheil erhalten; und es fällt keinem Menschen ein, nur zu wünschen, daß es geschehe.

Man fängt bald an auf dieser Straße gewahr zu werden, daß sie über den gerade im Gesicht liegenden hohen Berge Esterelles weg gehe. Denn er ist so steil, daß man die sich an demselben herauf schlängelnde Landstraße hier und da von unten sehen kann. Ohngefähr eine Stunde von Frejus fängt sie an etwas steil in die Höhe zu gehen. Doch ist sie, so steil auch der Berg ist, noch gemächlich genug, weil sie sich sehr oft wendet, so daß man immer durch Hin- und Herfahren nur allmählig in die Höhe kommt, bis man endlich um die nördliche Seite des Berges herum auf die östliche Seite kommt, von der die Straße wieder abwärts geht. Es war eben ein sehr schöner Tag, und angenehm warmes Wetter. Dieser und alle umliegende Berge sind meist mit den oft erwähnten Pinastern besetzt, die nur dünne stehen und niedrig sind,

aber mir hier sonderbar schön vorkamen. Ein dünner, schlanker, nicht völlig gerade gewachsener Stamm hat eine nur kleine Krone. Die Aeste desselben tragen nur gegen die Spitzen spannenlange Nadeln von schönem Grün, die lauter Büschel, wie lange Puderquasten bilden; dieses und denn die sehr großen, auch spannenlangen geschuppten Kienzapfen von hellbrauner Farbe geben dem Baume ein völlig fremdes, angenehmes Ansehen. Bey dem beständigen Hin- und Herfahren ändert sich auch die Aussicht. Bald sieht man gegen Süden nach dem Meere hin, bald gegen Norden landwärts hinein, bald wieder auf der weiten fruchtbaren Ebene, an deren Ende Frejus liegt, und durch deren grüne Felder die Straße, auf der man hieher gefahren, wie ein gerade gezogenes gelbes Band erscheinet. Aber nichts geht über die unendliche Menge und Mannichfaltigkeit der kleinern Berge und der dazwischen liegenden meist runden Thäler, über welche man von der Höhe herunter viele Meilen weit weg siehet. Hier und da in den Gründen ein kleines mit junger Saat bedecktes Stück Land; alles übrige eine gänzliche aber schimmernde Wildniß. Es schien mir da der Mühe werth viele Meilen weit zu reisen, um das Vergnügen zu genießen, bey schönem Wetter über diesen Berg zu fahren.

Zwey Umstände verschönerten diesen Weg: die Mannichfaltigkeit schöner niedriger Gesträuche, die den Boden bedecken, besonders die Schönheit des Erdbeerbaums, der hier sehr häufig wächst, und jetzt überall voll Blühten und Früchte hieng. Dann kam jetzt der Umstand hinzu, daß mir eine große Menge fröhlicher Menschen, besonders ganze Trup-

pe Soldaten begegneten, die eben den Berg herunter kamen. An einigen Orten sah man sie ganz von weitem von der Höhe herunter steigen; an andern Orten hörte man, ehe man sie sah, ihr lautes Gerede, oder ihr Singen von weitem. Dieses gab der Wildniß ein Leben, das die andern Annehmlichkeiten noch sehr erhöhte.

Es that mir leid, daß ich die oberste Höhe, von der man hernach gegen Morgen hin herunter fährt, erst bey anbrechender Nacht erreichte. Hier liegt mitten in dieser Wildniß das Posthaus Esterelle, an welchem der Engländer Smollet den Sommer und Winter zugleich gesehen hat. Von hier hat man wieder eine herrliche Aussicht über die unzähligen tiefer liegenden Hügel, das daran stoßende ebene Land, und auf den Golfo von Napoule, und die in demselben liegenden lerinischen Inseln. Es war Nacht ehe ich auf die Ebene herunter kam.

Die Straße über diesen Berg war ehedem nicht ohne Gefahr wegen der Räuber, die sich leicht in dieser Wildniß verborgen halten konnten. Man hat aber nun lange nichts von hier begangenen Räubereyen gehört. Das Verstecken, wenigstens nahe an der Straße, würde solchem Gesindel jetzt auch schwerer seyn, da an der obern Höhe des Berges eine weite Strecke des Gebüsches seit einigen Jahren abgebrannt ist, wodurch nun die nördliche Seite ziemlich kahl gemacht worden.

Nachdem man wieder auf die Ebene heruntergekommen, fährt man noch eine gute Stunde, den am Meer liegenden Flecken Napoule vorbey, auf einer

schönen Chaussee nach Cannes. Hier blieb ich über Nacht.

Den 27 November. Reise von Cannes über Antibes nach Nizza.

Cannes. Da ich heute keine volle Tagereise mehr zu machen hatte, wartete ich, um abzureisen, den hellen Tag ab, um die Lage von Cannes zu sehen. Diese kleine Stadt, die, so viel ich davon gesehen habe, ziemlich wohl gebaut ist, hat eine der angenehmsten Lagen, die ich je gesehen habe. Der Golfo de Napoule tritt hier etwas tiefer ins Land herein, und bildet ein schönes viereckiges Bassin, in dessen Grund die Stadt dicht am Ufer gebaut ist. Rechter und linker Hand der Stadt gehen zwey kleine Vorgebürge, welche die Seiten dieses Bassins ausmachen, gegen das Meer hinein, und schützen dasselbe für die Ost- und Westwinde. Außerhalb des Bassins, etwas gegen Südosten, liegen die gedachten lerinischen Inseln.

Um die Stadt herum liegen viele Gärten in einer kleinen mit Bergen umgebenen Ebene. Die Gegend herum ist höchst angenehm und fruchtbar, aber dem Ansehen nach mit einer Art von Wildniß umgeben. Dieses brachte mir die oben beschriebene Stadt Vevay am Genfer See mit ihrer Gegend wieder ins Gedächtniß. Dieser Ort schien mir vorzüglich angenehm; und es wundert mich, daß so viele Engländer, die sich den Winter über in Nizza aufhalten, nicht lieber diesen Ort dazu wählen. Der Winter muß hier auch sehr gelinde seyn, da man viel Citronen- und Pommeranzenbäume in den Gärten siehet.

Von hier aus bis Antibes geht die Straße meist an der Seeküste. Man fährt zuerst an einem felsigen Hügel herum, hernach aber immer neben fruchtbaren Korn- und Weinfeldern. Und hier sieht man die bisher beobachtete Cultur des Landes etwas verändert. Die Felder sind zwar auch hier in schmale Beete getheilet; aber der Weinstock wird nicht mehr auf diese Beete gepflanzt, sondern macht die Einfassung derselben aus. Die Weinreben sind in langen Linien, welche etwa 12 oder 15 Fuß weit auseinander stehen, gepflanzt. Der zwischen zwey solchen Linien liegende Grund aber wird mit Getraide angesät. Ich fand diese Streifen Landes hier wechselsweise mit junger Saat und mit Stoppeln bedeckt, woraus ich schloß, daß dieselben wechselsweise brache liegen und angesät werden. Die dazwischen liegenden Weinreben sind wie Spaliere gezogen. Von etwa vier zu vier Fuß steckt ein Stock in der Erde, und queerüber sind an diese Stöcke starke Schilfsröhre (Arundo Donax,) die hier sehr häufig wachsen, angebunden, an die denn die jungen Schosse der Weinreben geheftet werden. Wenn man gegen Antibes hinkommt, so findet man die vorher brachliegenden Streifen Landes mit Gartengewächsen besetzt, so daß zwischen den Spalieren von Weinreben die Beete wechselsweise mit Waizen besät und mit Gartengewächsen angepflanzt sind. Außer den Olivenbäumen sieht man hier auch sehr viele Feigenbäume.

Nahe vor Antibes fährt man eine kleine Anhöhe herunter, von welcher man den ganzen Meerbusen von Antibes, die ganze Küste von hier bis nach Nizza, diese Stadt selbst, weiter hin die hohe Küste, die sich ge- Antibes. Schöne Aussicht.

gegen Genua hinzieht, auf einem Blick übersiehet. Dieser Anblick setzte mich bey dem schönen hellen Wetter in Erstaunen. Das Gemälde ist von wunderbarer Schönheit; den Vorgrund desselben macht die etwas rechter Hand auf einer mäßigen Anhöhe liegende Festung Antibes mit ihren hohen Wällen, und noch über das Parapet dieser Wälle in die Höhe stehenden gemauerten Batterien. Den zweyten Grund macht der Meerbusen selbst, der jetzt ganz schwarz schien. Linker Hand ziehet sich die Küste in einem Bogen herum; erst flach, hernach mit kleinen Hügeln besetzt, hinter welchen wieder höhere Berge empor stehen. Die hintersten sehr weit entfernten Berge sind die sogenannten Alpes maritimes, deren Spitzen jetzt ganz mit Schnee bedeckt waren. Die ganze Küste ist mit unzähligen zerstreuten Häusern bis oben auf die Hügel besetzt. Mitten am Hintergrunde sieht man die Stadt Nizza selbst mit vielen weissen, an die See stoßenden Gebäuden, und mit verschiedenen hohen Thürmen geziert, und neben derselben die sehr hohe, steile, aus weissen Felsen bestehende Seeküste, ohngefähr bis Ventimiglia. Ich konnte mich an diesem wunderbaren Gemälde nicht satt sehen. Zum Glück hat man es, wenn man einmal Antibes vorbeygekommen ist, eine ziemliche Zeit lang im Gesicht.

Ich fuhr, um bey guter Zeit über den Varo zu kommen, Antibes vorbey. Von hier aus fährt man in einem Bogen an der reizenden Küste des Golfo bis Nizza; zuerst ganz nahe an der See, an einem flachen sandigen Ufer, auf welchem hier und da gemauerte Redouten, um eine feindliche Landung zu verhindern, angelegt sind.

Um die Nordseite von Antibes herum liegt eine völlig kahle Gegend von schönen Kornfeldern. Etwas weiter hin, nordöstlich von der Stadt, ist das Land so stark mit Feigenbäumen besetzt, daß sie einen Wald ausmachen.

Etwa eine Stunde weit jenseits Antibes, kömmt man nach Cagne, einem kleinen Dorfe von seltsamer, aber ausnehmend schöner Lage. Mitten in einem engen, aber sehr fruchtbaren romantischen Thale liegt ein steiler felsiger Hügel, auf dessen Graat oder Kamm (Crête) dieser Ort gebaut ist, den man von weitem für weisse Felsenklippen hält. Auf der obersten Höhe des Hügels erhebt sich ein ansehnliches und schön gebautes Schloß. Weil mein Postillon hier ausspannte, hatte ich Zeit, den Ort näher in Augenschein zu nehmen. Von weitem fällt er schön in die Augen; in der Nähe ist es, die reizende Lage ausgenommen, der elendeste Ort, den ich je gesehen habe.

Die auf kahle Felsen gebauten massiven Häuser schienen mir selbst in der Nähe bloße Ruinen ehemaliger Häuser zu seyn; denn es ist kein einziges von diesen Häusern, an dem man nicht halb eingefallenes mit Epheu bewachsenes Gemäuer sähe. An keinem einzigen siehet man eine ordentliche Thüre, oder ein rechtes Fenster; wirklich hielt ich, so wie es auch mein Bedienter that, den Ort für zerstört und verlassen, bis ich zu meiner Verwunderung Leute aus den Löchern dieser Gemäuer, welche ich nun für die Hausthüren halten mußte, hervorkriechen sah. Es war mir, als wenn ich plötzlich in einen fremden Welttheil versetzt worden, wo die Menschen ihre Wohnungen ganz anders als in dem unsrigen eingerichtet haben. Es

 ist

ist mir nicht möglich, einen deutlichen Begriff von diesen seltsamen Gebäuden zu geben. Der steile, durch dieses Dorf heraufgehende Weg macht eigentlich den Graat des Hügels aus. Zu beyden Seiten des Weges stehen diese Gebäude so, daß hinter oder neben jedem ein ganz steiler Absturz ins Thal herunter geht. Hier und da ist hinten, oder neben den Häusern eine kleine Terrasse, auf der eine Art von kleinem Garten angelegt ist.

Wo man zwischen zwey Häusern hinten herumkommen kann, es sey rechter oder linker Hand des Weges, da hat man die Aussicht in das Thal herunter, die nicht reizender seyn könnte. Was das Seltsame dieses Ortes noch vermehrt, ist, daß man an vielen Orten aus den Felsen, und wo etwa die Felsen mit etwas Erde bedeckt sind, die große amerikanische Aloe herauswachsen siehet. Hier fällt auf einmal das Reizendste der Natur und das Elendeste menschlicher Anstalten in die Augen. Der Ort gehört einem Marquis Grimaldi, aus der Familie der ehemaligen Prinzen von Monaco, der, wie ich höre, gegenwärtig wirklich Anspruch auf dieses Fürstenthum macht. Sein hiesiges Schloß schien mir von weitem (denn ich mochte nicht so hoch und so steil hinauf steigen, um es in der Nähe zu sehen,) ein schönes Gebäude zu seyn.

Von hier kommt man in weniger als einer halben Stunde nach St. Laurent, einem kleinen Städtchen am rechten Ufer des Varo. Dieser Fluß macht die Gränze zwischen der Provence und der Grafschaft Nizza, zwischen Frankreich und Italien. In dieser Gegend wächst ein sehr feiner Muscatenwein,

der

der unter dem Namen Vin de St. Laurent bekannt genug ist.

Ich mußte hier meinen Paß vorweisen, um aus Frankreich heraus zu kommen, und sollte auch mein Gepäcke durchsuchen lassen. Dieses wurde mir auf Versicherung, daß ich keine Kaufmannswaaren bey mir führe, nachgelassen.

Durchgang durch den Varo.

So wie man den Fuß zum Thore heraussetzt, tritt man auch in das Bette des Varo, das hier sehr breit ist, und das gewaltige Anlaufen dieses Flusses genugsam erkennen läßt. Gegenwärtig war kaum der sechste Theil des Bettes mit Wasser versehen. Das wenige aber, das in verschiedene Arme getheilt war, strömte schnell herunter. In St. Laurent sind starke Männer besonders bestellt, um die Reisenden hieher über den Fluß zu bringen. Diese müssen wissen, wenn es angeht, oder unmöglich ist, über den Fluß zu kommen. Ich bekam hier, da die Durchfahrt jetzt wegen des seichten Wassers nicht gefährlich war, nur vier solcher Männer zur Begleitung; zu andern Zeiten bekommt man viel mehrere derselben. Einer gieng als Wegweiser voraus, und zeigte dem Postillon die seichtesten Stellen zum Durchfahren, und drey blieben an der Chaise, um sie zu halten, daß der Strom sie nicht umschlage. Das Wasser stieg an wenig Orten bis an die Achse der Räder. Diese Begleitung kostete mich 4 Livres; bey größerm Wasser ist sie weit kostbarer.

Von Varo kommt man in einer Stunde nach Nizza. Der Weg dahin geht unfern der Küste neben schönen und fruchtbaren, zur linken Hand der

Straße

Straße liegenden Hügeln. Nachmittags um 3 Uhr langte ich daselbst an.

Die Weiten der Oerter von Toulon aus habe ich folgendermaßen gefunden:

Von Toulon nach Pignans		116740
—	Pignans nach Vidauban	84402
—	Vidauban nach Frejus	87655
—	Frejus nach Cannes	104802
—	Cannes nach Cagne	66089
—	Cagne nach Nizza	42102

Von Toulon nach Nizza 501790 Fuß oder etwas über 20 Meilen. Dieser Weg macht $17\frac{1}{2}$ Posten.

Und hier endiget sich der erste Theil meiner Reise, da ich den Winter über in Nizza geblieben bin.

Zum Beschluß dieses Tagebuches will ich hier noch einige Anmerkungen beyfügen, die ich auf dem Wege durch Frankreich gemacht, und noch nicht vorgetragen habe.

Das gemeine Landvolk, welches ich auf diesem Wege zu sehen Gelegenheit hatte, schien mir ein gutherziges, geduldiges, und meist arbeitsames Volk zu seyn. Nirgends habe ich etwas von dem unfreundlichen Wesen, das dem brandenburgischen Landvolke so gewöhnlich ist, angetroffen. Auch schien es mir ein mäßiges und mit sehr wenigem vergnügtes Volk zu seyn.

Die Postillone, Fuhrleute, Knechte in den Gasthöfen, sind mir überall dienstfertig, verständig und gesittet vorgekommen. Von dem mürrischen und bru-

brutalen Wesen unsrer Leute von dieser Classe sind sie weit entfernt. Ich habe von keinem Postillon auf dem ganzen Wege ein einziges ungeduldiges Wort gehört. Es traf sich doch bisweilen, daß vor einander vorbeyfahrende Wagen an einander stießen, oder sich etwas mühsam ausweichen mußten. Anstatt des Schimpfens und Fluchens, das man bey dergleichen Gelegenheiten im nördlichen Deutschland nicht selten hört, sah ich bey diesem sonst lebhaften Volke nichts als Sanftmuth und gegenseitige Hülfsleistung. Nie hat ein Postillon, der mich gefahren, unterweges angehalten, um zu trinken, oder seine Pferde zu tränken, als da, wo er ausspannte, nämlich Mittags und Abends. Die ganze Zwischenzeit fährt man gut und ohne Anhalten fort. Ein Reisender kann den Postillon gerade wie seinen eigenen Bedienten ansehen. Er thut ohne Widerrede, was man von ihm verlangt. Bey aufstoßenden Schwierigkeiten, oder wenn etwas an dem Fuhrwerke reißt oder bricht, suchen sie sich zu helfen ohne ungeduldig zu werden.

Aber die Gastwirthe schienen mir überall habsüchtig zu seyn, und sich sehr wenig um einen Fremden zu bekümmern.

Das Landvolk ist durchgehends schlecht gekleidet, und scheinet sehr elend. Ruft man aber auf dem Felde oder in den Dörfern jemanden an, um sich etwa wornach zu erkundigen, so findet man ihn höflich und gefällig. Ich habe von Lyon aus bis Nizza, ob es gleich jetzt die Herbstzeit war, und der Wein auf dem ganzen Wege sehr gemein ist, keinen betrunkenen Menschen angetroffen. Ein einzigesmal hat sich mein Postillon mit einem andern, der dieselbe Straße fuhr,

etwas bezecht. Der meinige sagte mir unterweges mit viel Artigkeit, daß ihm der Wein etwas zu Kopfe gestiegen sey, und daß auch sein Camerad davon so munter geworden, daß er jetzt viel besser zufahre, als vorher.

Auch die Weiber scheinen arbeitsam. Die man auf der Landstraße antrifft, sind unter dem Gehen meistentheils entweder mit Spinnen oder mit Strümpfeknütten beschäfftiget.

Fuhrwerk hat der Landmann in diesen beyden Provinzen sehr selten. Die Esel oder (Bourriques) sind sein gewöhnliches Vieh. Diese müssen in Körben den Dünger auf die Felder tragen, Holz und andere Bedürfnisse nach Hause oder zu Markte schleppen, und dienen auch zum Reiten. Die provenzalischen Pferde sind klein, wie die im Brandenburgischen, aber sehr lebhaft und flink. Weil der Dünger besonders in Niederprovence sehr rar ist, so trifft man vielfältig Leute an, die alles, was Esel oder Pferde auf den Straßen fallen lassen, mit den Händen aufsammeln. In Marseille und in Toulon sieht man Leute auf den Straßen, die aus den kleinen Rönnen, wodurch die Unreinigkeiten von den Straßen abgeführt werden, mit beyden hohlen Händen den Unrath heraus langen, und in Körbe sammeln. Ein solches Volk verdient glücklicher zu seyn, als es ist.

Ich glaube schon angemerkt zu haben, daß die einzelnen Bauerhäuser, die man an der Straße antrifft, zwar sehr massiv, aber dabey sehr elend sind. Die wenigen Dörfer, durch die ich gekommen bin, sehen sehr ärmlich aus, obgleich die Häuser, wie in Städten, in Straßen an einander gesetzt, und hoch von

Steinen aufgebaut sind. Dieses ist die alte Art der ehemaligen römischen Dörfer *). Man wird darin gar keine zum Behuf des Feldbaues gemachte Anstalten gewahr, auch nirgends keine Scheunen. Das angenehme ländliche Ansehen, das die Dörfer in andern Ländern insgemein haben, und der grüne Wald von Obstbäumen, in dem sie liegen, beydes fällt hier ganz weg. Von weitem sehen diese Dörfer wie Klumpen nackender und freystehender Felsen aus.

Auch die hieländischen Städte haben für einen aus Deutschland kommenden von weitem ein ganz fremdes Ansehen. Die hohen und meist sehr schmalen Häuser mit sehr flachen Dächern und gar wenigen Fenstern sind ihm etwas ungewöhnliches. Dabey vermißt man bey der Aussicht auf Städte die hohen Thürme, die einigen deutschen Städten von weitem ein so gutes Ansehen geben.

Was ich auf dieser Reise von Personen vornehmern Standes, als Edelleute, Officiere, Geistliche gesehen, dergleichen ich täglich mehr oder weniger, bisweilen zu 20 an einer Tafel in Gasthöfen angetroffen habe, fand ich durchgehends von guter Lebensart. An den Tafeln in Gasthöfen hört und sieht man nichts, das nicht den Ton und Anstand ganz guter Gesellschaft hätte. Am wenigsten sieht man Leute, die im Trinken zu viel thäten. Niemand trinkt Wein ohne Wasser vermischt, es sey denn daß man sich zum Nachtisch etwa eine Flasche ganz feinen Wein geben lasse. Dieser wird denn unvermischt getrunken. Ein

Frem-

*) Vicos locant (Germani) non in noſtrum morem connexis et cohaerentibus aedificiis: ſuam quisque domum ſpatio circumdat. Tacit. de Mor. Germ.

Fremder ist sicher, daß in einer solchen Tischgesellschaft keine zu neugierige oder unbescheidene Frage an ihn geschieht.

Die einzigen Menschen, über die ich mich auf dieser Reise zu beklagen fand, sind die Barbierer, die alle zugleich Friseurs sind. Sie gehen mit Bart und Haaren gar unbarmherzig um, reiben, stoßen und reissen so brutal, als wenn sie einen unempfindlichen Ochsenkopf unter den Händen hätten. Ich gerieth allemal in Versuchung, diesen groben Kerln unter den Händen zu entspringen.

Des fürtrefflichen Clima in der untern Provence ungeachtet, schien sie mir doch, im Ganzen genommen, kein angenehmes Land. Die meisten Provinzen von Deutschland übertreffen sie meines Erachtens an Fruchtbarkeit und Annehmlichkeit sehr weit. Nur die kalten und rauhen Winter! dafür aber sind denn auch die Sommer in der Provence desto beschwerlicher. Den unbeschreiblichen Reichthum an Oel ausgenommen, ist die Provence ein armes Land; und jener Franzose, der sie eine Gueuse parfumée nannte, scheint eben nicht ganz unrecht geurtheilt zu haben.

Beschrei=

Beschreibung

der Stadt Nizza und der umliegenden Gegend, wie auch des Fürstenthums Monaco.

Das Ufer des Meerbusens von Antibes ziehet sich von dieser Stadt an gegen Nordost in einem Zirkelbogen herum, dessen Sehne von Südwest nach Nordost läuft. An dem nordostlichen Ende derselben liegt Nizza, in gerader Linie, etwa drey deutsche Meilen von Antibes. Beyde Städte liegen unmittelbar am Meer, und so, daß man von der einen die andere gerade im Gesichte hat. Von dieser Lage hat vermuthlich Antibes seinen griechischen Namen Antipolis, die gegenüber liegende Stadt, von den ehemaligen griechischen Einwohnern von Nicäa, dem heutigen Nizza, bekommen. Lage der Stadt Nizza.

Die Ufer des gedachten Meerbusens sind ganz flach; aber in einer geringen Entfernung von der See erheben sich kleine Hügel, die sich gegen das Land herein an die höhern Berge der Provence anschließen. Von Nizza aus aber, gegen Genua hin, sind die Küsten meistentheils sehr hoch, steil und felsig. Diese hohe Küste fängt gleich neben Nizza an.

Nizza hat die Form eines Dreyecks, dessen kleinere gegen Süden gekehrte Seite an das Meer stößt, die beyden andern aber am nördlichen Ende der Stadt

zusammenstoßen. Dicht an der Abendseite fließt der bey trockenem Wetter sehr seichte, zu andern Zeiten sehr stark anlaufende, und alsdenn sehr breite Fluß Paglion, der sich hier ins Meer ergießt *). An der Morgenseite der Stadt aber liegt ein hoher, vom Meer an einige hundert Schritte ins Land hinein laufender und ganz einzeln stehender Felsenberg. Auf der beträchtlichen, etliche hundert Fuß betragenden Höhe dieses Felsens lag das ehedem für unüberwindlich gehaltene, aber 1704 von dem Marschall de Catinat eingenommene und jetzt gänzlich zerstörte Schloß Nizza.

Die ganze Stadt mit diesem Berge, dessen Grund ohngefähr eben so viel Raum einnimmt, als die Stadt selbst, kann man gemächlich in weniger als einer Stunde umgehen.

Zwischen gedachtem Felsenberge und dem wenige hundert Schritte ostwärts gegenüber liegenden, sich von der See nordwärts ins Land hineinziehenden Berge Montalban, liegt der Hafen von Nizza. Seit kurzem ist von der Stadt aus an der Seeküste ein sehr schöner und breiter Weg, 30 bis 60 Fuß hoch über die

*) Plinius sagt in seiner Geschichte der Natur (III B. 5. C.): Igitur ab Amne Varro Nicaea oppidum a Massiliensibus conditum; fluvius Padus u. s. w. Hier muß offenbar, wie auch in einigen Handschriften steht, fluvius Palo gelesen werden; denn er meint den Paglion. Auch die gleich darauf folgenden Worte: Alpes, populi alpini multis nominibus, sed maxime capillati; oppidum Vadiantiorum; civitas Cemenelion; portus Herculis Monoeci, gehen alle, wie aus der Beschreibung des Plinius zu sehen ist, auf die nahe um Nizza liegenden Oerter.

die See, an dem Felsen ausgehauen worden, durch den man von dem untern oder südlichen Quartier der Stadt nach dem Hafen gehen und mit Wagen fahren kann.

Die Mittagsseite der Stadt ist durch einen hohen und festen gemauerten Wall für das Anprellen der Wellen geschützt. In diesem Wall sind Gewölber ausgemauert, welche zu Magazinen der Kaufmannsgüter dienen; oben auf demselben aber ist eine Platteforme zum Spazierengehen. Die Abendseite der Stadt ist gegen den Paglion mit einem hohen, ausserhalb mit einer starken Mauer bekleideten Erdwall versehen, der meistens mit Steinen ausgepflastert ist, weil er sowohl zum Reiten und Fahren, als zum Gehen dienet. Aus der Stadt führen Treppen und Rampen auf diesen Wall, und von da gehen auch solche an die steinerne Brücke, die über den Paglion nach einer Vorstadt herüber geht, herunter. Man kann also von der West- und Nordseite der Stadt auf diesen Wall und von da in die Stadt kommen, so daß sie ein völlig offener Ort ist, obgleich sowohl in dem Wall, als an der Süd- und Nordseite der Stadt Thore sind. Wer nicht Lust hat durch die Thore zu gehen, geht über den Wall frey aus und ein.

Nichts ist schöner als der Spaziergang um die Stadt herum. Man kann von einer breiten, längst des vorher erwähnten hohen am Meer gemauerten Walles laufenden Straße, vermittelst einer schönen steinernen ganz neu angelegten Treppe, auf die Platteforme dieses Walls kommen. Von da geht man längst dem Meer auf dem Wall gegen Abend, und hat den ganzen Meerbusen, die völlige Küste mit ih-

ren Hügeln, und die Stadt Antibes gerade vor sich. Von diesem gemauerten Wall kommt man auf den an ihn anschließenden ebenfalls hohen Erdwall, auf dem man nordwärts hingehet. Von diesem hat man eine bezaubernde Aussicht, erst auf die kleine flache, mit viel hundert Gärten und Gartenhäusern besetzte Gegend um die Stadt, und dann auf die umliegenden kleinern, ebenfalls mit unzähligen Bastides oder Landhäusern besetzten, und mit Wäldern von Oliven bedeckten Berge, hinter denen mehrere Reihen immer höherer Berge die Häupter empor heben.

Wenn man auf diesem Wall an das nördliche Ende der Stadt gekommen ist, so geht man herunter, und kommt auf einem schönen breiten Wege an dem Fuß des gedachten Bergfelsens östlich an demselben herum bis ans Meer. Auf diesem Wege hat man wieder erst einen schmalen Strich ebenes in Gärten eingetheiltes Land, jenseit desselben den Berg Montalban mit der oben auf demselben liegenden kleinen Festung im Gesichte. Hernach kommt man an den Hafen, um welchen eine Menge kleiner Häuser zur Bewirthung des Schiffsvolks zerstreut liegen. Gegen das Meer geht dann der sehr schöne am Felsen ausgehauene Weg an, der wieder an den gemauerten hohen Wall führt, von dem man zuerst ausgegangen ist. Von diesem Wege hat man einen Theil der hohen Seeküste gegen Genua im Gesicht, und das offene Meer, über welches man bey hellem Wetter die hohen Gebürge auf Corsica zu sehen bekommt. Dieses ist der schönste Spaziergang, der sich erdenken läßt.

Ein über die Beschreibung prächtiges Schauspiel aber geben, auf dem neuen Wege nach dem Hafen bey

etwas hoher See, die sich an den hervorstehenden Klippen des Felsenberges brechenden Wellen. Das schäumende Wasser springt nach dem Anprellen in hundert Gestalten, wie prächtige Springbrunnen in die Höhe. Ein Theil desselben fällt auf die höhern und niedrigern Felsen von mannichfaltiger Form und Gestalt, und läuft davon in hundert veränderten Cascaden wieder ab. Auf diese Springbrunnen und Cascaden siehet man von dem hohen darüber liegenden Wege herunter, und siehet sich nicht satt.

Die Stadt selbst hat innerhalb wenig Annehmlichkeit. Die Straßen sind enge, und bey den meist hohen Häusern etwas düster, bey nassem Wetter sehr unreinlich und von übelm Geruch, obgleich sehr gut gepflastert. Nur das mittägliche Quartier der Stadt, das neuer ist, hat breitere und ganz gerade Straßen, und ist überhaupt wohl gebaut, hat einen ziemlich großen ganz regulairen viereckigen Platz, wo die Wachtparade gestellt wird.

Innere Beschaffenheit der Stadt.

An öffentlichen Gebäuden hat die Stadt nichts, das verdiente bemerkt zu werden, außer den schon erwähnten hohen gemauerten Wall, und die von der Straße her darauf führende mit Marmor bekleidete Treppe, die eben, als ich mich da aufhielt, fertig wurde. Die Kirchen haben insgemein gute, doch mit zu viel Gesimsen und Verkröpfungen überladene Vorderseiten. Die Häuser des neuen Quartiers, besonders an dem Paradeplatze, sind sehr groß und wohl gebaut. Einige gar wenige in der Stadt sind von guter Bauart; sonst sind die Häuser durchgehends schlecht, kündigen schon von außen die innere Unreinlichkeit, und eine gänzliche Sorglosigkeit

in Ansehung der Unterhaltung und Ausbesserung des Schadhaften an.

Die Treppen in den Häusern sind insgemein gemauert, und die Tritte mit dünnen Platten von schwarzem Schiefer belegt. Verschiedentlich werden solche Platten auch zu Bekleidung der Thürgewände und der Fenster gebraucht. Sie werden aus dem Genuesischen hergebracht, und thun im Bauen große Dienste.

Inwendig sind die Häuser durchgehends sehr unreinlich, und auf den Treppen gemeiniglich genug von übelm Geruch. Es wird nichts weder gewaschen noch ausgebessert. Da bey den engen Straßen die Zimmer an sich schon wenig Licht haben, wird nicht einmal dafür gesorget, daß die Fenster rein gehalten werden. Ich habe, und nicht in den geringsten Häusern, solche gesehen, die wegen des auswendig darauf sitzenden Staubes und inwendigen von Fliegen herkommenden Schmuzes fast ganz undurchsichtig geworden. Man kann sich schwer in die Empfindungsart solcher Menschen setzen, die eine so ekelhafte Unreinlichkeit ertragen können. Ohne Zweifel trägt dieses viel zu der ungeheuern Menge Fliegen bey, die hier gezeugt werden. Alle Spiegel müssen mit Vorhängen von Flor bedeckt werden, wenn sie nicht in ein paar Tagen von den Fliegen unbrauchbar gemacht werden sollen. Wenn ich höchstens ein Duzend der besten Häuser in dieser Stadt ausnehme, so wäre es mir nicht möglich, in irgend einem der übrigen zu wohnen.

Ich halte die Stadt auch im Winter für ungesund. Die Häuser können nicht gelüftet werden, und sind, weil die Sonne fast nirgend hinkommen kann, kalt und feucht. Wenn man nun im Winter bey

schönem Wetter, wie täglich geschieht, spazieren geht, so kommt man doch in einige Wärme, und wird beym Eintreten in die Häuser wieder kalt, kann sich auch in den meisten Häusern nicht einmal wärmen, da selten Camine in den Zimmern sind.

Uebrigens siehet es in der Stadt lebhaft genug aus; denn sie scheinet für ihre geringe Größe stark bewohnt, und den ganzen Tag sieht man außer den Einwohnern eine große Menge Landvolk auf den Gassen.

Von der Lage des Hafens habe ich bereits gesprochen. Er ist ganz durch Kunst gemacht. Die Natur hat dazu weiter nichts gethan, als daß sie zwischen dem Felsenberge, daran die Stadt liegt, und dem Berge Montalban einen schmalen Strich niedriges Land, das an die See stößt, gelassen hat. Dieses ist an der See ausgegraben, und zum Hafen vertieft worden. Die Einfahrt in denselben ist durch zwey starke in die See gesetzte gemauerte Wälle oder Mole ins Enge gebracht. Gegenwärtig ist der Hafen noch klein, und würde schwerlich 40 Handlungsschiffe beherbergen können. Man kann ihn aber, so weit man will, ins Land hinein verlängern; und gegenwärtig wird wirklich an dieser Verlängerung gearbeitet. Es wäre aber nöthig, daß die Reede vor der Einfahrt auch tiefer gemacht würde; denn es sind noch Felsen im Grunde, welche ganz beladenen Schiffen von 400 Tonnen und darüber die Einfahrt nicht verstatten: daher dergleichen Schiffe erst in dem unweit davon liegenden Hafen von Villa franca lichten.

Der Hafen.

Sonst wird an dem Hafen nichts gespart. Die Mole sind schön gebaut, und besonders der, den man

bey der Ausfahrt linker Hand hat. Er hat inwendig gegen den Hafen viele gewölbte, offene Nichen, in denen das Schiffsvolk im Trockenen seyn und kochen kann. Jede Niche hat eine aus der Mauer herauskommende aus Erz gegossene Röhre mit einem Hahn, wodurch man sehr gutes und gesundes Wasser, nicht nur zum täglichen Gebrauch, sondern auch zum Schiffsvorrath, kann herauslaufen lassen. Am Ende dieses Mole neben der Ausfahrt stürzt dieses Wasser in einer sehr artigen Niche aus einem Löwenmaul, und fällt in Cascaden herunter. Dieses schöne Quellwasser wird durch gemauerte Wasserleitungen von einer halben Stunde weit her nach dem Hafen geleitet.

Gleich neben dem Hafen liegt ein fürtrefflicher Steinbruch, von einem weißlichen marmorartigen Kalkstein, woraus die beyden Mole und die Ufer des Hafens gemauert sind.

Merkwürdigkeiten der Natur.

Bey Gelegenheit dieses Steinbruchs muß ich zweyer Merkwürdigkeiten gedenken. Vor ein paar Jahren hat man in dem Steinbruch, da man zwey durch eine sehr dünne Schicht Thon von einander getrennte Steine von einander spaltete, einen fast ganz verrosteten kupfernen Nagel zwischen diesen Steinen gefunden, der sich in den einen eingedrückt hatte. Der Baumeister, welcher die Aufsicht über die Arbeiten am Hafen hat, sagte mir, der Nagel sey ihm weggekommen; er zeigte mir aber eine wohlgezeichnete Abbildung mit Farben, die er selbst davon gemacht hatte. Kurze Zeit hernach fand man unweit vom Hafen noch mehr solcher sehr wohl erhaltenen kupfernen Nägel, davon gedachter Baumeister mir einen

schenk-

schenkte. Ich habe ihn in das Naturaliencabinet der königlichen Akademie der Wissenschaften geschenkt.

Die andre Merkwürdigkeit dieser Seeküste sind die sogenannten Dattelmuscheln, die ihren Namen von der einer Dattel ähnlichen Figur haben. Diese Muscheln fressen sich, wenn sie noch ganz klein sind, in den harten im Grund des Meeres liegenden Kalkstein ein, dringen darin immer tiefer, und so wie sie anwachsen und älter werden, erweitert sich auch der Gang, den sie sich im Stein ausgraben. Er ist aber nur um die Dicke von zwey oder drey Kartenblättern weiter, als die Muscheln dick sind, so daß sie sich darin nicht umwenden können. Ein Kalkstein von etwa drey Fuß lang und einem Fuß dick, der vor fünf Jahren versenkt worden, wurde, aus Gefälligkeit für mich, aus dem Grunde herauf geholt. Dieser war so sehr so wohl von diesen Datteln, als auch von einer andern Art haariger Muscheln (Musculus) durchgefressen, wie irgend ein altes Stück Holz von Würmern, und ich fand keinen Cubikzoll festen Stein daran. Ich ließ den Stein zerschlagen, behielt einige Stücke mit den lebenden Muscheln eine Zeit lang in Seewasser auf; die andern Datteln speiste ich wie Austern, und fand sie sehr delicat, von besserm Geschmack als die feinsten Austern aus der Nordsee. Als ich einige Zeit nachher den Chevalier de Foncenex in Villa franca besuchte, ließ er in meiner Gegenwart auch solche Steine aus dem dortigen Hafen ausfischen, die eben dasselbe zeigten; und wir verzehrten auch diese Datteln als wahre Leckerbissen.

Bey Gelegenheit des Hafens will ich auch hier anführen, was ich von der hiesigen Handlung gesehen Handlung.

habe. Sie ist, ungeachtet der Hafen für einen Freyhafen erklärt worden, sehr gering. Drey oder vier Handlunghäuser können alle Geschäffte bestreiten. In den sechs Monaten, da ich mich hier aufhielt, sind kaum zwölf Schiffe angekommen, und auch nicht mehrere abgegangen.

Ausgefahren wird 1) eine beträchtliche Menge sowohl ganz feines, als auch geringeres Oel, daran die Grafschaft Nizza großen Ueberfluß hat; 2) Seide, sowohl aus der Grafschaft, als die aus Piemont hieher gebracht wird; 3) eine beträchtliche Menge Hanf, ebenfalls aus Piemont; 4) Reis, auch daher, und in Menge; 5) der feinere in der Grafschaft wachsende Wein, aber in unbeträchtlicher Menge; 6) Limonen, Citronen *) und Pommeranzen in starker Menge; 7) Anchois, Sardellen, Tonfisch, und dann in kleinen Fahrzeugen auch Gartengewächse, auch etwas Leder; von Fabrikwaaren wenig oder nichts; wenigstens sind in der Grafschaft Nizza, so viel ich weiß, keine Fabriken.

Eingefahren wird 1) Getraide, an dem die Grafschaft einen gänzlichen Mangel hat. Der Getraidehandel wird aber auch hier auf Speculation getrieben, um das hier aufgeschüttete Getraide in vorkommenden Fällen wieder nach andern Seehäfen zu verfahren. Es kommen sogar Schiffe mit Getraide aus den amerikanischen englischen Colonien hieher. 2) Alles Salz, was in der Grafschaft und in Piemont gebraucht wird. Dieses kommt aus Sardinien. 3) Alle Arten von Fabrikwaa-

*) Limonen sind die Früchte, die man in Deutschland Citronen nennt, und Citronen, was die Deutschen bittere Pommeranzen nennen.

waaren, und viele darunter, mit denen, wie man sagt, ein vortheilhafter Schleichhandel nach Frankreich getrieben wird. 4) Bauholz, und denn die zur Nothwendigkeit gewordenen feinern Lebensmittel, Zucker, Cacao, Caffee u. s. f.

Beträchtlich kann die Handlung hier nie werden; nicht blos wegen der Nachbarschaft weit größerer Handlungsplätze, wie Genua und Marseille, sondern auch wegen Mangel fahrbarer Straßen aus den innern Provinzen von Italien oder von hier hinein.

So viel sey von der Lage und Beschaffenheit der Stadt gesagt. Ehe ich von den hiesigen politischen Einrichtungen und von den Sitten der Einwohner spreche, will ich die umliegende, zum Gebiet der Stadt gehörige Gegend beschreiben. Ein kleiner Strich Landes an der nördlichen, nordwestlichen und westlichen Gegenden der Stadt ist ebenes Land. Nach Westen geht ein schmaler Strich solchen Landes bis an den Varo längst dem Meerbusen. Das wenige, der Stadt gegen Nordwest liegende ebene Land, das in allem keine Quadratstunde ausmacht, ist mit nicht sehr hohen, in unzählige Hügel eingetheilten Bergen umgeben, hinter denen viel Meilen weit immer höhere und höhere Berge das Land beynahe zu einer Wildniß machen. Von der Aussicht auf diese Berge von dem Wall der Stadt habe ich bereits gesprochen.

Beschreibung der umliegenden Landschaft.

Von den nächsten Bergen erstrecken sich einige Hügel vom Gebürge ab in die Ebene hinaus, davon einer, den die Einwohner Cimie' nennen, längst dem rechten Ufer des Paglion bis nahe an die Stadt heraus tritt. Zwischen diesen hervortretenden Hügeln lie-

liegen einige schmale höchst angenehme Thäler, die in die Ebene auslaufen. An ein paar Orten aber gehen aus diesen Thälern noch andere engere in den Schooß der Berge hinein, und bilden da einsame reizende Wohnplätze. Jenseit dieser nächsten Berge liegen zwischen diesen und den größern darhinter liegenden auch viele theils wilde, theils fruchtbare, ganz romantische Thäler, an denen man sich von den Höhen herunter nie satt sehen kann.

Das ebene flache Land zunächst an der Stadt ist in Gärten eingetheilt, die mit ziemlich hohen Mauern umgeben sind, zwischen denen eine Menge enger Gäßchen durchgehen. Diese Gärten haben nichts Angenehmes, als die große Menge der Citronen- und Pomeranzenbäume, womit sie besetzt sind, und die schönsten Küchengewächse, die hier auch den ganzen Winter über in großem Ueberfluß darin angetroffen werden. Das Land in diesen Gärten ruhet nie; so wie ein Stück seine Nutzung gegeben hat, wird es auch gleich wieder umgegraben, und aufs neue bepflanzt oder besät. Außerdem haben die Gärten keine Annehmlichkeit, keinen Schatten, keine Spaziergänge, kurz nichts zum bloßen Vergnügen.

In jedem Garten steht ein mehr oder weniger grosses und gutes Wohnhaus, sowohl für die Familie des Gärtners, als für den in der Stadt wohnenden Eigenthümer. Denn nur wenige Gärtner sind selbst Besitzer der Gärten, die sie bearbeiten. Einige sitzen auf Pacht darin; andere, und diese sind die meisten, bearbeiten und benutzen sie für die Hälfte des jährlichen Ertrages. Einige wenige dieser Gartenhäuser sind räumlich, wohlgebaut und gut unterhalten. Diese

sind im Winter meist von Engländern bewohnt, die ihrer Gesundheit halber, oder aus Laune hieher kommen. Bisweilen kommen auch andre Fremde. Auch ich hatte mir ein solches Gartenhaus gemiethet. Hier und da sind auch gute Wiesen zwischen den Gärten.

Das übrige, etwas von der Stadt entferntere ebene Land, das in den Thälern und an den Bergen, ist in unzählige kleine Güter eingetheilt, die ich weder Ackergüter, noch Gärten nennen kann; sie sind von beyden etwas. Ihre Größe ist gering, von vier und sechs, bis zehen, funfzehen und zwanzig Morgen Landes, das zum Gartenbau, zum Wein= und Kornbau eingerichtet ist. Jedes dieser Gütchen hat sein massives Haus; einige sehr wenige ganz schöne Landhäuser. Auf diese Weise ist die ganze Gegend und die Anhöhen der sie umgebenden Berge, sogar die oberste Höhe derselben mit unzähligen zerstreuten Gebäuden bedeckt, die von der Stadt aus, wo man alles übersehen kann, eine erstaunliche Ansicht geben. An den Bergen siehet man ganze Wälder von Olivenbäumen, und auch in der Ebene sind sie in großer Menge gepflanzt. Andre Bäume, als Maulbeer= Feigen= und Obstbäume, sind etwas sparsam angebracht. Von Waldung aber ist gar nichts zu sehen, als hier und da an den wildesten und höchsten Stellen der Berge dünne stehende Pinaster und Gesträuch, so daß das Holz in dieser Gegend rar ist.

Die größte Mannichfaltigkeit geben dem Auge die vielen tausend Terrassen, in welche die ziemlich steilen Anhöhen der Berge eingetheilt sind, damit dies steile Land konnte bebaut werden. Alle werden durch trockne, das ist, ohne Kalk aufgeführte Mauren unterstützt.

stützt. Wohin man auch das Auge gegen diese Berge wendet, sieht man eine erstaunliche Menge übereinander stehender Terrassen, und bewundert dabey die geduldige Arbeitsamkeit der ehemaligen Einwohner, die diese dürren Anhöhen dadurch zum Anbau tüchtig gemacht haben. Ohne Zweifel hat Ueberfluß an arbeitenden Händen und Mangel an Nahrungsmitteln sie zu dieser erstaunlichen Arbeit gezwungen.

Wenn man in Gedanken alle diese Terrassen wegreißt, und diese Berge sich in ihrer ursprünglichen Gestalt, mit meist rauhem und ziemlich unfruchtbarem Boden vorstellt, so denkt man, es hätte niemand vorhersehen können, daß so viel Menschen an diesen Bergen wohnen und ihre Nahrung finden könnten. Eine vor der Bewohnung des Landes dahin geschickte Colonie würde vermuthlich berechnet haben, daß dieses kleine Stückchen Landes, wo jetzt über tausend Familien wohnen, nicht hinreichend sey, viel über hundert Familien zu nähren. Nichts, als einige ganz steile Felsen, ist hier ungenutzt gelassen.

Einige hundert, vielleicht tausend kleinere und größere Wege durchkreuzen Ebenen und Berge, wodurch die Gegend zu einer Art von Labyrinth wird. Auf diesen kann man überall hinkommen, und man würde das ganze Jahr durch täglich auf neuen Wegen und in andre Gegenden spazieren können. Wer das Gehen liebt, und gut steigen kann, findet die Gegend unerschöpflich an immer neuen und sehr veränderten Spaziergängen. Aber im Wagen kann man sie aus Mangel der Straßen nicht genießen, auch nicht zu Pferde, weil auch dafür wenige Wege breit und gebahnt genug sind.

Das Land ist durchgehends, einige halb morasti- ge Tiefen ausgenommen, dürre. Nichts ist seltener, als eine Wasserquelle mitten in so vielen Bergen. Man trifft etliche wenige sehr seichte Bächelchen an, deren weniges Wasser aber sehr gut genutzt wird, wie ich hernach melden werde, wenn ich den hiesigen Landbau beschreiben werde. So viel von dem äußern Ansehen des Landes.

Nun will ich versuchen, von den Einwohnern der Stadt und des Landes, ihren Beschäfftigungen, ihrer Lebensart und ihren Sitten, das, was ich gesehen, oder doch zuverläßig erfahren habe, deutlich vorzustellen.

Einwohner von Nizza.

Man rechnet die Anzahl der Einwohner in der Stadt auf 25000, aber die Zahl scheint mir zu groß; wiewohl ich nicht läugnen kann, daß auf den Straßen es ziemlich von Menschen wimmelt. Der Adel ist hier ziemlich zahlreich, aber größtentheils unvermögend. Wenn man drey oder vier der ersten Häuser ausnimmt, die man hier reich nennen kann, weil sie von 20 bis 50000 Lire *) Einkünfte haben, und dann eine kleine Anzahl derer, die von Bedienungen leben, so ist der übrige Theil des Adels ärmlich, und ein Theil ganz arm und elend.

Der Adel.

Man siehet deswegen hier nichts von der in grossen Städten durch ganz Europa herrschenden Ueppigkeit, keine reichen Equipagen, die man ohnedem in einem Lande wo keine Fahrwege, und in einer Stadt, wo wenig Straßen sind, durch die man in Kutschen fahren könnte, entbehren kann; keine öffentliche kostbare

*) Eine Lire de Piemont ist ohngefähr 7 Groschen in sächsischem Gelde.

bare Lustbarkeiten; keine Schauspiele; keine Tafeln von Aufwand, als etwa zur Seltenheit bey ganz besondern Veranlassungen. Es sind drey oder vier adeliche Häuser, bey denen im Carneval der übrige Adel des Abends in die sogenannten Conversationi zusammenkommt, wo man sich mit Gespräch, mit Spielen, auch bisweilen mit Tanzen die Zeit vertreibt. Auch werden zu derselben Zeit wöchentlich in dazu gemietheten Sälen, in die man den Eingang bezahlt, maskirte Bälle gegeben.

Ansehnlichere königliche Bediente und auch die Advocaten rechnen sich selbst mit zum Adel, wenn sie gleich nicht von adelicher Geburt sind, und unterscheiden sich von den andern nicht adelichen durch das Tragen des Degens, den man hier für ein Zeichen des Adels hält; deswegen auch kein Edelmann, so elend und arm er auch ist, und so ein abgenutztes und zerrissenes Kleid er trägt, ohne Degen ausgeht. Ich habe solche gesehen, die so alte und abgenutzte Degen trugen, daß die Scheide nicht mehr daran halten wollte. Da sie das Vermögen nicht hatten, eine neue machen zu lassen, banden sie die alte mit Bindfaden, um sie nur nicht in Stücken fallen zu lassen. Das gemeine Volk bezeuget jedem, der einen Degen trägt, große Ehrerbietigkeit.

Unter diesem zahlreichen Adel sind denn auch viele Neugeadelte. Man kann den Adel vom Landesherrn gleichsam kaufen, und dann wird jeder, der von dem Könige oder auch von einem Besitzer ein solches verfallenes Lehn kauft, unter den Adel gerechnet. Man kann durch diesen Weg für wenige tausend Thaler Conte oder gar Marchese werden. Dessen

ungeachtet ist der Adel auch hier auf die Vorzüge seines Standes stolz.

Die Geistlichkeit, als der zweyte Stand, ist hier zahlreich, aber eben nicht ansehnlich; denn die Pfründen der Weltgeistlichen sind gering, die meisten Klöster aber sehr arm. Selbst der Bischof hat nur geringe Einkünfte, und führt deswegen gar keinen Staat. Er geht gar oft in seinem ehemaligen Ordenshabit, wie ein gemeiner Mönch, spazieren; bisweilen sieht man ihn in einer sehr schlechten Kutsche mit zwey übelgekleideten Lakayen fahren. Bey schönem Wetter sind des Nachmittags alle Straßen voll Geistliche, und sie gehen wirklich schaarenweise spazieren. Wären die hiesigen Landeseinwohner nicht so gar sehr besorgt, nach ihrem Tode bald aus dem Fegefeuer zu kommen, so müßte gewiß die Hälfte der hiesigen Geistlichen verhungern, oder wegziehen. Aber alle Altäre sind so reichlich mit Seelmessen besetzt, daß jeder Priester doch täglich 10 Sols *) für eine Messe verdienet. Zur höchsten Noth kann einer hievon leben. Ein sehr edler freymüthiger Ordensgeistlicher, ein wirklicher Philosoph, der mich hier mit seiner Freundschaft beehrte, hat mich versichert, daß unter der großen Anzahl Geistlichen in Nizza nur etwa drey seyen, die Litteratur oder Wissenschaft besitzen. Die Geistlichkeit.

Die Kaufleute machen die dritte Classe der Einwohner aus. Ich habe bereits oben angemerkt, daß gar wenig Häuser hier alle große Handlung in ihren Händen haben. Die übrigen sind Commissionairs und Krämer. Doch scheinen verschiedene dieser letztern, Die Kaufmannschaft.

*) Ohngefähr vier Groschen.

tern, aus ihren Waarengewölbern zu urtheilen, gut zu stehen. Fabrikanten giebt es in Nizza gar nicht.

Das geringere Volk.

Der große Haufe, oder das geringere Volk, scheinet hier durchgehends sehr arm zu seyn. Ansehnliche Handwerksleute giebt es hier gar nicht. Man kann auch darum hier in keinem Stücke recht gute Arbeit bekommen. Die Reichern lassen sich, wenn sie etwas Vorzügliches haben wollen, es aus Frankreich oder aus Genua, oder gar aus England kommen. Dieses geschieht mit Hüten, Strümpfen, Schuhen u. dgl. gemeinen Sachen. Weil sie alle insgemein im untersten Theil des Hauses ihre offenen Werkstellen haben, so kann man ohne großes Nachforschen sehen, in was für schlechter Verfassung sie sind.

Tagelöhner, außer denen, die sich mit Hin- und Herschleppen der Waaren nach dem Hafen, und von da nach der Stadt abgeben, giebt es hier dem Ansehen nach sehr wenige. Ich schloß dieses daher, daß zu dem Bau am Hafen, sogar im Steinbruch und bey andern öffentlichen Arbeiten, Weiber, junge Mädchen, und sogar Kinder in großer Zahl, und immer 10 gegen eine Mannsperson, zum Stein- Kalk- und Sandherbeyschaffen gebraucht werden. Desto mehr Bettler aber giebt es, die durchgehends mit so gar elenden Lappen behangen sind, daß ein Fremder sie ohne Entsetzen nicht ansehen kann.

Die Fischer.

Eine Classe des niedrigen Volks verdienet einer besondern Erwähnung, nämlich die Fischer. Sie machen einen besondern Stamm aus, aus dem ihre Kinder nicht heraus heirathen. Ich hörte, als eine gemeine Sage, daß diese Leute sich von allen andern durch einen guten Lebenswandel und bessere Sit-

ten

ten unterscheiden. Ich erkundigte mich bey Männern, denen ich trauen konnte, nach der Wahrheit dieser Sage; und sie wurde bestätiget, mit dem Zusatze, daß bey Menschengedenken kein Fischer, oder sonst jemand aus einer Fischerfamilie, einer Criminalsache halber sey belangt worden.

Von dem Kriegsstande sage ich nichts, weil er eigentlich nicht unter die Landeseingebornen gehört.

Ueberhaupt sind die Einwohner der Stadt, wie man schon aus dem Angeführten abnehmen kann, weder reich noch wohlhabend zu nennen. Ich habe mir auch sagen lassen, daß man durchgehends zu Hause sehr ärmlich lebt, und besonders auf Essen und Trinken sehr wenig wendet. Und da es überhaupt hier ziemlich wohlfeil ist, so kommen sie also mit wenigem aus. Der größte Theil der in dem Gebiete der Stadt liegenden Güter gehört den Einwohnern der Stadt, und sie ziehen die Hälfte des jährlichen Ertrages derselben, die ihnen denn nebst dem, was sie etwa in der Stadt verdienen, oder an Besoldung haben, durchhilft.

Sitten und Charakter der Einwohner.

Weil ich überhaupt wenig Umgang mit den Einwohnern gehabt habe, und nur selten nach der Stadt gekommen bin, da meine Hauptsorge hier die Pflege meiner Gesundheit war, so getraue ich mir nicht viel Entscheidendes von den Sitten und dem Charakter dieses Volks zu sagen. Verschiedenes aber habe ich doch wohl bemerken können.

So kann ich ziemlich sicher sagen, daß in Absicht auf die Religion fast durchgehends große Unwissenheit, blinder Aberglaube, aber sehr wenig herzliche Andacht unter diesen Leuten herrsche. Ich könnte von Leuten

von nicht geringem Stande, und die übrigens nach ihrer Art eine gute Erziehung gehabt haben, starke Beweise hievon anführen. Die äußerlichen Religionsgebräuche ordentlich mitzumachen, dienet ihnen statt Kenntniß und Frömmigkeit. Man sieht den Menschen durchgehends bey ihren gottesdienstlichen Uebungen an, daß sie nichts dabey denken. Ihre Proceßionen und die Umzüge der verschiedenen Brüderschaften, die man Büßende (Penitenti) nennt, geschehen mit solcher Achtlösigkeit und mit solchem Leichtsinn, daß sie mir äußerst anstößig waren. Hätte ich nicht gewußt, was es seyn sollte, so hätte ich es beynahe für Fastnachtslustbarkeiten gehalten. Und doch sind dieses Dinge, die sie selbst für höchstwichtig ausgeben.

Gelehrte und philosophische Kenntnisse, selbst blos historische über den allgemeinen Zustand der Welt, Bemühungen den Geist aufzuklären, oder den Geschmack zu erhöhen, sind hier gar seltene Dinge; und Bücher sind hier sehr schwer zu bekommen. Ich bin in dem vornehmsten der hiesigen zwey Buchläden gewesen, habe aber außer den Gebet- und Litaneybüchern kein anderes darin gesehen, als Wörterbücher der Sprachen. Es ist nur ein einziger Edelmann in Nizza, der eine Bibliothek besitzt, in welcher man die Werke der berühmtesten Schriftsteller, sowohl in Wissenschaften als in Werken des Geschmacks, antrifft. Eine andre mit guter Wahl gesammelte kleine Sammlung von Büchern habe ich bey einem sehr geschickten Advocaten angetroffen. Ich will auch nicht verschweigen, daß ich ein paar Frauen, die eine vom ersten Stande, und die andre vom zweyten Range, gesehen

hen habe, die begierig nach Kenntnissen, und wirklich von aufgeklärtem Geiste waren. Dieses sind aber so seltene Dinge hier, daß sie der allgemeinen Anmerkung über den Mangel an Kenntnissen, der hier herrschet, kaum eine Einschränkung geben.

Alle Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Menschen scheinet hier blos auf den sehr engen Kreis der ihnen zunächst vor den Augen liegenden Gegenstände gerichtet. Daher macht jedes kleine Familien- oder Gesellschaftsgeschichtchen, und was etwa täglich in der Stadt vorgeht, viel Aufsehens. Ein kleines Histörchen von Galanterie, oder ein ganz unbedeutender Vorfall, der sich etwa in der Conversatione oder beym Ball geäußert hat, ist viele Tage lang fast der einzige Inhalt der Gespräche. Auch macht der Mangel an wichtigern Beschäfftigungen, daß bey dem geringsten kleinen Vorfall alles in Bewegung kommt. Bey den in der That nichtsbedeutenden Festins des gemeinen Volks, wovon ich hernach sprechen werde, sieht man gemeiniglich alle Vornehmere als Zuschauer versammelt. Während meines Aufenthalts in Nizza wurde das hier in Besatzung liegende Bataillon abgewechselt; und ich sah beym Einmarsch des ankommenden Bataillons alle Straßen vor der Stadt auf eine halbe Stunde Weges weit mit den Einwohnern der Stadt vornehmern und geringern Standes besetzt, um an einer so merkwürdigen Begebenheit Theil zu nehmen. Eben so sieht man in den letzten Tagen des Carnevals, da der Pöbel einige Mummereyen und Fastnachtslustbarkeiten vornimmt, alles auf den Strassen der Stadt, um das abgeschmackte Schauspiel zu sehen. Alles zeiget eine ungemeine Gierigkeit nach

Zeitvertreib, und beweiset, wie wenig hier die Menschen sich zu Hause zu beschäfftigen, oder zu ergötzen wissen. Im Winter macht das Spazierengehen einen Theil des Zeitvertreibes aus; und dabey sieht man gemeiniglich die Damen in dem besten Putz.

Von Industrie oder Bestrebung Neues zu erfinden, oder das Gebräuchliche zu verbessern, habe ich hier keine Spur angetroffen. Die gemeinsten alltäglichen Künste haben hier nur einen geringen Grad der Vollkommenheit erreicht. Die Mühlen, das Getraide zu mahlen, sind vermuthlich hier noch in dem Grad der Unvollkommenheit, in dem sie zuerst nach den Abendländern gekommen sind. Das durch den langsam herumlaufenden Stein zermalmte Getraide, das alsdenn aus Mehl, Gries und Kleyen besteht, wird in einen Kasten ausgeleert, und so dem Eigenthümer zugestellt, der nun nach Belieben es so brauchen, oder durch Siebe das Mehl herausnehmen kann.

Auch hier siehet man schon einige Spuren von dem in Genua und vielen andern Städten in Italien eingeführten Cicisbeat. Es giebt verheirathete Frauen, die man allezeit an den Armen der von ihnen gewählten Aufwärter, und nie mit ihren eigenen Männern gehen sieht, mit denen sie übrigens in guter Einigkeit leben.

Daß die hiesigen Einwohner durchgehends wenig auf Reinlichkeit und Gemächlichkeit in ihren Wohnungen sehen, habe ich bereits erinnert. Es mögen auch hier einige wenige Ausnahmen statt haben: aber in Ansehung des weit größten Theils ist es gewiß wahr. Dieser scheinet für die Annehmlichkeit, gemächlich zu

woh-

wohnen, und um sich her alles in guter Ordnung, und, ich will nicht sagen zierlichem, sondern nur reinlichem Stande zu sehen, keine Empfindung zu haben. Besonders befremdete es mich, hier in guten Häusern zum täglichen Gebrauch der Chocolate und des Caffee so wenig Porcellain anzutreffen. Man trinkt aus Tassen von Fayence. Der gemeinere Bürger wohnt durchgehends höchst elend, und erstickt beynahe in Staub und Schmuz.

In Ansehung der Kleidung der vornehmen und gemeinern Einwohner der Stadt, findet man hier nichts, als was man überall in Frankreich und Deutschland sieht. Eine einzige Sache habe ich hier an Mannspersonen gesehen, die mir nicht übel gefallen hat. Bey etwas kaltem Wetter sieht man sie mit Müffen von Tuch, worin sie die Hände wärmen. Ist es etwas warm, wie in den Mittagsstunden, so tragen sie diese Müffe unter dem Arm; wird es kälter, so wickeln sie dieselben auseinander, und dann sind es Mäntel, die sie sich umhängen.

Ueberhaupt sieht man an den Manieren der hiesigen Einwohner noch wenig von dem, was die Italiäner sonst besonders an sich haben. Darin gleichen sie mehr den Franzosen, als den Italiänern. Auch ist die französische Sprache hier ziemlich gemein. Sonst kommt die hiesige Landessprache ziemlich mit der provenzalischen überein; obgleich in öffentlichen Geschäfften, vor den Gerichten und im Predigen die italiänische Sprache eingeführt ist. Am Ende dieser Beschreibung werde ich eine Probe der nizzardischen Sprache geben.

Das Landvolk.

Unter dem hiesigen Landvolke, von dem ich jetzt sprechen werde, verstehe ich nicht das ganze Landvolk der Grafschaft Nizza, sondern die in dem Gebiete der Stadt, welches ich vorher beschrieben habe, zerstreut herum wohnenden Gärtner und Bauren. Wenige derselben sind die Eigenthümer der Güter, die sie bearbeiten; die meisten sind Pachter, die entweder um eine jährliche Rente, oder um die Hälfte des Ertrages das Land bauen und nutzen.

Da es schon in der Stadt etwas ärmlich aussiehet, so wird man sich leicht vorstellen, daß bey diesen Leuten kein großer Wohlstand herrsche. Ihre Wohnungen sind durchgehends elend; zwar massive Häuser, die groß und räumlich genug sind, aber von den ehemaligen Bequemlichkeiten wenig übrig behalten haben. Gar sehr selten ist an einem solchen Hause noch ein Fenster, oder eine ganze Thüre. Wer sie sieht, ohne Menschen darin zu sehen, würde glauben, sie wären von langer Zeit her verlassen. Inwendig sehen sie mehr Viehställen, als menschlichen Wohnungen gleich. Sie sind meistentheils so räumlich, daß außer dem Pachter auch der in der Stadt wohnende Eigenthümer darin wohnen, wenigstens ein paar Zimmer darin haben könnte. Aber dieses geschieht höchst selten. Der Eigenthümer kommt entweder gar nicht hin, oder hält sich wenigstens nicht darin auf. Darum wird auch nichts ausgebessert.

Eben diese Leute, die man in ihren Häusern für halbes Vieh hält, findet man in ihrer Arbeit ganz ordentlich. Die Gärten werden mit großem Fleiß bestellt, und in sehr gutem Stande gehalten, so daß das ganze Jahr durch immer und täglich etwas kann

daraus gezogen werden. Es wird täglich eine unglaubliche Menge Küchengewächse nach der Stadt gebracht. Das Gepflanzte wird mit Düngen und Wässern wohl besorget.

Viele Gärten können gewässert werden, wozu das wenige aus den Bergen kommende Wasser mit grossem Fleiß genutzt wird. Man läßt die kleinen Bächelchen nicht in ihren selbstgegrabenen Betten laufen, und sich halb in die Erde verlieren; man hat kleine Wasserleitungen gemauert, in denen kein Tropfen verloren geht. Wo sich eine kleine Wasserader zeiget, die nicht reich genug ist, ein Bächelchen zu bilden, da wird es gleich in räumliche gemauerte Wasserbehältnisse oder Cisternen gesammelt; und aus diesen wird es, wenn es nöthig ist, auf das Land geleitet. Man findet außerdem noch viele dergleichen gemauerte Behältnisse oder Cisternen, in die man das Regenwasser zu demselben Behuf aufsammelt. Darin zeiget das Landvolk Fleiß und Aufmerksamkeit.

Man hat hier einen unschätzbaren Vortheil für die Wasserleitungen und Cisternen dadurch, daß in der Gegend um Nizza eine Art Kalksteine gegraben werden, davon ein Kalk gebrennt wird, der von dem Wasser undurchdringlich ist, und doch sehr hart wird. Er vertritt also die Stelle des Cements. Die damit gemauerten Wasserleitungen werden von außen nicht einmal feuchte, und die Cisternen halten das Wasser so gut, als metallene Gefäße thun würden.

Ich habe vorher des Düngens erwähnt. Auch dieser Artikel verdient hier eine besondere Anzeige, weil ich in keinem Lande gefunden habe, weder daß man alles hiezu dienliche so gut zu Rathe hält, noch so gut an-

anwendet. Der Landmann hat hier kein Vieh, als etwa einen oder zwey Esel, selten noch ein paar Ziegen; eine Kuh ist etwas sehr seltenes: daher muß nothwendig der Dünger selten seyn. Aber der Fleiß ersetzt den Mangel. Alles was irgend von Unreinigkeit, die in Fäulniß übergeht, in einem Hause fällt, wird sorgfältig in große in die Erde eingegrabene Krüge gesammelt, dort mit Wasser vermengt, und wenn es auf einen gewissen Grad der Gährung gekommen ist, zum Begießen der Wurzeln der Gewächse gebraucht.

Gemeiniglich hat jeder an einen gangbaren Weg stoßende Garten ein kleines, gegen den Weg offenes, nach dem Garten aber ganz zugemauertes Häuschen, dessen sich die Vorbeygehenden bey anstoßender Nothdurft bedienen können. Dergleichen Häuschen sind nach Kämpfers Berichte in Japan an allen Landstraßen. Den meisten Dünger aber holt der Landmann aus der Stadt. Daselbst werden alle faulende Materien mit der Sorgfalt aufbehalten, mit der man sonst die Lebensmittel zu Rathe hält. Dieser gesammelte Unrath wird verkauft und theuer bezahlt. Es giebt Häuser, die jährlich hundert Lire und drüber hieraus ziehen. Der Eigenthümer des Gartens, in dem ich wohnte, hatte die Hälfte des Unraths von dem Gefängniß der auf die Galeren verurtheilten Missethäter für 300 Lire in jährlicher Pacht. Dieser Dünger wird von dem Landvolke, fürnehmlich von den Gärtnern, in kleine Tonnen gefaßt, und auf Eseln nach den Gärten gebracht. Damit wird nicht das noch unbestellte Land gedüngt, sondern das schon gepflanzte Küchengewächs um die Wurzeln herum angegossen. Auch die jungen oder neugesetzten Orangenbäume wer-

den

den damit begossen. Der Unrath, welcher in Berlin täglich in die Spree geworfen wird, würde in Nizza jährlich gewiß mit 30000 Reichsthalern bezahlt werden.

Die Gärten sind hier von einem sehr starken Ertrag. Der Eigenthümer des Gartens, darin ich wohnte, der ihn um die Hälfte des Ertrages vermiethet hatte, sagte mir, daß sein jährlicher Antheil daran, ein Jahr ins andre gerechnet, sich auf 1000 Lire belaufe. Dieser Garten ist 180 gemeine Schritte lang, und 156 Schritte breit, und besteht fast ganz aus Küchenland; denn es sind wenig Citronen- und Pommeranzenbäume darin. Ein Gärtner, mit dem ich da Bekanntschaft gemacht hatte, gab von seinem gepachteten Garten, der 150 Schritte lang und 125 Schritte breit ist, jährlich 700 Lire Pacht.

Die andern etwas weiter von der Stadt abliegenden Güter werden weder so sorgfältig bearbeitet, noch so gut genutzt, als die Gärten. Die meisten sind als Pachtgüter zu klein, und vielleicht kaum groß genug, die darauf wohnende und arbeitende Familie reichlich zu ernähren. Ich konnte es in der That nicht begreifen, wie so kleine Güter den Pachter und seine Familie ernähren, und auch noch dem Eigenthümer ohngefähr eben so viel einbringen könnten. Freylich lebt dieses Pachtervolk sehr elend. Der Anbau des Landes selbst leidet darunter. Denn da die Pachter unmöglich vom Landbau allein leben können, so suchen sie durch mühsame Nebenwege etwas Geld aus der Stadt zu ziehen, und versäumen dadurch die Arbeit am Lande. Einige raffeln kleines Gesträuche, Baumreiser, abgeschnittene Weinranken oder Kien-

äpfel

äpfel zusammen, laden es auf einen Esel, und fahren damit zu Markte, um etliche wenige Sols nach Hause zu bringen, die ihnen die Versäumniß am Feldbau schwerlich bezahlen. Andre bringen Eyer, weichen Ziegenkäse und saure Milch nach der Stadt. Man trifft deswegen, zu welcher Jahrszeit es sey, allezeit mehr Menschen mit ihren Eseln auf den Wegen nach der Stadt, als auf dem Felde an.

Um einigen Begriff von dem hiesigen Landbau zu geben, will ich Folgendes über die fast allgemeine Einrichtung dieser Güter anmerken.

Neben dem zum Gute gehörigen Hause, von dem man sich aus dem, was ich bereits über diese Häuser gesagt habe, einen Begriff machen kann, ist ein kleiner ebener Platz, auf dem das Getraide ausgedroschen oder vielmehr ausgetreten wird. Dicht daneben wird das gewonnene Stroh in einem Schober, oder um eine hohe Stange in einen spitzigen Haufen aufgesetzt, aufbehalten. Zunächst an dem Hause ist auch ein kleiner Platz, der einen Garten vorstellt, weil man etwa eine Laube von Weinreben, ein paar Pommeranzenbäume, oder einige Feigenbäume, nebst etwas von Küchengewächsen darauf sieht. Alles andre zum Gute gehörige Land ist in schmale Beete von 10 bis 14 Fuß breit eingetheilt. Wo das Land eben oder doch nicht zu steil ist, sind längst den Abtheilungen der Beete Weinreben, wie Spaliere gepflanzt, so daß jedes Beet von zwey Weinspalieren eingeschlossen ist; wo aber das Land steil ist, daß man es hat in Terrassen abtheilen müssen, da ist jede Terrasse ein solches Beet, und an der Mauer, welche die folgende Terrasse unterstützt, sind die Weinreben gepflanzt.

Die Beete, in welche der Boden eingetheilt ist, werden wechselsweise mit Getraide und mit Saubohnen bestellt. Selten stehen statt der Saubohnen Erbsen, Kohl, Artischocken, oder andere Küchengewächse. Der größte Theil des Landvolks scheinet keine Feldfrüchte zu kennen, als Getraide und Saubohnen.

Auf einigen Gütern, doch selten, stehen in den Weinspalieren auch Obstbäume, als Kirschen-Pflaumen-Pfirschen-Mandel-Feigen-Aepfelbäume ꝛc. Aber diese Bäume läßt man durchgehends wild aufwachsen, ohne sich die geringste Mühe mit Pfropfen oder Beschneiden derselben zu geben; weswegen auch das Obst hier sehr schlecht ist. Statt dieser Obstbäume stehen auf einigen Gütern Maulbeerbäume zum Seidenbau.

Gemeiniglich stehen um die Gränzen des Guts herum, auch überall auf rauhen Stellen, wo dergleichen sind, die Olivenbäume. Auf hohen Gütern, die viel rauhes Land haben, sind beträchtliche Plätze, wie Baumgärten, durchaus mit Olivenbäumen besetzt. Doch wird auch hier das Land unter den Bäumen noch mit Korn besät.

Dieses ist nun die ganze Herrlichkeit eines um Nizza liegenden Landgutes. Von Wiesen, Weidung, Holzung weiß man hier nichts. Wo etwa ein steiler hoher Bord ist, der nicht angebaut werden konnte, da wachsen einige wilde Bäume, als Eichen, Rüstern und verschiedenes kleinere Gesträuch. Dieses wird als Holzung genutzt; und das wenige an solchen Borden wachsende Gras ist die Weide für Ziegen und Esel. Zum Brennen hat der Landmann kein anderes Holz, als die jährlich abgeschnittenen Weinranken und vertrocknete Aeste von Bäumen. Die Stämme abgestor-

gestorbener Bäume werden zu Brennholz gehauen und in die Stadt verkauft. Die wenigen Reiser, die der Landmann für sich behält, sind zu seiner Nothdurft hinreichend. Denn es wird nicht nur im Winter kein Zimmer geheizt, sondern auch zum täglichen Gebrauche sieht man selten einen Schorstein rauchen. Das Brod läßt der Bauer in der Stadt backen, und so braucht er fast gar kein Holz.

Demnach tragen die hiesigen Güter etwas Korn und Bohnen, etwas Wein, Obst, oder auch Seide und einige Gartengewächse; der Hauptertrag aber ist das Oel. Sehr selten sieht man ein Stückchen Land mit Hanf oder Flachs bestellt. An weiter in die Berge hinein liegenden Orten findet man ganze Weinberge und beträchtliche Olivenwälder; und dorthin sind die Güter auch meistentheils größer.

Alles Land, worauf gesät und gepflanzt wird, bearbeitet der Bauer mit einer sehr breiten Hacke, womit er es wenigstens anderthalb Fuß tief umgräbt. Von den Beeten, in die das Land eingetheilt ist, wird jährlich eins von zweyen gedüngt. Das Gedüngte wird mit Getraide besät, das andre mit Bohnen bepflanzt, und damit wird jährlich abgewechselt.

An den meisten Orten habe ich das Getraide sehr schön gefunden. Auf den Ebenen fand ich es hier und da außerordentlich schön, und so fett, daß man den Waizen beynahe für Schilfrohr hätte halten können. Auf dem besten Lande soll die Erndte die Saat funfzehnfältig wieder geben.

An dieser Landwirthschaft finde ich folgendes auszusetzen. Erstlich scheint es mir sehr übel gethan, daß die Hälfte des Landes mit Saubohnen bestellt wird,

einer Frucht, die, so lange die Bohne grün ist, zwar gut schmeckt, aber getrocknet eine der rauhesten Speisen ist, die ich kenne. Ich habe mir diese Hauptspeise des hiesigen Landmannes einmal kochen lassen, konnte sie aber durchaus nicht essen. Dies Volk ist aber so in diese elende Kost verliebt, daß gar viele solche Bohnen gekocht in den Taschen tragen, um, so oft ihnen die Lust ankommt, davon zu essen. Ich habe auch gesehen, daß sie den Bettlern auf der Straße etwas davon statt eines Almosens geben. Erbsen oder Pataten wären meiner Meinung nach weit vorzüglicher anzubauen. Zweytens ist die Verabsäumung des Obstes ein großer Fehler. Wenn die Bäume gepfropft und ordentlich geschnitten würden, könnte man einen weit vortheilhaftern Ertrag davon erwarten. Drittens zeiget der hiesige Landmann sogar in Ansehung des Hauptartikels, nämlich des Oels, große Nachläßigkeit. Er läßt die Olivenbäume ebenfalls wild aufwachsen, und hilft ihnen sehr selten durch Beschneiden oder durch Ausputzen *). Daher die Oliven hier durchgehends sehr viel kleiner sind als in der Provence. An rauhen Orten habe ich sie so klein als die kleinste wilde Vogelkirsche, auch sogar nicht größer als Erbsen gesehen.

Ungemein ärgerlich aber war es mir zu sehen, daß der Landmann so gar viel Oliven umkommen läßt. Sie

*) Es scheinet, daß diese Leute noch so wie die Einwohner auf Minorca denken, die sich noch nicht haben einfallen lassen, ihre Fruchtbäume zu beschneiden. Wenn man mit ihnen davon spricht, so sagen sie: Gott wisse am besten, wie ein Baum wachsen solle. S. Armstrongs Beschr. von Minorca.

Sie fallen, ehe er sie sammelt, in großer Menge ab, und bleiben liegen, bis die Haupteinsammlungszeit kommt, da denn die Hälfte der abgefallenen schon zertreten oder verfault ist. Ich habe an gar vielen Orten mit alten vertrockneten Oliven von vorhergehenden Jahren den Boden ganz bedeckt gesehen. Der hiesige Landmann ist also in seiner Arbeit zwar mühsam, aber nicht nachdenkend. Mir schien es, daß mit mehr Nachdenken und Sorgfalt der Ertrag eines solchen Gutes könnte verdoppelt werden. Aber diese Leute scheinen zufrieden zu seyn, wenn sie auf die kümmerlichste Weise die elende Nahrung, die sie haben, erwerben. Darum ist das Landvolk durchgehends sehr arm.

Aber in Ansehung seines Charakters scheinet es ein gutes, sanftmüthiges, arbeitsames, aber höchst unwissendes und fast gedankenloses Volk zu seyn. Bey der unzähligen Menge dieser Leute, die täglich unter meinen Fenstern hin- und herzögen, habe ich nie Streit oder Zank gehört, obgleich oft Betrunkene darunter waren. Die Weiber und die jungen Dirnen, die man häufig auf ihren Eseln nach der Stadt, oder von da nach Hause reitend antrifft, zeigen ihre Arbeitsamkeit dadurch, daß sie während dem Reiten sich mit Spinnen beschäfftigen. Dieses thun sie auch, wenn sie zu Fuße gehen; denn was sie zu tragen haben, tragen sie in Körben auf dem Kopfe, ohne es zu halten.

Munterkeit und Fröhlichkeit zeiget das junge Landvolk dadurch, daß es sich an den Feyertagen des Abends versammelt, um unter freyem Himmel zu tanzen. Sie machen sich dabey lustig, ohne in Ausgelassenheit auszuschweifen. Aber ihr Tanzen hat nichts

nichts Merkwürdiges. Eine besondere Art Lustbarkeit genießt hier das Landvolk während der Fastenzeit, durch die sogenannten Festins, dabey es folgendermaßen zugeht.

An gewissen Sonntagen, auch wohl an andern Kirchenfeyertagen, versammelt sich das ganze Landvolk, auch das gemeine Volk aus der Stadt, gleich nach Mittage bey gewissen Kirchen oder Capellen, die in der Gegend um Nizza liegen. Auf einem räumlichen Platze neben der Kirche oder Capelle sind eine Menge Tische aufgestellt, wie zu einem Jahrmarkt; und diese sind mit allerhand Eßwaaren, Kuchen, Rosinen, Mandeln, gekochten Castanien, und andre mit Wein reichlich beladen. Hier versammelt sich also jung und alt in dem besten Staat, mit Blumensträussen, Bändern, Flittergold und andern Zierraten behangen, sind vergnügt, kaufen sich, was zu essen und zu trinken da ist, drängen sich hin und her, um zu sehen, und gesehen zu werden. Wo Platz dazu ist, da lagern sie sich in zerstreuten Haufen unter Bäume, oder an grüne Borde, und lassen da das Weinglas fleißig herumgehen. Inzwischen wird auch in der Kirche oder Capelle Vesper gehalten. Da sieht man beständig an den Kirchthüren ein Gedränge von Aus- und Eingehenden, während der Zeit, daß die, welche draußen sind, sich lustig machen.

Die Bürger aus der Stadt und auch der Adel sind als Zuschauer dabey. Das Gedränge ist insgemein sehr groß, und alles ist munter und fröhlich ohne zu wissen warum, und blos deswegen, weil viel müßige Menschen da zusammenkommen, die sich vorgesetzt haben, diesen Nachmittag sorgenlos und fröhlich

zu seyn, auch außerordentlich etwas zur Erquickung zu genießen. Auf den Abend kehrt alles vergnügt nach Hause zurück. Den gegen die Stadt Zurückkommenden ziehen denn die Einwohner der Stadt, die nicht so weit haben gehen wollen, um das Festin in der Nähe zu sehen, haufenweise entgegen, um die zurückkommenden, oft wohlbezechten Truppe zu sehen.

Ich habe gesagt, daß man bey dieser Gelegenheit das Landvolk in seinem besten Putze sehe; von diesem will ich noch etwas hinzuthun, weil er mir sehr wohl gefallen hat.

Den Mannspersonen steht ihre Feyertagskleidung sehr gut. Sie tragen sehr kleine, enge am Leibe sitzende, und nur bis an den Gürtel reichende Camisöler von Tuch, und über diese artige Westchen, oder sehr kurze Röcke von demselben Tuche. Diese haben sehr enge Aermel mit ganz kleinen Aufschlägen, sehr kurze etwa eine Spanne lange Schöße mit Taschen. Um die Camisöler winden sie am Unterleib eine rothe oder blaue Schärpe (Escarpe). Die Unterkleider sind von demselben Tuche und sehr enge; dann folgen braune oder blaue wollene Strümpfe. Am ganzen Leibe ist bey dieser Kleidung keine Falte zu sehen, und sie stehet auch wohlgewachsenen Mannspersonen sehr gut. Die Haare binden sie hinten zusammen, ohne einen Zopf zu flechten. Die rechten Staat machen, stecken noch etwa ein seidenes Band durch ein paar Knopflöcher der Oberweste, oder einen Strauß von Blumen, oder eine Zierrath von Flittergolde. Die Hüte sind wie die unsrigen.

Auch die Weibspersonen sind ganz artig gekleidet. Die jungen verheiratheten Frauen kann man von den un-

unverheiratheten Mädchen daran unterscheiden, daß jene seidene Kleider tragen. Diesen Staat muß jeder junge Bauer seiner Braut schaffen, und der wird für ein so unumgänglich nothwendiges Stück zum Heirathen gehalten, als das Bette in Deutschland.

Die weibliche Kleidung besteht aus einem engen Brustleibchen, auf der Brust mit Bändern ausgeziert und mit Blumensträußen besteckt, insgemein von gestreiftem Taffet und einem ziemlich langen seidnen Rock oder Jupe, mit einer Schürze, beyde ohne andre Verzierung oder Garniture. Die Unverheiratheten haben dergleichen Kleider aus gemaltem baumwollenen oder gestreiften leinenen Zeug. Der Kopfputz ist sehr artig. Die durchgehends pechschwarzen Haare werden in einen Zopf zusammengebunden; dieser wird mit einem weissen, rothen oder grünen Bande dergestalt umwunden, daß die Haare zwischen zwey Umgängen des Bandes bloß bleiben; daraus entstehen also bunte schwarz und weisse, oder schwarz und rothe u. s. f. Zöpfe, die so um die Schläfe und Stirne herumgeführt werden, daß sie eine Krone um den Kopf herum bilden. Uebrigens bleibt der Kopf bloß. Das gemeine Volk beyderley Geschlechts trägt, wenn es sich nicht putzen will, die Haare in einem grünen Netze, welches statt der Mütze dienet, und ganz lose den Kopf bedeckt. Dieses Haarnetz ist eine sehr alte, und wo ich mich recht besinne, schon bey den alten Griechen gebräuchliche Tracht, die gegenwärtig überall längst der diesseitigen Küste des mittelländischen Meeres im Gebrauch ist. Der Engländer Twiß gedenkt derselben in seiner Reise durch Portugal und Spanien. Die Portugiesen nennen dies Haarnetz Redecilla.

Uebrigens ist das weibliche Geschlecht hier wohlgebildet. Der Kopf ist klein, nach einem sehr schönen Oval gerundet, von einem wirklich edeln Profil. Die Nasen sind besonders sehr wohl gebildet, mit einer sehr sanften Erhöhung von der Stirn gegen die Spitze, welche genau das Mittel hält zwischen dem, was man eine spitzige und eine stumpfe Nase nennt. Die Augen sind meistens schwarz und von lebhaftem, witzigem, sogar etwas muthwilligem Blick. Offenbar hat dieses Landvolk eine Nationalbildung, die ohngefähr dieselbe ist, die man in der Provence sieht. In der Stadt aber wird man sie nicht gewahr.

Das Landvolk scheinet durchgehends höflich, dienstfertig und gegen Vornehmere sehr ehrerbietig, und wäre ohne Zweifel in der Bildung sehr viel schöner, und im Charakter munterer, wenn es den Druck der Dürftigkeit weniger fühlte, und bessere Nahrung hätte. Man muß sich in der That wundern, daß es bey seinen elenden Umständen noch so schön und so munter ist. Dieses kann nur von dem Clima herrühren.

Landesgüter

Ueber die hiesigen Landesgüter, als den eigentlichen Reichthum des Landes, und dessen Verhältniß gegen die Bedürfnisse der Einwohner, habe ich folgendes erfahren.

Oel.

Das Hauptsächlichste der hiesigen Landesgüter, wie schon aus dem bisher Gesagten abzunehmen, ist das Oel. Ich glaube versichern zu können, daß in dem Lande um Nizza herum so viel Olivenbäume stehen, als es bey den übrigen Umständen zu pflanzen möglich war. Man trifft auf allen umliegenden Bergen keinen Platz an, wo noch einer könnte gesetzt werden. Hingegen findet man sehr viele, die ihre Stelle

und

und das bischen Erde, das sie nöthig hatten, durch mühsame Arbeit erhalten haben. Oft ist an steilen felsigen Anhöhen ein Plätzchen, wo sich die Wurzeln des Baumes nicht einmal völlig ausbreiten können, mühsam mit einer Mauer eingefaßt, welche wie einen großen gemauerten Kübel bildet, der mit zusammengesammelter Erde gefüllt, und mit einem Olivenbaum bepflanzt worden. Es ist wirklich ein Vergnügen, zu sehen, wie hier nicht nur keine Spanne breit nutzbares Land ungenutzt geblieben, sondern der Fleiß der Menschen an felsigen Anhöhen, durch ihre Abtheilung in Terrassen, überall Land gemacht hat, wo die Natur keines gelassen hatte. Dieses ist nicht nur vom Gebiete der Stadt Nizza, sondern auch von der ganzen Provinz oder Grafschaft, von dem daran gränzenden Fürstenthum Monaco und der ganzen Seeküste gegen Genua zu merken.

Das Oel vertritt den Einwohnern der Stadt und des Landes die Stelle der Butter, die hier wenig bekannt ist; folglich ist es eines der vornehmsten Nahrungsmittel. Der Ueberfluß, den das Land nicht selbst braucht, wird in andre Länder verfahren. Aus dem Hafen von Nizza geht, ein Jahr ins andre gerechnet, für ohngefähr eine Million Lire Oel in fremde Länder. Dieses kommt blos aus der Grafschaft Nizza. Das hiesige Oel ist sehr fein, und würde dem allerbesten den Vorzug streitig machen, wenn man sich hier wegen des reinlichen und zeitigen Einsammelns und sorgfältigern Pressens die erforderliche Mühe geben wollte. Aber ich habe schon erinnert, daß darin viel versäumt wird. Dieses Gewerbe mit dem Oel macht die Stadt und die Gegend um Nizza den Winter durch sehr belebt,

lebt, weil täglich eine Menge desselben in Schläuchen von Bocksfellen auf Eseln nach der Stadt gebracht wird. An verschiedenen Orten der Stadt und auf allen Wegen vor derselben stehen die Aufkäufer des Oels, um jede Ladung zu kosten, und was ihnen ansteht, zu kaufen. Dieses Oel ist natürlicher Weise hellgelb. Das was nach Norden, besonders nach Dänemark bestimmt ist, wird in offenen Gefäßen an der Sonne gebleicht, und wird alsdenn beynahe so klar als Wasser; aber es verliert in der Güte.

Seide.

Das zweyte Landesgut, was ganz ausgeführt wird, ist die Seide. Sie wird aber hier nicht häufig gezogen; und es schien mir, daß die Einwohner in diesem Punkte zu nachläßig seyen. Es ist in der That seltsam und widersinnig, daß das rauhe Land an den Bergen mit der äußersten Sparsamkeit zu den Olivenbäumen genutzt, das gute und fettere Land der Ebenen aber nur nachläßig zur Maulbeerbaumpflanzung gebraucht wird. Vielleicht liegt der Grund davon in der allgemeinen Trägheit der Menschen, sich durch Einführung neuer Arbeit neues Nachdenken und neue Sorgen zu machen. Denn die Cultur der Olivenbäume ist ohne Zweifel hier uralt, und schon zu den Zeiten der ehemals hier wohnenden Griechen, wenigstens der Römer, eingeführt gewesen. Aber der Seidenbau ist hier in neuern Zeiten aufgekommen. Den hier eingezogenen zuverläßigsten Nachrichten zufolge, wird jährlich etwa für 150000 Lire rohe Seide aus Nizza ausgeführt.

Limonen und Pommeranzen.

Von den hier wachsenden Limonen und Pommeranzen wird auch bey weitem der größte Theil aus dem Lande geschickt. Die Wichtigkeit dieses Artikels kann man

aus

aus Folgendem beurtheilen. In einem kleinen Garten, der meiner Schätzung nach nicht zweyhundert Quadratruthen groß war, habe ich eine unglaubliche Menge dieser Früchte an den Bäumen gesehen. Der Eigenthümer versicherte mich, daß er schon 60000 Stück in einem Jahre daraus verkauft habe. Der Mittelpreis von 1000 Stück ist 21 bis 22 Lire oder 6 Rthlr. Da nun die ganze Ebene um Nizza, auch einige Anhöhen meistens mit Pommeranzenbäumen besetzt sind, so läßt sich abnehmen, daß der Verkauf derselben beträchtlich seyn müsse. Man hat mir einen Baum gezeigt, von dem vor ein paar Jahren 5000 Pommeranzen gepflückt worden *). Indessen ist doch dieser Artikel der Cultur etwas unsicher, weil es bisweilen Jahre giebt, wo entweder die halbreifen Früchte im Winter, oder die Blühte im Frühjahre erfrieret. Ein Benedictinermönch, der ein großer Liebhaber und fleißiger Bearbeiter der Gärten ist, sagte mir, daß solche Zufälle seit einigen Jahren öfter kommen, als ehedem; daß aber Bäume vom Froste

*) Der Baum war von beträchtlicher Größe, und so, wie bey uns ein völlig ausgewachsener Birnbaum. Twiß gedenkt in seiner Reise durch Portugal und Spanien eines Orangenbaums bey O=Porto, der 16000 Früchte in einem Jahre soll getragen haben. Dies ist schwer zu glauben. Bleiben wir bey 5000 Stück stehen, so trug der Baum selbiges Jahr dem Eigenthümer ohngefähr 5 franz. Louisd'or oder 30 Rthl. ein. Zu des Plinius Zeiten gab es um Rom Fruchtbäume, die ohngefähr noch einmal so viel eintrugen. (Arborum) multarum circa ſuburbana fructu annuo addicto binis millibus nummum, majore ſingularum reditu, quam erat apud antiquos praediorum. Hiſt. Nat. L. XVII. c. I.

in dieser Gegend ausgegangen seyen, davon wisse er keine Beyspiele.

Wein. Auch an Wein wird etwas außer Land gefahren. Der beste ist ein sehr feiner, hellrother, dünner, aber ziemlich feuriger Wein von feinem Geschmack. Der meiste geht nach Turin; hingegen kommt der geringere Wein, den hier das gemeine Volk trinkt, meist aus der Provence. Alles zusammen genommen, würde in dieser Gegend, wenn auch kein Wein ausgeführt würde, nicht so viel wachseu, als da getrunken wird. Denn auch der ärmste Pachter trinkt hier Wein. Die Bürger in der Stadt, die nicht selbst Güter haben, kaufen im Herbst Weintrauben zusammen, und pressen sie selbst, um einen Vorrath für ihr Haus zu haben.

Wie beträchtlich die Fischerey seyn möchte, habe ich nicht erfahren. Ich halte sie aber für geringe. Nur der Tonfischfang ist im Frühling bisweilen beträchtlich; aber er ist ein Regale des Königs, das gegenwärtig auf 6 Jahre für 60000 Lire verpachtet ist.

Dieses sind, so viel ich weiß, alle Landesgüter, die verfahren werden und Geld in das Land bringen. Aber die Summen, die dafür eingehen, reichen gewiß nicht hin, zu bezahlen, was die Stadt und das Land zu seinem Verbrauch kaufen muß. Denn es hat an vielen Dingen Mangel.

Das wenige Getraide, das hier wächst, ist für nichts zu achten, und ist kaum hinreichend, dem Landmann sein nöthiges Brod zu geben. Also muß wenigstens alles, was die Stadt braucht, von außen herkommen.

Großes Schlachtvieh wird hier auch nicht gezogen, und kommt, wie das meiste Geflügel, aus Piemont.

An Bauholz hat diese Gegend einen gänzlichen Mangel. Die Tannenbäume, die zur Zimmerarbeit und zu andern, dem Wetter nicht ausgesetzten Arbeiten gebraucht werden, werden auf der See hergebracht. Fensterrahme, und was an einem Hause der Luft ausgesetzt ist, wird insgemein von Lerchenholze gemacht, das schon in kurze Bretter geschnitten aus dem Innern der piemontesischen Alpen auf Eseln hieher gebracht wird, vielleicht auch noch von andern Orten her.

Auch fast alles, was zur Kleidung gehört, kommt von außen herein, nebst den vielen mehr oder weniger nöthigen indianischen Waaren.

Alles dieses erfordert Summen, welche diejenigen, die durch ausgeführte Landesgüter eingehen, nothwendig übertreffen. Deswegen ist die Grafschaft Nizza ein Land, das seine Einwohner nicht ernähren kann, oder das nach Verhältniß seiner Fruchtbarkeit zu stark bevölkert ist.

Dieses müßte die natürliche Folge haben, daß ein Theil der Einwohner wegziehen, oder daß sie sich auf Fabriken legen müßten, von denen außerhalb Landes ein Absatz wäre. Aber keines von beyden geschieht hier. Es war ein drittes Mittel übrig, das fehlende Geld zu ersetzen. Dieses kommt von Turin aus, zur Bezahlung der Besatzung in Nizza, der kleinen in Villa franca liegenden Marine, zu den Besoldungen der königlichen Justiz- und Civilbedienten, und nun auch seit einigen Jahren zu dem öffentlichen

Bau an dem Hafen. Ich habe zuverläßig erfahren, daß gegenwärtig diese Summe sich jährlich ohngefähr auf 700000 Lire beläuft. Rechnet man zu dieser Summe eine Million jährlich für Oel, etwa 300000 Lire für Seide, Früchte und Wein, und eben so viel was etwa durch die Handlung, das Aus- und Durchführen der Waaren, und von Fremden, die sich hier aufhalten, gewonnen wird, so beläuft sich die jährliche Summe des umlaufenden Geldes auf 2 Millionen und 300000 Lire.

Daß das Land dem König gegenwärtig viel weniger einbringe, als es an Ausgaben kostet, ist aus dem monatlichen Transport, der aus Turin hieher kommenden Gelder offenbar. Die Grafschaft Nizza bezahlt zwar dem König eine mäßige Landtaxe; davon aber ist das Gebiet der Stadt Nizza, der ansehnlichste und fruchtbarste Theil der Provinz, ausgenommen. Die Stadt bezahlt nichts, als 12000 Lire für alle Abgaben der Stadt und ihres Gebietes. Diese Summe bezahlt der Municipalmagistrat, der dafür die Bäckerey und Schlächterey der Stadt verpachtet, und die Summe auf diese Art durch eine geringe Erhöhung des Preises des Brodtes und Fleisches wieder einziehet *).

Außer-

*) Das Brodbacken ist also hier ein Monopolium für die Stadt, und vielleicht das einzige nützliche Monopolium. Denn wenn, wie anderswo, jeder Landmann und gemeine Bürger selbst backen wollte, so wäre nicht Holz genug in dem Lande. Es sind nur wenige Backofen in der Stadt, die aber Tag und Nacht die ganze Woche durch, den Sonntag und einige Feyertage ausgenommen, warm bleiben. Jeder bringt seinen Teig dahin und läßt ihn backen. Es ist leicht zu erachten, wie beträchtlich die Ersparung des Holzes dabey seyn müsse.

Außerdem hat der König noch seine Einkünfte vom Verkauf des Salzes und des Tabaks. Das Pfund Salz aber kostet hier nur 1 Sol. Dazu kommen noch die Einkünfte vom Hafen, die bey der geringen Handlung auch unbeträchtlich sind.

Der Werth des angebauten Landes um Nizza wird aus folgendem zuverläßigen Verzeichniß erhellen, welches die Preise der verschiedenen Ländereyen enthält, wie sie gerichtlich taxirt werden. Der Sextier, das hier gewöhnliche Maaß der Ländereyen, wird nach einem piemontesischen Maaßstabe, Trabucco genennt, ausgemessen, dessen genaues Verhältniß gegen den englichen Fuß mir bekannt war. Ein Sextier hält 15890 englische Fuß.

Ein Sextier gutes Wiesenland und Garten in der Ebene wird angeschlagen zu = =	1500 Lire.	
Bäume, Gebäude, Mauren werden besonders taxirt, und zu dem obigen Preis zugesetzt.		
Ein Sextier anderes im Thal liegendes Land		800
= = an geringern Orten auf den Bergen		600
= = auch = = = =		500
= = an noch geringern Orten auf den Bergen = =		400
= = auch = = = =		300
= = noch ungebautes Land in der Ebene		100
= = = = = auf den Bergen		50

Ich kann mich nicht enthalten, zur Warnung der Reisenden, die sich auf Zeugnisse und Aussage anderer verlassen, hier den Erfolg einer kleinen Untersu- Jumarts.

chung,

chung, die ich über die vorgeblichen Jumarts angestellt habe, zu erzählen.

Die Wirklichkeit dieser Thiere, welche von einem Stier und einer Stute sollen erzeuget werden, wird von verschiedenen Schriftstellern behauptet, von andern aber geläugnet, oder doch sehr zweifelhaft gemacht. Ich habe irgendwo gelesen, daß dergleichen Thiere in der Grafschaft Nizza sollen angetroffen werden.

Eines Tages, da mich einige Bekannte besuchten, fiel es mir ein, mich nach dieser Sache zu erkundigen. Einer dieser Herren versicherte mich, daß dergleichen Thiere dort wirklich vorhanden seyen, und daß es bey mir stehen würde, eines in einem gewissen Landhause, wo es unterhalten würde, zu sehen. Er machte mir, da ihm das Thier bekannt war, eine Beschreibung davon; und ich fieng an, von der Wirklichkeit des Jumarts überzeugt zu seyn. Sogleich konnte ich, wegen damaliger Unpäßlichkeit, nicht an den Ort hingehen. Ich bat aber einen der andern Herren, diesen Weg für mich zu thun, und das seltene Thier genau zu beobachten. Dieses geschah gleich den folgenden Tag; und nach dieser Besichtigung versicherte mich der Augenzeuge, daß dieser Jumart nichts anders sey, als ein ziemlich wildes sardinisches Pferd, das sich außer den langen und rauhen Haaren, die diese Pferde immer haben, und einer mehrern Wildheit, in keinem Stück von den gewöhnlichen Pferden unterscheide.

[P]olitische [Verf]assung.

Nun will ich auch anführen, was ich von der politischen Verfassung von Nizza erfahren habe. Die Einwohner der Stadt und des zu ihrem Gebiete gehörigen Landes, machen eine kleine Municipalrepublik

aus,

aus, deren Verfassung ich für merkwürdig genug halte, hier angeführt zu werden.

Das ganze Volk ist in vier Classen getheilt, den Adel, die Kaufleute, die Handwerksleute und die Bauren. Aus diesen vier Classen wird auch der Municipalmagistrat besetzt. Er besteht aus drey Consuln und 24 Räthen. Der erste Consul wird aus dem Adel gewählt, der zweyte aus der Kaufmannschaft, und der dritte wechselsweise aus den Handwerkern und dem Baurenstande. Ehedem waren alle Stellen der Consuln und der Räthe nur auf ein Jahr, seit kurzem aber hat der Hof sie lebenslang gemacht. Die Räthe werden ebenfalls aus den vier Classen gewählt, sieben von jeder Classe mit Inbegriff des Consuls.

Die täglichen Geschäffte werden allein durch die Consuln besorget, denen ein Advocat oder Rechtsgelehrter wegen vorfallender Rechtshändel zugegeben ist. Nur in wichtigen, die ganze Stadt angehenden Geschäfften werden die Räthe versammelt. Vom Hofe ist ein Intendant für die ganze Grafschaft gesetzt, und dieser hat in der Rathsversammlung den Vorsitz, aber ohne Stimme. Der jetzige adeliche Consul ist der Graf von St. Andre', ein sehr braver und auch angenehmer Mann.

Diese Municipalregierung besorgt die Policeyanstalten, und verwaltet die Einkünfte der Stadt. Das Collegium der Consuln aber, oder, wie es hier genennt wird, das Consulat, schlichtet die Zwistigkeiten zwischen den Einwohnern.

Ich habe zuverläßig erfahren, daß die jährlichen Einkünfte der Stadt sich ohngefähr auf 150000 Lire belaufen, worunter aber die Domaineneinkünfte nicht

mit

mit begriffen sind. Jene Summe kommt von Verpachtung der Fleischbänke und Bäckerey, auch verschiedenen andern kleinen Gefällen. Außerdem hat die Stadt ansehnliche Domainengüter, die sie verpachtet. Der feindliche Einfall von 1744 hat die Stadt in beträchtliche Schulden gesetzt, die durch schlechte Veranstaltungen, die der Rath vor einigen Jahren mit Aufkaufung fremden Getraides getroffen, um ein merkliches sind vermehrt worden. Deswegen hat der Rath im vorigen Jahre vom Könige die Erlaubniß erhalten, verschiedene Domainengüter zu veräußern, um die Schulden zu bezahlen.

Der Hof hat hier folgende Bediente für die ganze Grafschaft: 1) Den Gouverneur, welche Stelle aber seit langer Zeit nicht besetzt gewesen. Denn sie kann nur ein Prinz aus dem regierenden Hause bekleiden. Dieses würde freylich der Stadt wohl thun: aber es ist gegen die heutige Politik der Souveraine, daß Prinzen von ihrem Hause in den Provinzen ihre Hofstatt aufschlagen. Inzwischen vertritt der Commendant der Stadt ihre Stelle. 2) Den Commendant von Nizza, der zugleich auch Oberbefehlshaber über die Festung St. Alban ist, die auf dem hohen, nahe an der Stadt liegenden Berge dieses Namens liegt, und woraus nicht nur die Ebene um Nizza, sondern auch die jenseit des Berges liegende Stadt Villa franca und ihr Hafen kann beschossen werden. Der Commendant ist immer ein Kriegsbedienter von ansehnlichem Range, und hat in der That großes Ansehen in der Stadt und auf dem Lande. In seinen öffentlichen Policeyverordnungen bedient er sich der Formul: Wir N. N. u. s. f. befehlen ꝛc. Um den kleinen

nen Militairdienst aber bekümmert er sich nicht, sondern überläßt diesen dem Commandeur des Batallions. Der jetzige Commendant ist der Chevalier de Blonay, ein Savoyard, oder wie er mir aus Höflichkeit sagte, ein halber Schweizer. In der That ist ein Theil dieser Familie, nämlich derjenige, welcher seine Güter in dem Pais de Vaud hatte, mit diesem Land unter den Canton Bern gekommen, und blühet noch gegenwärtig da. 3) Den Intendant des Königs, der das Interesse des Hofes in der ganzen Provinz besorgt. 4) Für die wichtigern Civil- und Criminalrechtshändel ist hier ein souverainer Gerichtshof niedergesetzt, der das Parlament, auch der Senat genannt wird. Die Senatoren werden vom Hofe aus dem Adel bestellt. Selbst die meisten Advocaten bey diesem obersten Gerichte sind Edelleute.

Die Anstalten zum Studiren sind hier ziemlich schlecht. Zwar ist außer dem bischöflichen Seminario, darin die Geistlichen studiren, ein Gymnasium, auf welchem außer den sogenannten litteris humanioribus, auch Mathematik, Physik und Philosophie gelehret werden, und über welches der Hof einen Reformator aus dem hiesigen Adel setzet. Aber es ist in etwas schlechtem Zustande.

Ich hatte ein zuverläßiges Verzeichniß der Städte, Flecken und Dörfer der ganzen Grafschaft in den Händen, habe aber versäumt, daraus etwas aufzuzeichnen. So viel ich mich erinnere, belief sich die Zahl doch über zweyhundert und funfzig. Ich kann mir aber keinen Begriff davon machen, wie so viel Leute in einem solchen Lande, das keine Aecker und so

sehr

sehr wenig Wiesen hat, leben können. Denn die ganze Grafschaft ist durchaus mit hohen, sehr steilen, und fast völlig unfruchtbaren Bergen so besetzt, daß nicht nur kein ebenes Land, sondern gar selten ein kleines ganz enges Thal dazwischen ist. Denn an den meisten Orten stoßen die Berge zu unterst am Fuß so an einander, daß nach dem letzten Schritt, den man von einem herunter gethan, sogleich der erste Schritt gegen die Höhe des andern herauf geht. Nur hier und da fließt etwa ein Bach zwischen zwey Bergen durch. Fast alle diese Berge sind wenigstens zur Hälfte ganz kahle Felsen. Gegen die Tiefe haben sie etwas Erde, sind aber so steil, daß überall haben Terrassen müssen aufgemauert werden, um die Erde vor dem Abspülen sicher zu stellen. Und diese meist sehr schmale Terrassen sind das getraidetragende Land.

Alterthümer. Ehe ich von dem hiesigen Klima spreche, will ich der hiesigen Alterthümer gedenken. Denn auf dem kleinen Grunde des Gebiets der Stadt Nizza haben ehedem zwey griechische, hernach römische Städte gestanden. Nizza ist, wie bekannt, das alte Nicäa, von den maßilischen Griechen gebaut. Von den ersten griechischen Einwohnern aber hat sich bis jetzt kein Ueberbleibsel, weder Schrift noch Gebäude, noch irgend ein geschnitztes oder gegossenes Bild gefunden, da noch verschiedenes von den römischen Zeiten her da vorhanden ist. In und nahe um Nizza sind zwar keine römische Gebäude mehr, aber verschiedene Steine mit römischen Inschriften.

Die zweyte nur eine halbe Stunde weit von Nicäa gelegene griechische Stadt Cemeneta oder Cemenete

nete *), lag ganz oben auf dem Berge, dessen ich schon gedacht habe, der aus dem Kreis der die Ebene umgebenden Berge heraustritt, und längst dem rechten Ufer des Pagiion sich bis nahe an die Stadt heran erstreckt. Die oberste Höhe dieses Berges, auf welcher jetzt ein Barfüßerkloster steht, scheint der Mittelpunkt dieser Stadt gewesen zu seyn. Ein hohes und festes Gemäuer an einem in dem Garten des Klosters liegenden Hügel ist, der Sage nach, ein Ueberbleibsel von dem ehemaligen Schloß oder Capitolio dieser Stadt. Es ist zu vermuthen, daß hier noch uneröffnete Gewölber unter dem Schutte dieses ehemaligen Schlosses liegen. Wenigstens verursacht es ein hohles Getöne, wenn man ganz oben auf dem Hügel hart auf die Erde auftritt. An den um das Kloster herumliegenden Terrassen und andern Mauren, ingleichen an den im Garten befindlichen Treppen, sieht man hier und da Steine mit römischen Namen überschrieben. Und man wird gewahr, daß die meisten Mauren dieser Gegend, welche die Terrassen unterstützen, oder die Güter einschließen, aus den Steinen der ehemaligen Gebäude dieser zerstörten Stadt aufgemauert sind.

Gleich neben dem Kloster liegt die Villa des Marchese Ferreri, in welcher die vier Mauren eines kleinen viereckigen Tempels stehen. Nahe dabey liegt ein kleines Amphitheatrum in seinen Ruinen, dessen Arena noch ganz und beynahe unversehrt ist. Wenn der

*) Plinius nennet sie Cemenetion. Sie war einmal der Sitz des Praefecti Alpium maritimarum. Hist. Nat. L. III. c. 5.

der Legende des heil. Pontius zu trauen ist, so war der erwähnte kleine Tempel dem Apollo geweihet; denn es heißt dort, der Präses Claudius habe dem Heiligen, der jetzt eben in dieser Arena wilden Thieren sollte Preis gegeben werden, gesagt: Ecce proxime venerabile Apollinis templum; accede et sacrifica *). Das Haus der gedachten Villa liegt zwischen dem Tempel und dem Amphitheater. An dem Auftritt auf die Terrasse, auf welcher das Haus steht, sieht man rechter und linker Hand zwey Steine, wie Postamente gestaltet. Der zur linken Hand läßt noch undeutliche Spuren eines alten flachen Schnitzwerks sehen, auf dem ich einen Hahn und den Caduceus des Mercurius wahrnehmen konnte. Der rechter Hand stehende Stein enthält in schönen Buchstaben folgende Schrift:

CORNELIAE SALO
NINAE
SANCTISSIM AVG
CONIVG GALLIENI
IVNIORIS AVG N
ORDO GEMENEL
CVRANT AVRELIO
IANVARIO V E

Etwa

*) Die Geschichte dieses und anderer nicäischen Märtyrer befindet sich in einem Werke, das ein Priester aus Nizza, Petrus Goffredi, unter dem Titel: Nicaea civitas, sacris monumentis illustrata etc. im Jahr 1658 herausgegeben hat. Das Werk ist in Turin in klein Folio gedruckt, und enthält unter andern auch alle damals bekannte in dieser Gegend noch befindliche römische Inschriften.

Etwa eine Viertelstunde hinter gedachtem Barfüßerkloster, wo der Berg sich an das herumliegende Gebürge anschließt, liegt die Abtey St. Pont Benediktinerordens. Dichte hinter derselben steht auf einem Hügel ein ebenfalls noch meist ganzer kleiner Tempel von viereckiger Form. An dem innern Gemäuer kann man sehen, daß das Dach, das jetzt eingestürzt ist, darüber gewölbt gewesen. Sonst zeiget dieser kleine Tempel nichts Merkwürdiges.

Man trifft übrigens ziemlich weit in dieser Gegend herum zerstreute Ueberbleibsel unterirdischer gewölbter Gänge an, durch welche vielleicht ehedem Wasser irgend wohin in Bäder geleitet worden. Die weit herum zerstreuten Ueberbleibsel alter Gebäude scheinen doch einen ziemlich großen Ort, der hier gestanden hat, anzuzeigen. Aber auch hier ist außer dem Namen der ehemaligen Stadt sonst keine Spur ihres griechischen Ursprungs anzutreffen.

Ich kann diese Gegend nicht verlassen, ohne des fürtrefflichen Klima derselben zu gedenken. Die Engländer, deren jährlich eine beträchtliche Anzahl im Herbst nach den mittäglichen und wärmern Gegenden von Europa reiset, um der Kälte und andern Unannehmlichkeiten des Winters zu entgehen, haben seit einigen Jahren diese Gegend in guten Ruf gebracht; und ich halte dafür, daß sie denselben auch wirklich verdienet. Wer im Winter, ohne die rauschenden Ergötzlichkeiten großer Städte zu suchen, einen Ort zu finden wünscht, wo er, vor der Kälte, dem Schnee und den Nebeln gesichert, Frühlingstage genießen könne, findet dieses hier. Der Winter, der am Ende von 1775 und Anfang 1776 den größten Theil Klima.

nicht nur von dem nördlichen Europa, sondern von Italien selbst, so schwer gedrückt hat *), war hier sehr gelinde, ob er gleich, nach Aussage der hiesigen Einwohner, außerordentlich rauh und unfreundlich gewesen.

Aus den hiernächst in eine Tabelle gesammelten sehr genauen Beobachtungen der Temperatur vom Anfange des Decembers bis Ende des März, ist zu sehen, wie wenig beschwerlich die Kälte hier gewesen. Schnee sah man den ganzen Winter nicht, außer auf den umliegenden Höhen; und nur an drey Morgen dieses Winters war es so kalt, daß das stehende Wasser mit Eis überzogen wurde, welches aber gegen 9 Uhr des Morgens wieder verschwunden war. Die Unannehmlichkeiten dieses strengen Winters bestunden darin, daß im Jenner und Anfang des Hornungs viel Regen mit unangenehmem Wind eingefallen war.

Nichts

*) Ich halte es der Mühe werth, aus einem von Parma unterm 2 April 1776 nach Nizza geschriebenen Briefe folgendes hier anzuführen:

Le Professeur de Physique m'a dit que son thermometre après avoir été exposé à l' air pendant toute la nuit, est descendu le 30 ou 31 Janv. jusqu'à 16° au dessous la glace du therm. de Réaumur. Mais cela ne convient point avec ce que j'ai entendu dire à une autre personne, qui ne vit descendre son therm. qu'à 11 degr. ½. Mais le premier therm. a été exposé dans un air fort ouvert de tout côté, l'autre dans un endroit bas et entouré de murailles.

Ce qui est sûr c'est que le froid a été extrêmement fort, de sorte que les paysans qui se portent à la ville le grand matin, chemin faisant entendirent quelquefois les arbres éclater, comme si le feu y avoit pris.

Nichts konnte hingegen schöner und angenehmer seyn, als die herrlichen Tage während des Decembers, einen Theil des Jenners und des Hornungs. Ueberhaupt glich hier jeder Tag des Winters, an dem es nicht regnete, den schönen Frühlingstagen in Deutschland. Aber die Luft ist hier viel heller und reiner, als ich sie sonst irgendwo gesehen habe. Man erkennt dieses an dem lebhaften Funkeln der Sterne bey jeder heller Nacht, und an der Menge kleiner Sterne, die man hier siehet, und die in Deutschland nur in den hellsten und reinsten Winternächten sichtbar werden. Zur Beobachtung der Sterne wäre Nizza einer der vorzüglichsten Oerter in Europa; denn selbst bey anhaltendem Regenwetter merkt man nicht, daß die Luft sehr feucht oder dick geworden.

Demnach finden kränkliche Personen, denen eine reine trockne Luft zuträglich ist, und die dabey nöthig haben, sich täglich durch Spazierengehen in Bewegung zu setzen, den Winter über hier, was sie nöthig haben. Man muß aber doch Kräfte genug besitzen, etwas in die Weite zu gehen und Berge zu steigen. Zwar ist der oben beschriebene Spaziergang um die Stadt herum höchst angenehm, und nicht lang; wer aber die Mannichfaltigkeit und tägliche Abwechslung liebet, muß seine Wege in die umliegenden Thäler und auf die Höhen nehmen. Denn hier ist die Mannichfaltigkeit der Wege, der Aussichten und immer neuer Gegenstände unerschöpflich. Man mag sich auf den Höhen befinden wo es auch sey, so hat man eine Aussicht von unbeschreiblicher Annehmlichkeit vor sich.

Die Natur ist hier den Winter über nie ganz in Ruhe. Die Gärten sind beständig grün, und täg-

lich wird darin gepflanzet oder gesät. Auf den unbebauten Stellen der Berge, und an den hohen Borten auf dem ebenen Lande, sieht man den ganzen Winter grünes Gras, hier und da aufblühende Blumen, immergrüne Bäume mit Früchten, oder mit allmählig aufbrechenden Blühten; besonders hängen die Olivenbäume und der Lorbeerbaum den ganzen Winter über voll Früchte; des herrlichen Schauspieles der mit bald reifen Früchten behangenen Citronen- und Pomeranzenbäume nicht zu gedenken.

Für Personen, die aus einem nördlichern Klima hieher kommen, sind diese Spaziergänge um so viel angenehmer, weil sie ihnen fast lauter ganz neue Gegenstände zeigen. Selbst die Aussicht auf die völlig kahlen, dürren und alles Grünen beraubten Gipfel der umliegenden Berge und Felsenhöhen hat, wegen der Ungewöhnlichkeit dieses Schauplatzes, etwas Angenehmes. Man hat die beyden äußersten Gränzen der Armuth und des Reichthums der Natur hier zugleich vor sich, jene auf den Höhen, diesen in den Ebenen und Thälern.

Ferner ist fast alles, was man von Kräutern, Blumen und Bäumen sieht, neu und fremd; und man findet hier in der Wildniß der Berge Blumen, Gesträuch und Bäume, die man in nördlichern Gegenden mit großer Sorgfalt, zur Verschönerung der Lustgärten, den Winter über in Gewächshäusern verwahret, und im Sommer in Töpfen oder Kübeln heraussetzet. Die große americanische Aloe, von der ich hier auf einem der rauhesten Berge einen ganzen Wald angetroffen habe; die Opuntia oder Ficus indica, die hier an einigen Orten die Stelle eines Zaunes vertritt;

die Myrte, der Lorbeerbaum, das lieblich riechende Smilax, der gelbe Jasmin, der Lentiscus, der Granatenbaum, der Sumach, der Erdbeerbaum, oder Arbutus, und viel andre bey uns seltene Gewächse sind hier überall neben den Wegen oder in Wildnissen zu sehen. An einigen der rauhesten Stellen der Berge findet man den sogenannten Carroubier (Siliqua dulcis,) einen sehr schönen immergrünen Baum, gepflanzet, dessen lange Schoten, die in Deutschland unter dem Namen St. Johannisbrod bekannt sind, hier den Eseln zum Futter dienen *).

In den Gärten siehet man auch hier und da den Dattelbaum, den Jujubenbaum, die ägyptische Acacia mimosa, und den Azedarach, aus dessen sehr artig gestaltetem, steinharten Kern Rosenkränze verfertigt werden. Aus den der Sonne recht ausgesetzten Mauern, und aus hohen steinigen Borten, sieht man die Caperstaude sich zwischen den Steinen herausdrängen. Kurz es zeigen sich hier überall so viel neue dem deutschen Auge fremde Gewächse, daß diese allein einem Gartenliebhaber die Spaziergänge den ganzen Winter über angenehm machen können.

Etwas beschwerlich ist hiebey doch der Umstand, daß die schmalen Wege nicht nur hier und da sehr steil, sondern durchaus mit kleinen losliegenden Steinen so be-

*) Man rechnet hier den jährlichen Ertrag eines solchen Baumes, einen in den andern gerechnet, drey piemontesische Lire. Es ist mir daher völlig unglaublich, was Twiß von einem solchen Baume, der bey Alicante in Spanien stehen soll, meldet, daß er 130 Arroben Früchte (jede Arrobe hält 26 Pfund) soll getragen haben, die für 70 Rthlr. verkauft worden. In Spanien wird dieser Baum Garofero genennt.

bedeckt sind, daß man sich in Acht nehmen muß, nicht darauf zu treten, weil man gar leicht ausglitschen und fallen kann. Ich glaube auch, daß dieses dem hiesigen Volke oft geschieht, und daß es schweren Schaden davon nimmt. Wenigstens habe ich an keinem Orte eine solche Menge hinkender Menschen wie hier angetroffen, und ich schreibe es dem Ausglitschen über diese in den Wegen liegende Steine zu. Eine andre Unbequemlichkeit kommt von dem hiesigen Boden her, der meist aus fettem Thon besteht, und daher bey Regenwetter sehr schlüpfrig wird.

Das Gestein der hiesigen Berge ist zwar mannichfaltig, doch größtentheils Kalk und Gips, die hier beyde von ausnehmender Güte sind. Der ganze Berg, den die Einwohner Cimie' nennen, worauf die Stadt Cemenetion gestanden hat, ist ein einziger Klumpen von Gipsstein. Hier und da sind auch Adern von Marmor und von weissem Kiesel. Daß übrigens diese Berge durchgehends sehr dürre, und die Wasserquellen daran etwas seltenes seyn, habe ich bereits erinnert.

So schön aber die Winter in dieser Gegend sind, so unangenehm ist der Frühling, wegen der großen Unbeständigkeit des Wetters. Man ist selten zwey Stunden lang sicher, schönes Wetter zu behalten. Oft folget auf das herrlichste Wetter plötzlich Wind und Regen; und eben so schnell legen sich auch Wind und Regen wieder, um dem lieblichsten Wetter Platz zu machen. Ueberhaupt aber würde ich den Frühling in den gemäßigten Gegenden von Deutschland dem hiesigen weit vorziehen. Deswegen reisen auch die

meisten Engländer, die den Winter hier zugebracht haben, im März wieder davon.

Die Stadt oder vielmehr der Flecken Villa franca liegt nahe bey Nizza, jenseit des Berges Montalban. Die auf diesem Berge liegende kleine Festung, dienet sowohl der einen als der andern zum Schutz. Zu Wasser fährt man in einer Stunde von Nizza nach Villa franca; denn so bald man um den neben dem Hafen der ersten Stadt etwas ins Meer hineintretenden Fuß des Berges Montalban herum ist, befindet man sich an der Einfahrt des Hafens von Villa franca, der sich zwischen dem Montalban und dem Cap di St. Hospitio etwa eine halbe Stunde weit in Form eines länglichen Vierecks ins Land hineinzieht. Die Einfahrt ist sehr weit; welches diesen Hafen gerade gegen den Südwind offen läßt. Er ist so räumlich, daß eine beträchtliche Kriegsflotte darin liegen könnte. Hinten im Grunde, der Einfahrt gerade gegenüber, liegt Villa franca an dem Fuße eines sehr steilen und hohen Felsens; daneben etwas zur linken Hand, auf einer mäßigen Anhöhe, das dazu gehörige feste Schloß oder die Citadelle; und noch etwas weiter linker Hand herum, nämlich gegen die westliche Seite des Hafens, liegen die verschiedenen zu der hiesigen kleinen Marine gehörigen Gebäude. An dieser Seite ist durch einen langen Molo ein kleiner Hafen, oder eine Darte, von dem großen abgesondert; und hier liegen die königlichen Fregatten und die Galeren. Auch können Kauffartheyschiffe hier ankern. Villa franca.

Die westliche Küste des Hafens, welche die östliche Seite des Berges Montalban ist, erlaubet keine Anfahrt; denn sie besteht aus steilen Felsen. An der-

selben aber kann man in kleinen Kähnen Corallen fischen. Das westliche Ufer des Hafens ist flacher, und erhebt sich allmählig in kleine sehr angenehme und fruchtbare Hügel, die auf einer schmalen Erdzunge sich ins Meer hinein erstrecken, und den Hafen von der Ostseite schützen.

Von der Mitte des Hafens aus macht Villa franca mit den umliegenden Landhäusern eine überaus seltene Ansicht. Die Häuser scheinen an dem auch bis an den Fuß herunter steilen Felsen mehr angehängt, als auf festen Grund gemauert. Und auf verschiedenen über der Stadt hangenden steilen, und daher unersteiglich scheinenden Höhen sieht man Landhäuser, wie in der Luft schwebend, fast so, wie man bisweilen auf chinesischen Malereyen Häuser auf schwebenden Felsen gemalt sieht. Ueber der Stadt und linker Hand derselben ist alles, bis auf eine gewisse Höhe, fast kahler Felsen; rechter Hand aber (immer vom Hafen aus gerechnet) werden die Berge allmählig grün und niedriger.

Von der Stadt aus gehet man auf einem schönen, meist in Felsen ausgehauenen und langen Kay nach dem Schiffwerft, und den zur Marine gehörigen Gebäuden. Gegenwärtig besteht die ganze Marine des Königs aus einer Fregatte von 36 Kanonen (an einer zweyten wird jetzt gebaut,) und zwey Galeren; und hiezu gehören drey Compagnien Seesoldaten, welche in Villa franca liegen. Die Fregatte kreuzet den Sommer über meist in den Gewässern um Sardinien, um die dortige Schifffahrt für die barbarischen Seeräuber zu sichern. Das Commando über die Marine hat gegenwärtig der, aus den Schriften der königlichen

Ge-

Gesellschaft der Wissenschaften in Turin, als ein fürtreffliches Genie bekannte Chevalier de Foncenex, dessen mir erwiesene Freundschaft und Güte, und dessen lehrreichen und angenehmen Umgang ich in dankbarem und vergnügtem Andenken behalten werde.

Ich muß hier einer besondern Art irdener Gefäße Meldung thun, die ich bey erwähntem Chevalier de Foncenex zuerst gesehen habe. Sie sind von schwarzbrauner Erde gebrannt, und dienen, das Wasser zum Trinken in der größten Sommerhitze abzukühlen. Dazu wird weiter nichts erfordert, als daß das Gefäß mit Wasser angefüllt, und hernach in die freye Luft, allenfalls an die Sonne gesetzt werde: da wird es so kühl, als wenn es in einer Eisgrube gestanden hätte. Die kühlende Kraft dieser Gefäße oder Krüge kommt ohne Zweifel daher, daß etwas von dem darin stehenden Wasser durchschwitzt, so daß die Krüge auch von außen immer etwas naß sind. Daß ein nasses an der Luft stehendes Gefäß sehr kalt werde, ist eine schon sehr lange bekannte Sache.

Man kann von Nizza auch zu Fuß oder zu Pferde in weniger als einer Stunde nach Villa franca kommen; man hat blos über den Montalban wegzugehen. Der Weg ist ziemlich gut. Nicht weit von diesem Wege ab liegt ohngefähr an der halben Höhe des Berges ein Landhaus, welches la Casa forte genennt wird. Als die Franzosen und Spanier im Jahr 1744 in die Grafschaft eingefallen waren, und Nizza besetzt hielten, auch ein Theil von ihnen an dem Montalban unter den Kanonen der oben darauf liegenden Festung sich gelagert hatte, war dieses Haus mit piemontesischen Invaliden besetzt, die dem Feinde be-

beträchtlichen Schaden thaten. Dieser that also einen Angriff auf dieses Haus, um die Piemonteser von da zu vertreiben. Die wenige Mannschaft wehrte sich so tapfer, und richtete so viel Schaden unter den Angreifenden an, daß ihr endlich der freye Abzug mußte zugestanden werden. Nachdem ein Unterofficier mit 15 Mann aus dieser Casa forte ausgezogen war, und weiter niemand herauskam, wurde der spanische (französische) Befehlshaber, unter dem der Angriff geschehen war, ungeduldig, und befahl, daß die übrige Mannschaft das Haus ebenfalls unverzüglich räumen sollte. Als der brave Unterofficier ihm sagte, es sey niemand mehr darin, er und seine 15 Invaliden haben die ganze Besatzung des Hauses ausgemacht, wollte er es erst nicht glauben, wurde aber bald zu seiner größten Verwunderung und Beschämung davon überzeuget.

Reise nach Monaco.

Ich wäre gern zu Anfang des Aprils von Nizza abgereiset; weil ich aber auf Turin gehen wollte, und man mir sagte, daß der Weg über den Col di Tenda um diese Jahrszeit wegen des zu vielen Schnees, und der im Frühjahre nicht selten herunterfallenden Schneelaurinnen oder Lavanches, gefährlich sey, so setzte ich meine Abreise bis Anfangs May aus. Und da ich einen Theil dieses Weges nicht anders als auf einem Maulthier machen konnte, wollte ich durch eine vorläufige kleine Ausflucht meine Kräfte zu dieser Reise versuchen, und nahm mir vor, das Fürstenthum Monaco zu sehen. Ich hatte viel von den sehr schlimmen und gefährlichen Wegen, die zu Lande von Nizza nach Genua führen, gehört; und der, den ich mir zu machen vornahm, war ein Theil derselben.

Also

Also reiste ich an einem schönen Tage in einer kleinen Gesellschaft, die ich dazu angeworben hatte, von Nizza aus. Wir waren alle auf Maulthieren; und da wir uns vorgenommen hatten, erst den geraden Weg nach Menton, am östlichen Ende des Fürstenthums, zu nehmen, und dann den folgenden Tag von da über Monaco wieder zurückzukehren, so nahmen wir auch unsre Mittagsmahlzeit mit, um unterweges, wo es uns etwa gefallen würde, im Freyen zu speisen.

Man kann nicht leicht etwas seltsamers, erschrecklichers und zugleich schöners in dieser Art sehen, als diesen Weg. Er geht über hohe, sehr dürre, meistentheils aus völlig kahlen Felsen bestehende Berge, und so seltsam zwischen den obersten Gipfeln dieser Berge herum, daß man beständig neue und seltsame Aussichten vor sich hat. Bald sieht man sich in einer erstaunlichen, nirgend einen Ausgang anzeigenden Wüste von Felsenklippen, wo man sich sehr weit von allem was lebt und grünt entfernt glaubt; wo man nichts als eine völlig erstorbene Natur, so weit das Auge reichen kann, um sich siehet. Dann kommt man plötzlich wieder auf eine Stelle, wo man zwischen den Felsengipfeln durch das Meer und etwas von der Küste, manche seltsame Bucht und in das Meer hineintretende Erdspitzen von einer beträchtlichen Höhe herunter sieht. Besonders ist die Aussicht auf das Cap di St. Hospitio sehr angenehm. Man hat auf diesem Wege die Aussicht auf dasselbe herunter oft, und zuletzt noch ganz in der Nähe, nachdem man glaubt, sich schon weit davon entfernt zu haben.

Auf diesen Bergen kommt man nach anderthalben oder zwey Stunden an ein Dorf Torbie genannt,

wo man einen halb eingefallenen hohen runden Thurm siehet, der noch von den Römern herrühren soll. Dort herum sind zwischen den obersten Hügeln der Berge einige Thäler, die angebaut werden, und noch ziemlich fruchtbar schienen. Wir verließen hier den Weg, der nach Monaco herunter führt, um links an den Bergen fortzureiten, und den geradesten Weg nach Menton zu nehmen.

Nicht weit von diesem Orte kommt man auf eine Stelle, von der man zwischen zwey Bergen durch auf Monaco herunter sieht. Man übersieht die ganze Stadt, und kann bis in die Straßen hinein sehen. Hier und da wird der Weg sehr beschwerlich, wegen der vielen losliegenden Steine, und des jähen Absturzes in Abgründe, die man zur Seite hat. Wo man von der Höhe etwas weiter an den Bergen herunter kommt, sieht man hier und da einige dürre Pflanzen aus den Ritzen der Felsen heraus wachsen: meistentheils ein paar Arten einer ziemlich hohen und holzigen Euphorbia.

Gegen Mittag kamen wir an einen Ort, wo ein kleiner von der Höhe herunterfallender Bach sich ein tiefes Tobel, oder eine Kluft zwischen zwey Bergen ausgehöhlt hatte, welche sich allmählig gegen das Meer herunter erweitert. An diesem Bache, der gleich am Wege einen sehr artigen Wasserfall bildet, hielten wir in diesem romantischwilden Tobel an, um unsre Mittagsmahlzeit einzunehmen; besonders weil wir da schönes Wasser zum Trinken hatten. Die Hitze war beträchtlich, und machte uns das Wasser desto nothwendiger.

Nicht weit von diesem Orte hat man die Aussicht auf den breiten Rücken eines gegen das Meer zu nordwärts von Monaco liegenden Berges, der mir wegen einer erstaunlichen Menge darauf liegender, zum Theil sehr großer viereckig und auch zu Säulen rund gehauenen Steine, die weit herum zerstreut liegen, merkwürdig schien. Dieser Ort sieht gerade so aus, als wenn man zu einem sehr großen Bau die Steine und Säulen hier gehauen und hernach liegen gelassen hätte. Aber ein mitten aus diesen Steinen sich empor hebender Säulenstamm scheint anzuzeigen, daß dieses Ruinen zerstörter Gebäude seyen. Vielleicht hat hier ein Tempel des Hercules Monöcus von dem Monaco den Namen hat, gestanden. Aber für einen Tempel sind die Ruinen zu weit verbreitet. Ich konnte auf dieser kleinen Reise niemand, weder in Menton noch in Monaco antreffen, der mir einiges Licht über diese Sache gegeben hätte.

Als wir Nachmittags unsre Reise fortsetzten, kamen wir endlich von dem bisher beschwerlichen Wege auf den sogenannten Prinzenweg, eine schöne mit vielen Kosten gemachte fahrbare Straße, die von Monaco nach Menton führet. Sie ist, laut einer ohngefähr mitten zwischen beyden Städten an der Straße auf eine marmorne Tafel eingegrabenen Inschrift, 1722 von dem Prinzen Anton gemacht worden.

Von hier aus ist der Weg nach Menton höchst angenehm. Er geht in einer ziemlichen Höhe längst der Seeküste, aber ohne Gefahr. Man hat also eine völlig freye Aussicht auf das weite Meer herunter. Ganz unten an der Küste siehet man hier und da ein kleines Stückchen flaches Land, und auf demselben ein

Haus

Haus mit etwas Acker und Bäumen umgeben, welches gegen die sonst meist kahle felsige Küste sehr angenehm absticht.

Wir hatten auf diesem Wege ein artiges Schauspiel vor uns, das uns lange in Ungewißheit ließ, was wir daraus machen sollten. Die See war ganz glatt; in einer ziemlichen Entfernung von der Küste sah man von Zeit zu Zeit plötzlich einen hellen Schein, als wenn von einem Spiegel die volle Sonne ins Auge blitzte. Dieser blitzende Schein entstund und vergieng plötzlich, und immer an andern Stellen. Durch ein Fernglas entdeckte ich endlich, daß dieses Blitzen von spielenden Delphinen herkam.

Eine kleine Stunde vorher, ehe man nach Menton kommt, fängt die hohe Küste an etwas niedriger zu werden; die kahlen Berge entfernen sich etwas von dem Meer, und lassen da ein kleines Gelände, das einen unebenen, aber sehr fruchtbaren Boden hat. Man fährt durch einen Wald von Olivenbäumen, die erstaunlich groß sind; gar viele davon sind unten am Stamm sechs Fuß dick und darüber; inwendig aber sind die meisten hohl. Sie müssen von sehr hohem Alter seyn, denn dieser Baum wächst sehr langsam. Gleich neben dem Wege sieht man da ein Gemäuer, das ohne Zweifel ein Ueberbleibsel eines alten, von den römischen Colonisten hier aufgeführten Gebäudes ist. Man trifft hier auch etwas gutes Ackerland an, das reichlich mit Maulbeerbäumen besetzt ist. Näher gegen die Stadt kommt man ganz in die Ebene, und auf eine schöne breite Straße, die zu beyden Seiten mit einigen Reihen schöner und großer Maulbeerbäume besetzt ist. Endlich kommt man zwischen vielen

Gärten, deren jeder ein Citronenwald ist, nach Menton, wo wir gegen 6 Uhr des Abends anlangten.

Diese kleine sehr angenehme Stadt liegt auf der Gränze des Fürstenthums Monaco, nahe bey Ventimiglia, und dicht an der See. Sie hat aber keinen Hafen; die Schiffe müssen in einer kleinen Entfernung auf der Rhede vor Anker liegen bleiben. Gegen Nordost und Norden ist sie von den wilden und kahlen Bergen umgeben, womit diese Küste besetzt ist. An der Abendseite der Stadt ziehet sich ein sehr enges Thal oder Tobel tief zwischen den Bergen nordwärts hinein; und es ist nicht schwer abzunehmen, daß das niedrige Gelände an der Abendseite von Menton ehedem eine Bucht des Meeres gewesen, die allmählig mit Steinen und Erde, die der aus bemeldeter Kluft herauskommende, bey Regenwetter hoch anschwellende Bach mit sich geführt hat, ausgefüllt und erhöht worden. Menton.

Diese kleine Stadt scheinet einige reiche Einwohner zu haben; man sieht etliche große Reichthum ankündigende Häuser. Nach dem Verhältniß ihrer Größe schien sie mir sehr volkreich; wenigstens wimmelten alle Gassen von Volk, (es war aber den Tag nach unsrer Ankunft eben Sonntag,) das sehr munter und vergnügt aussah. Es kam mir hier besonders vor, daß an diesem Tage schon des Morgens alle Kramladen offen stunden, und es in den Hauptstrassen aussah, als wenn an diesem Tage ein Jahrmarkt gehalten würde. Man sah zu gleicher Zeit eine Menge Menschen auf den Straßen und an den Kramladen, und andre truppweise in die Kirchen gehen, und aus denselben herauskommen.

Die Einwohner scheinen ihren Unterhalt blos von dem Oel, den Citronen und Pommeranzen zu haben, welche Güter hier in erstaunlicher Menge gewonnen werden. Auch der Seidenbau muß etwas eintragen. Die Handlung scheint in den Händen von ein paar Handlungshäusern zu seyn.

Nachdem wir uns den Morgen nach unserer Ankunft ein paar Stunden lang in der Stadt umgesehen hatten, setzten wir uns wieder auf unsre Maulthiere, um noch zum Mittagessen nach Monaco zu kommen. Wir besahen auf dem Rückwege das eine halbe Stunde von Menton liegende fürstliche Lustschloß, auf dem sich der Prinz, so oft er sein kleines Fürstenthum besucht, den Sommer über aufhält. Es liegt dicht an dem Meer, hat aber nichts Vorzügliches, als seine fürtreffliche Lage. In dem Tafelzimmer sah ich eine Anstalt, die mir wohl ausgedacht schien, ob sie gleich auch ihre Unbequemlichkeit haben mag.

Fürstliches Lustschloß.

Es hängt nämlich mitten über der Tafel an zwey von der Decke herunterhangenden Latten eine Art von Ventilator, oder Windfächer, von reichem Stoff mit Frangen besetzt, der, vermittelst einer an der Wand des Zimmers herunterhängenden dicken Schnur, längst der Tafel wie eine Glocke hin und her bewegt wird. Dieses dienet nicht nur die an der Tafel Sitzenden zu fächern und abzukühlen, sondern zugleich die Fliegen, welche in diesen warmen Ländern unglaublich beschwerlich sind, von der Tafel abzuhalten. Um das Schloß herum liegt ein Lustgarten, der aber, obgleich der Prinz sich den verwichenen Sommer hier aufgehalten, so sehr verwildert ist, daß man Mühe hat, den Buchsbaum, womit die Blumenbeete des Parterre ein-

eingefaßt sind, unter dem hohen Unkraute zu erkennen. Dieses schien mir deutlich anzuzeigen, daß der Prinz, so lange er sich hier aufhält, nicht nur keinen Fuß in den Garten setzet, sondern auch nicht einmal aus den Fenstern in denselben herunter siehet. Ein solches Sommerhaus dienet auch zu weiter nichts, als daß man sich den Tag über bey vorgezogenen dicken Vorhängen in die Zimmer verschließen, und allenfalls nach Untergang der Sonne etwas Luft schöpfen könne. Besser würde man es zu einem Wintersitze machen.

Von hier aus kommt man auf dem fürstlichen Wege, dessen ich gedacht habe, bis nach Monaco. Das Felsengebürge, welches hier längst der Küste hinläuft, und an welchem der Weg eingehauen ist, wird an einigen Orten durch sehr enge und tiefe Klüfte oder Ravins, die von kleinen bey starkem Regen sehr anlaufenden Bächen nach und nach ausgehöhlt worden sind, unterbrochen. An diesen mußten hohe und starke Mauren aufgeführt, und Brücken darüber gewölbt werden. Darin bestund die Hauptschwierigkeit bey Anlegung dieser Straße; doch mußten freylich auch viele Felsen mit Pulver weggesprengt werden.

An den meisten Orten geht der Felsenberg steil bis an die See herab. Zur Seltenheit ist etwa ein kleines Stück flaches Vorland an der Küste; und dieses nebst den unten am Meer etwas erweiterten Klüften, wo sich etwas Erde angesetzt hat, sind die wenigen Stellen, die angebaut und mit einzelnen Häuserchen besetzt sind. Sonst ist das ganze Fürstenthum Monaco, das wenige Land um Menton an dem einen und um Monaco an dem andern Ende ausgenom-

nommen, ein bloßer Felsenklumpen, auf dem nichts wächst noch wachsen kann.

In der Nähe von Monaco findet sich sowohl linker Hand des Weges gegen die See herunter, als rechter Hand gegen den Berg heran, wieder etwas angebautes Land, das reichlich mit schönen Olivenbäumen besetzt ist. Dicht vor Monaco geht die Straße allmählig bis an das Meer herunter, und neben einer kleinen schmalen Bucht, welche die Stelle eines Hafens vertritt, vorbey. Als wir an dieser Bucht vorbey ritten, hatten wir das artige Schauspiel, mitten in derselben eine große Heerde Delphine zu sehen, die sich, man möchte sagen, in vollem Muthwillen da herumwälzten, und oft die Köpfe aus dem Wasser herausstreckten.

Monaco. Monaco liegt auf einem ziemlich hohen, von den Bergen weit in das Meer heraustretenden Felsen, der eine hohe Halbinsel ausmacht. Der Weg von dem Hafen an dem Felsen herauf, als der Eingang nach der Stadt, ist sehr gut und breit, kann aber, weil er hier und da in breite Stufen abgetheilt ist, gar nicht befahren, auch schwerlich beritten werden. Dieser Eingang ist wohl befestiget und mit ein paar Wachten besetzt. Oben ist der Felsen von Natur, oder durch Kunst eben gemacht, und auf dieser Ebene liegt die Stadt. An der Nordseite liegt das fürstliche Schloß; vor demselben ist ein großer sehr schöner Platz, von dem man in die Hauptstraßen der Stadt geht. Der Ort ist nicht groß, aber wohl gebaut, gut bevölkert, und auch innerhalb angenehm. Fast überall erhebt sich dieser Felsen senkrecht aus dem Meer in die Höhe, so daß es nicht möglich wäre, den Ort

zu

zu ersteigen, als von der Nordwestseite, wo er sich gegen einen hohen Berg anlehnet, nämlich hinter dem Schlosse. Ueberall aber, wo es nöthig schien, ist er mit guten Befestigungswerken versehen. Einige Batterien gehen nach dem Meere heraus, sowohl feindliche Schiffe abzuhalten, als vorbeyfahrende Kaufmannsschiffe anzuhalten, hier beyzulegen und den Zoll abzutragen, der ein uraltes Recht des Fürsten von Monaco ist.

Es liegt hier immer ein Bataillon französischer Kriegsvölker, weil dieser souveraine Prinz von Monaco sich unter den Schutz des Königs von Frankreich begeben hat. Die Stadt hat den Vortheil davon, daß sie von dem Gelde, welches das Bataillon verzehrt, etwas gewinnet. Man begreift schwerlich, wovon dieser Ort, in welchem es in der That gar nicht ärmlich aussieht, sich ernähre; denn hiezu scheinen die wenigen auf den Bergen und in der Tiefe herumliegenden Gärten, so fruchtbar sie auch sind, und das wenige mit Olivenbäumen besetzte Ackerland in der That bey weitem nicht hinreichend. Mir kam der Ort ziemlich lebhaft vor, und die Einwohner zeigen einen muntern Geist und ein fröhliches Gemüthe. Es soll wirklich auch gute Gesellschaft darin seyn. Merkwürdig ists, daß einer der angesehensten hiesigen Einwohner, Hr. Rey, 34 Kinder gezeuget, davon gegenwärtig noch 17 am Leben sind, alle schön, wohlgewachsen und ansehnlich.

Das fürstliche Schloß ist von ansehnlicher Größe, hat aber sonst nichts Merkwürdiges, als seine herrliche Lage. Man zeigte uns, als eine Merkwürdigkeit, das Zimmer und das Bette, darin vor wenig Jahren

der Herzog von York gestorben ist. Der Hof vor dem Schlosse ist mit einem Portico umgeben, an welchem alte, aber sehr schadhafte Frescomalereyen zu sehen sind, die von einem großen Meister herrühren müssen. Aber niemand konnte mir sagen, von wem sie seyen. An dem großen Paradeplatze vor dem Schlosse stehet an der Abendseite gegen das Meer hin eine lange Reihe sehr schöner metallener Kanonen von 24 Pf. Caliber, alle auf eisernen Lavetten. Von diesem Platze hat man eine herrliche Aussicht gegen Abend über den Golfo nach Antibes, und gegen Morgen auf die Küste, die sich von Ventimiglia nach Osten hinzieht. Gegen Südost konnten wir auch von diesem Platze die Insel Corsica sehen.

Die sämtlichen Einkünfte dieses Fürstenthums sollen sich nicht viel über 100000 Livres französisches Geld belaufen. Und dieses ist sehr glaublich; denn im ganzen Fürstenthume sind nur die zwey Städte, die ich beschrieben habe, und dann ein elendes, an der Höhe der beschriebenen kahlen Berge gelegenes Dorf, das ich nur von weitem gesehen habe, ohne errathen zu können, wovon diese mitten unter kahlen Felsen wohnende Menschen ihre Nahrung her bekommen. Ich glaube, daß in Deutschland viele Dörfer sind, zu denen mehr angebautes Land gehört, als das ganze Fürstenthum hat.

Das Justizcollegium, welches die Rechtshändel des Fürstenthums entscheidet, hat, wie es in mehr Ländern in Italien gebräuchlich ist, immer einen fremden Rechtsgelehrten zum Präsidenten. Der Fürst nimmt ihn gewöhnlichermaßen nur für drey Jahr in seine Dienste. Bisweilen aber wird die Zeit seines

Dien=

Dienstes, wenn die drey Jahre um sind, noch um ein paar Jahr verlängert. Der jetzige Präsident ist, wo ich mich recht besinne, ein Florentiner, und dienet schon zwey Jahre über die gewöhnliche Zeit.

Gegen Abend traten wir unsere Rückreise nach Nizza an. Der Weg geht über den nordwestwärts der Stadt liegenden Berg, und ist unbeschreiblich mühsam. Man muß mehr als eine halbe Stunde weit an dem Berge, der da so steil ist, als das steilste Kirchendach in Deutschland, gerade in die Höhe. Der Boden, auf den man tritt, ist der bloße Felsen, aber durchaus mit losliegenden Steinen bedeckt, so daß man die Stellen zwischen den Steinen, wo man den Fuß setzen soll, zu suchen hat. Es versteht sich, daß man diesen Weg nur zu Fuße machen kann. Ich bewunderte die Maulthiere, welche gar oft die Vorsicht brauchten, erst mit dem Fuß, mit dem sie jetzt auftreten wollten, den Grund auszuforschen, ob er auch fest sey, oder ob der Fuß auf einen beweglichen Stein trete. Wenn man über diese beschwerliche Höhe weg ist, so kann man sich wieder aufsetzen, um den Weg nordwärts an dem Berge herum fortzusetzen. Da stößt man aber auf neue Gefahr. Man kömmt an ein paar Orten neben tiefen Abgründen vorbey, aus denen der Berg senkrecht in die Höhe steigt. Um also an den Abgründen herumzukommen, mußte ein Weg an dem Felsen eingehauen werden; er ist aber so schmal, daß gerade ein Maulthier darauf gehen kann. Indem also der eine Fuß des Reuters an die Felsen anstößt, hängt der andere gegen den Abgrund herunter. Es ist wahr, daß die Maulthiere einen sichern Gang haben und nie stolpern, wie etwa den Pferden wider-

Rückreise nach Nizza.

widerfährt; aber sie fallen auch bisweilen aus Müdigkeit um, wovon ich eben auf diesem Wege, zum Glück aber, als wir über die gefährlichen Oerter schon weg waren, Proben gesehen, da das Maulthier, auf dem mein Bedienter ritt, etlichemal unter ihm eingesunken ist. Nach einer Stunde kamen wir an das Dorf Torbia, dessen ich schon Erwähnung gethan; und spät, gegen 10 Uhr des Abends, langten wir glücklich wieder in Nizza an.

Zur Probe der gemeinen nizzardischen Sprache kann folgendes Lied dienen. Der Verfasser desselben ist der Advocat Christini in Nizza, ein sehr gelehrter und gründlicher Mann, der auch die daneben stehende italiänische Uebersetzung, die sehr wörtlich ist, gemacht hat.

Per lo Mariage	Per il Matrimonio
dou Prinse de Piemont	del Prencipe di Piemonte
embe	con
Madamo	Madama
Clotildo de Fransso.	Clotilda di Francia.
Cansson.	Canzone.
Che giojo, che allegresso la novello aliansso de Savojo e de Fransso produs en toi lu cuor!	Che gioja, che allegrezza la novella unione di Savoja, e di Francia produce in tutti i cuori!
En degun ten non han lus poble d'esto regno donat autan de segno de regioissanso e amor.	In verun tempo non hanno i popoli di questo regno dati tanti segni di tripudio e d'amor.

O Prinſeſſo Clotildo,
como un ſoleu ſias bello;
ſplendes plus che l'eſtello
che ſuorte au fa dou giou.

Non li ha virtù che ſio
degno de lai perſono
nadoi per la corono
che non ſi trove en vou.

To lo monde au cal tocco
lo buonur de vo veire,
non lo vo ſauprias creire,
reſto plen de ſtupor.

La Franſſo che vo perde
ha un gran ſollaggiamen
ai ſieu regret, en veen
che li fis tan d'onor.

Beu Prinſſe de Piemont,
non li ero autro prinſeſſo
ch'egaglià ſi poſcheſſo
ai meriti che aves.

Lo ſiel ſi degne faire,
puiſche la v'ha ciauſido,
che per ben longo vido
en pleſi la godes.

Lo Rei, e la Regino,
de grando maraviglio
ramplis, ſa bello figlio
non ceſſon de laudà.

Acheſto Real Mariage
non pou che eſtre la ſorſo
ai ſuddito de ſuorſo
raroi felicità.

O Principeſſa Clotilda,
come un ſole ſiete bella;
ſplendete più che la ſtella
che ſponta al far del giorno.

Non vi hà virtù che ſia
degna delle perſone
nate per la corona
che non ſi trovi in voi.

Tutto il mondo al qual tocca
la ſorte di vedervi,
non vel ſapreſte credere,
reſta pien di ſtupore.

La Francia che vi perde
hà un gran ſollievo
a ſuoi rigretti, in vedendo
che le fate tanto onore.

Bel Prencipe di Piemonte,
non vi era altra principeſſa
che eguagliar ſi poteſſe
ai meriti che avete.

Il ciel ſi degni fare,
giacchè ve l' hà preſcelta,
che per ben lunga vita
in piacer la godiate.

Il Rè, e la Regina,
di grande maraviglia
ripieni, la lor nuora
non ceſſan di lodare.

Queſto Real Maritaggio
non può ch'eſſer la ſorgente
ai ſudditi di molte
rare felicità.

Hier ist nun auch das Tageregister meiner Beobachtungen über das Wetter in Nizza.

Meteorologische Beobachtungen in Nizza gemacht.

Die Grade des Thermometers sind fahrenheitische Grade, und zuverläßig, da ich die Thermometer selbst mit großem Fleiß gemacht habe. Die Kügelchen, darin die Hauptmasse des Quecksilbers ist, sind sehr klein, so daß das Quecksilber schnell die Temperatur der Luft annimmt, und also jede Abwechselung sogleich anzeiget. Das Thermometer, dessen Stand täglich dreymal angemerkt worden, nämlich 1) kurz vor der Sonnen Aufgang, 2) im Mittage, und 3) gleich nach Untergang der Sonne, hieng vor meinem Fenster gegen Norden. Weil aber im Zimmer Feuer gemacht wurde, wodurch doch die Mauern immer etwas erwärmt werden, so müßte man in den kältern Tagen, da kein Sonnenschein war, meiner Schätzung nach, immer einen Grad von der beobachteten Höhe abziehen, um die wahre Temperatur der Luft zu haben, und zwey Grade wenigstens in den Tagen des hellen Sonnenscheins für das, was das von der Straße zurückprallende Sonnenlicht möchte bewirkt haben. Wo zwey Zahlen neben einander stehen, da drückt die zweyte den Grad des Thermometers an der Sonne im Mittag aus. Dieses Thermometer hieng an einer Mauer gerade gegen Mittag.

Decem-

December 1775.

2	48½ 61.99 54	sehr helle Luft.
3	45 60.85 50½	eben so.
4	37½ 57½.97 51½	eben so.
5	36½ 56½.89 48	eben so.
6	38 55½.93 49½	eben so.
7	45½ 57½.81 52½	eben so. gegen Abend Windstöße.
8	39½ 55½.93 48½	Vormittag einige zerstreute Wolken. von Mittag an ganz helle Luft.
9	38 51½.73 —	dünnes Gewölke den ganzen Tag.
10	38½ 54½.72 49	kühler Südwestwind. etwas zerstreutes Gewölke. die Nacht Ostwind.
11	36½ 48.69 41	helles Wetter. kalter Nordwestwind. Ministran.
12	35½ 47½.73 41½	Eis im stehenden Wasser. sehr helles Wetter.

December.	1775	
13	40½ 58½·81 43½	Eis im stehenden Wasser. sehr helles Wetter.
14	38½ 58·69 44	eben so.
15	40½ 59½·89 —	eben so.
16	42½ 62½·81 —	eben so. von 4 Uhr Nachmittags bis Mitternacht Sturm aus Südost.
17	35½ 52½·77 40½	den ganzen Tag helle.
18	35½ 57·65 41	eben so; kühler Nordwind.
19	37½ 58·69 43½	eben so.
20	41½ 60½·73 45½	eben so.
21	39½ 55½·65 —	dünnes Gewölke; schwacher Sonnenschein.
22	47 45 —	überzogen. dünner Regen den ganzen Nachmittag.
23	42½ 58·69 46½	meist hell. einige zerstreute Wolken. trübe.

Decem-

December	1775.	
24	39½ 66½. 89 51½	meist helle. helle. dünner Regen.
25	50½ 60½ 52½	in der Nacht viel Regen. den Tag über dünnes Gewölke.
26	51½ 65. 77 54½	trübe. Sonnenschein zwischen den Wolken durch; sehr angenehme Luft.
27	50 66½. 83 54½	feuchte Luft. blasser Sonnenschein. dünnes Gewölke; in der Nacht Reg.
28	53 55 54	Regen. trübe. Regen.
29	37½ 57½. 73 47	helle. zerstreutes Gewölke. eben so.
30	42 58½. 89 50	helle.
31	42 62½. 81 47	helle.
Jan. 1776 1	37½ 53½. 77 46½	zerstreutes Gewölk; rauher Nordw.
2	45 54½ 51	überzogen.
3	48 51½ 50½	sehr trübe; Staubregen.

Januar 1776.

4	40½ 60. 73 49	helle.
5	42½ 52 48	zerstreutes Gewölk. bedeckt. meist helle; Windstöße von Osten.
6	38½ 55½. 71 49½	helle; Nordwind. einige zerstreute Wolken. bedeckt.
7	45½ 49 48½	öfters Regen.
8	44 50½ 50½	in der Nacht Sturm, Reg. u. Hagel. trübe und stürmisch.
9	44½ 60. 77 50½	Regen. zerstreute dünne Wolken. in der Nacht
10	46 58½. 83 54½	viel Regen; meist überzogen. helle. halb helle; Regen und
11	47½ 56½. 85 42½	stürmisch; überzogen. meist heller Himmel mit Nordwind.
12	42½ 60½. 79 46½	helle; Nordwind.
13	41½ 45½ 43½	stürmisches Regenwetter; Nordostw. Donner. trübes Regenwetter.
14	39½ — 41½	helle; kalter Nordwestwind.

Janu-

Januar 1776.

15	37½ 53. 63 41½	helle; rauher Nordwind.
16	39½ 46½ 44½	überzogen und windig; unbeständig.
17	41½ 46½ 44½	Nebel, Regen. den ganzen Tag neblicht.
18	32½ 29½ 48½. 56 41	helle; Eis. kalter Nordwestwind.
19	34½ 48½ 46½	zerstreute Wolken. stürmischer Südostwind.
20	41½ 50 —	überzogen. Südostwind.
21	43½ 50½ 46½	überzogen.
22	42½ 45 43½	Regen.
23	40 52 44	stürmisch aus Nordost. Regen.
24	39½ 43 40	gebrochenes Gewölke. trübe; Donner. trübe.
25	— 44½ 43½	das Wetter klärt sich auf. helle.

Janu-

Januar		1776.
26	42½	zerstreute Wolken.
	46½	windig.
	43½	stürmisch.
27	—	
	41	neblicht, aber still.
	39½	
28	40	Regen.
	46	überzogen.
	43	um den Horizont etwas hell.
29	38½	stürmisch mit Regen; Nordostwind.
	41	bedeckt, aber still und
	38	ohne Regen.
30	36½	neblicht; Schnee.
	43	das Wetter klärt sich auf.
	36½	halb helle.
31	32½	meist helle.
	47. 60	ganz heller Himmel.
	38	
Febr. 1	31	
	52½. 72	helles Wetter.
	38½	
2	37	zerstreutes Gewölke.
	46	überzogen.
	45½	
3	44½	überzogen.
	53	das Wetter klärt sich
	49	allmählig auf.
4	45½	überzogen.
	53	
	49	etwas Regen.
5	48	Staubregen.
	53½	trübe.
	51½	Regen.

Febru=

Februar	1776.	
6	50½ 53 51	viel Regen. seit 3 Uhr helle.
7	44½ 53½ 54	dünnes zerstreutes Gewölke. überzogen. klårt sich etwas auf; starker Westw.
8	46 59½ 50½	meist hell; still. sehr hell.
9	40½ 56. 78	zerstreutes dünnes Gewölke. seit 9 Uhr ganz helle; Ostwind.
10	46 48½ 50½	überzogen. umhångt; viel Regen. es klåret sich auf.
11	48½ 56½ 54½	fast ganz helle. es überziehet sich. ganz trübe.
12	50 55 47	Sturm aus Südost mit Regen. unbeståndig. Südwestwind ohne Regen.
13	39½ 57½ 49	halb helle; Schnee auf den Bergen. schwacher Sonnenschein. ganz helle.
14	41½ 56½ —	helle. dünnes Gewölke.
15	44 — 49	den ganzen Tag meist helle.
16	42 — 50	meist helle.

Februar 1776.

17	44 51½ 49½	meist helle. ganz überzogen. feiner Staubregen.
18	46 51½ 49½	umhängt; viel Regen; Ostwind. es kläret sich auf. ganz hell und stille.
19	46½ 57½. 90 50½	meist helle.
20	43½ 59½. 82 50½	helle.
21	44½ 59½. 80 50	meist helle. ganz helle.
22	40½ — 53	meist helle.
23	49½ 63. 72 51	ganz helle; starker Westwind. ohne Wind; stürmische Nacht.
24	45 59½. 68 49	helle. helle; Westwind.
25	44 63½. 90 52	helle. Westwind.
26	40 60 51	meist helle; Ostwind. dünnes Gewölke.
27	46½ 59 54½	überzogen. gegen die Nacht feiner Regen.

Februar	1776.	
28	54½ 57½ 53½	umhängt; Regen. der Himmel klärt sich auf.
29	47½ 64½. 86 53½	helle. Nordwind.
März 1	45 55 52	in der Nacht etwas Regen. ganz überzogen.
2	51½ 60½ 63	halb aufgeklärt.
3	45 — 46½	gebrochenes Gewölke.
4	38½ 60½. 68	ganz helle. helle; starker Westwind.
5	46 61½. 92 51½	ganz helle.
6	51 61. 84 53	dünnes Gewölke. ganz helle.
7	46½ 61. 82 54½	meist helle.
8	44½ — 57	helle. starker Ostwind. dünne Nebelwolken.
9	53 62½ 57½	dünnes Gewölke. Westwind.

März	1776.	
10	50½ 72 —	helle. starker unbeständiger Wind.
11	53 58 53½	bedeckt. öftere Windstöße.
12	44 63. 78 54½	meist hell und ganz still.
13	52½ 62 62	überzogen. veränderliche Winde.
14	52½ 63 55½	gebrochenes Gewölke.
15	50 53 53½	gebrochenes Gewölk. etwas Regen. etwas aufgeklärt.
16	50 62½ 53	gebrochenes Gewölke. zertheilte Gewitterwolken. etwas Regen.
17	46 63 —	dünnes zerstreutes Gewölke. Nachmittags etwas Regen. Donner von weitem.
18	48½ 69. 84 56	gebrochenes Gewölke. ganz helle.
19	47½ 62 56½	helle. etwas Gewölke.
20	46 64. 80 56	helle.

März	1776.	
21	45½ 65. 80 56	helle. Westwind.
22	44½ 64. 76 55	helle. Westwind.
23	46½ 64. 100 53	helle. Nordwind.



Tagebuch
von der Rückreise von Nizza nach Deutschland. 1776.

Abreise von Nizza.

Meine Abreise war auf den ersten May angesetzt; das eingefallene Regenwetter aber nöthigte mich, dieselbe bis auf den Nachmittag des folgenden Tages zu verschieben. Man kann von Nizza nicht anders als auf Maulthieren nach Piemont herüber reisen; es gehet kein fahrbarer Weg dahin. Ich hatte drey Maulthiere gemiethet, die mich nach Limone, und allenfalls, wenn ich es verlangen würde, bis nach Coni bringen sollten; dafür bezahlte ich 45 Lire und drittehalb Lire täglich für den Treiber, die Rückreise desselben mitgerechnet.

Ich reiste also den 2 May Nachmittags um drey Uhr in Gesellschaft des Herrn Vierne, eines Bruders des preußischen Consuls in Nizza, und des Hrn. Bertaud, dessen Landhaus ich den Winter über bewohnt hatte, welche beyde mich bis Scarena begleiteten, ab. Wir kamen des Abends um 7 Uhr in diesem Orte an. Der Weg dahin geht an dem Ufer des Paglion immer zwischen den Bergen durch, und ist also meist eben; wir ritten einen guten Theil des Weges in dem gegenwärtig beynahe trockenen Bette dieses Flusses.

Die

Die Berge, zwischen denen man durchkommt, sind, wie alle andre dieses Landes, meist kahle Felsen von Kalk- und Gipssteinen. Vom untersten Fuß an, bis auf den sechsten, vierten, auch wohl den dritten Theil der Höhe sind sie in Terrassen abgetheilet; die schmalen, mit trockenen Mauren unterstützten Terrassen sind überall mit Olivenbäumen besetzt; das Land darunter wird mit Korn besäet. Ohne diese mit erstaunlicher Arbeit getroffene Anstalten, würde das ganze Land eine Wüste seyn. Was die Ansicht dieser Berge noch trauriger macht, ist die fast gänzliche Dürre derselben. Ueberaus selten sieht man hier Wasserquellen, oder herabfallende Bäche, die sonst solchen gebürgigen Wildnissen ein Leben mittheilen.

Auf halbem Wege nach Scarena kommt man durch den Flecken Drappo, der dem bischöflichen Sitz von Nizza gehöret, und dem Bischof den Titel eines Grafen von Drappo giebt. Die letzte halbe Stunde dieses Weges steiget man längst dem Fuße eines Berges etwas in die Höhe. Der ganze Fuß des Berges ist rechts und links des Weges mit einem Walde von Olivenbäumen bepflanzet.

Scarena ist ein ziemlich großer Flecken auf einer mäßigen, mitten in einem engen und sehr einsamen Thal liegenden Anhöhe. Dieses ist eines von den wenigen kleinen Thälern, die zwischen den Gebürgen dieses Landes liegen. Es ist einige hundert Schritte breit, und man siehet von Scarena aus eine gute halbe Stunde weit in dasselbe hinein. Es besteht meistens aus schönen Wiesen, und die Terrassen an den daran stoßenden Bergen schienen mit fetter Saat bekleidet. Man siehet aber durch das ganze Thal Scarena.

hinauf weder Baum noch Strauch. Die Einwohner ziehen ihren meisten Unterhalt vom Oelbau, von den durchgehenden Maulthiertreibern, und auch von Fortschaffung der Waaren, die sie selbst übernehmen. Denn die Straße zwischen Nizza und Turin ist beständig mit beladenen Maulthieren angefüllt, die Salz, Oel, Wein und alle ausländische Waaren von Nizza nach Turin, dagegen Getraide, Hanf, Reis und andere Waaren aus Piemont nach Nizza tragen. Davon haben die auf diesem Wege liegenden Oerter ihre gute Nahrung, sowohl durch Bewirthung der Durchziehenden, als durch selbst übernommenen Transport.

Den 3 May. Reise von Scarena nach Giandola.

Von Scarena nach Giandola.

Nachdem ich von meiner Gesellschaft Abschied genommen, reiste ich um 6 Uhr des Morgens aus, und Abends um 6 Uhr langte ich in Giandola an. Diese Tagereise ist sehr beschwerlich, weil man über zwey, nicht nur hohe, sondern auch ganz steile Berge weg muß. Dennoch ist sie bey so schönem Wetter, wie ich es getroffen habe, nicht ohne Annehmlichkeit.

Von Scarena aus geht der Weg beynahe eine halbe Stunde lang an einem Berge, an dessen Fuß, 50, 100 auch bisweilen wohl 200 Fuß tief unter dem Wege, ein klarer Bach hinrauscht. Man reitet durch einen Wald von Oliven, hat diesen Bach mit artigen Krümmungen und kleinen Wasserfällen, und jenseit desselben einen terrassirten Berg beständig im Gesicht. Man weiß, daß alle Aussichten von der Höhe herunter, so eingeschränkt sie auch sind, sehr er-

götzen, und um so viel mehr, je tiefer das Thal und je steiler die Anhöhe daran ist. Eine solche Annehmlichkeit genießt man auf diesem Wege gar vielfältig. Denn allmählig kommt man an der Seite des Berges höher, und hat nun ziemlich tiefe Abgründe dicht neben sich, doch ohne Gefahr; denn der Weg ist gut gebahnt. Man hat von dieser Höhe die zunächst herumliegenden Berge von der Spitze bis an den Fuß völlig im Gesichte, weil sie ganz kahl sind.

Fürtrefflich wird die Aussicht, wenn man über die Hälfte dieses Berges, der Colle di Braus genennet wird, heraufgekommen ist. Alsdenn hat man die obere Hälfte desselben, über die man noch zu steigen hat, völlig im Gesichte. Sie zeiget sich wie ein steiles Dach, an dem der Weg wohl zwölf- oder gar zwanzigmal hin- und hergehet, wodurch er, der sehr steilen Höhe ungeachtet, gemächlich genug wird; denn man geht immer etliche hundert Schritte mit mäßigem Steigen längst der Seite des Berges: dann wendet man sich um, und steigt eben so in einer der vorigen gerad entgegengesetzten Richtung, und so abwechselnd, bis man ganz herauf gekommen ist. Durch dieses öftere Wenden hat man auch eine beständig abwechselnde Aussicht nach Osten und nach Westen; (denn die Fläche des Berges sieht gegen Mittag;) zwar kommt dieselbe Aussicht immer wieder, aber verändert, weil man jedesmal höher steht.

Eine wunderbare Annehmlichkeit bekommt die Aussicht auf diesem Berge, ehe man ihn besteiget, dadurch, daß man auf allen hin- und hergehenden Wegen desselben von weitem eine Menge Maulthiere mit ihren Treibern sieht, davon wegen der öftern Wen-

dungen einige Truppe nach der rechten, andere nach der linken Hand gehen, und immer ein Trupp höher, folglich Menschen und Thiere kleiner, als der andre, so daß es beynahe läßt, als wenn sie einander über die Köpfe wegschritten. Dieses sonderbare Schauspiel schien mir einigermaßen einem großen Ballet zu gleichen, wozu die unzähligen Schellen, womit die Maulthiere behangen sind, die Musik machten. Es ergötzte mich so sehr, daß ich nur ganz langsam gegen diese Höhe heranrückte, um das Schauspiel desto länger zu genießen. Indem ich selbst diesen Berg herauf ritt, war es eine neue Annehmlichkeit, einige Züge über meinem Kopfe, andre unter meinen Füssen zu sehen. Ich vergaß darüber die Beschwerlichkeit dieses Weges, und das Traurige, das sonst dergleichen ganz kahle Berge haben. Denn man findet überaus wenig Grünes darauf. Hier und da einen magern Strauch von Genista, oder eine halbdürre Rosmarin- oder Lavendelstaude, oder eine Euphorbia.

Auf eine ähnliche Weise steiget man auf der andern Seite wieder von der Höhe herunter; doch sind hier die Wege steiler, folglich zum Herunterreiten viel beschwerlicher. Auch da sieht man den Weg auf eine Stunde weit vor sich schlängelnd heruntergehen, und auf demselben heransteigende Züge von Maulthieren. Die Straße war jetzt weit stärker als sonst mit Maulthieren angefüllt, weil der Paß über den Colle di Tenda wegen des sehr häufig gefallenen Schnees versperrt gewesen, daher sich die Züge von drey Tagen zusammengefunden hatten.

Sospello. Sobald man den Berg völlig herunter ist, kommt man nach Sospello. Der Ort ist gering, wie man

es

es in einer solchen Wüste erwartet, und wird durch einen mitten durchfließenden sehr breiten Bach in zwey Hälften getrennt. Das etliche hundert Schritt breite, aber ganz seichte und beynahe trockene steinige Bett dieses Baches, nimmt beynahe die ganze Breite dieses zwischen hohen Bergen sich durchschlängelnden Thales ein. An beyden Borten des Baches sind schmale Streifen von Wiesen- und Ackerland. Die anliegenden Berge sind, nach hiesiger Landesart, mehr oder weniger hoch heran in Terrassen abgetheilet, und dienen zum Korn- Wein- und Oelbau. Die Olivenbäume stehen hier noch in großer Menge. Wie wichtig aber den hiesigen Einwohnern eine Hand voll Korn seyn müsse, siehet man aus der erstaunlichen Mühe, die sie sich geben es zu gewinnen. Ich habe hoch an den Bergen und weit von dem Orte abgelegen, sehr mühsam aufgemauerte Terrassen angetroffen, die nur etwa vier bis fünf Quadratruthen Landes einfaßten, das dabey noch rauh und steinig war, auch ohne Dünger schwerlich konnte genutzt werden. Dünger heraufzuschleppen, muß aber hier höchst beschwerlich seyn.

Hier siehet man also überzeugend, wie eine große Lehrmeisterinn die Noth sey, um die Menschen erfinderisch und arbeitsam zu machen. Vermuthlich haben ähnliche Beobachtungen einige Politiker auf die ungeräumte Maxime geführet, daß der Landmann beynahe über Vermögen mit Abgaben müsse beschwert werden, damit er aus Noth fleißig und arbeitsam werde. Ich nenne diese Maxime ungereimt, weil Erfahrung und Kenntniß der Menschen uns lehren, daß diese aus Unterdrückung erzeugte Noth jene gute Wirkung

nicht hervorbringe. Es gelinget der brutalsten Politik doch nie, den Landmann durch Unterdrückung bis zur gefühllosen Geduld des Viehes zu erniedrigen. Der Unterdrückte behält doch das Gefühl des Unrechts, das er leiden muß, wird tückisch, faul, und verabscheut eine Arbeit, die nur seinem Unterdrücker zu gute kommen würde. Hingegen eine natürliche mit Freyheit verbundene Noth, die daher rühret, daß das Schicksal mehr Menschen an einen Ort zusammengebracht hat, als das wenige Land ernähren kann; diese Noth reizet sie, Leibes- und Gemüthskräfte anzustrengen, um sich so gut, als möglich ist, zu helfen.

Ich kam um 11 Uhr in Sospello an, und reisete um 1 Uhr wieder ab. Weil ich von weitem sah, daß die erste halbe Stunde des Weges sich durch das enge Thal allmählig gegen den Berg hinzog, den ich zu übersteigen hatte, so nahm ich mir vor, dieses Stück des Weges zu Fuße zu machen. Der Spaziergang war sehr angenehm. Der Weg geht, wiewohl etwas an der Seite eines Berges, durch ein Thal unmerklich in die Höhe. Zu beyden Seiten desselben ist etwas angebautes Land, das zum Theil mit Weinreben bepflanzt ist, zum Theil Ackerland und Wiesen. Durch das Thal fließt ein angenehmer breiter und klarer Bach, der artig über die darin liegenden Steine herabrieselt. Dieses schmale Thal ist etwa eine Stunde lang, und steiget allmählig gegen einen im Grunde desselben stehenden hohen Berg heran, über den man nun weg muß. Dieses ist der Colle di Brois. Am Fuße ist er angebaut und reichlich mit Olivenbäumen besetzt. Der Weg geht auch über diesen Berg im Zikzak hin und her, wie über den

vorherbeschriebenen, und eben so auf der nördlichen Seite wieder herunter.

Im Herunterreiten bemerkte ich eine Stelle dieses Berges, von der ich fürs künftige Unglück befürchte, wofern man ihm nicht vorbeugt. Bis hieher sind die Berge feste und wohl zusammenhangende Felsen, die nur an dem Fuß mit Erde bedeckt sind; hier aber ist ein beträchtlicher Strich hoch mit natürlichem Schutt überdeckt. Ich verstehe unter diesem Ausdrucke ein Erdreich, das größtentheils aus kleinern und größern abgerundeten Steinen besteht, wie man sie an den Ufern und in den Betten der Flüsse findet, mit leimiger Erde vermengt, die diesem Schutt einige Festigkeit giebt. Unter diesem Schutt ist ohne Zweifel wieder der harte Felsen. Man siehet aber, daß da, wo der Berg am steilsten ist, hie und da grosse Massen dieses Schuttes schon etwas gesunken, oder an dem Berge etwas herunter geklitscht sind, wodurch große Ritzen in diesem Erdreiche entstanden sind. Bey lange anhaltendem Regen dringet das von der Höhe ablaufende Wasser durch diese Ritzen ein, und macht die darein gemengte Erde weich, da es denn gar leicht geschehen kann, daß sie sich von dem unten liegenden Felsen ablöset und den Berg herunter stürzt. Eben dieses würde bey einer geringen Erschütterung dieses Berges erfolgen. Nun geht die Straße gerade unter einem schon etwas gesunkenen, einige Morgen großen Stück solches Erdreichs weg; bald aber wendet sie sich, so daß man nochmals, und hernach wegen der vielen Zikzake etwas tiefer wohl noch fünf- oder sechsmal unter eben demselben Stück Lande vorbeyreiten muß; daher die Gefahr, von einem einstürzenden Erd-

reich verschüttet zu werden, eine ziemliche Zeit lang dauret.

Außer dieser Gefahr ist das Herunterreiten an dieser nördlichen Seite des Berges sehr beschwerlich, weil der Weg steil, und überdem mit vielen losliegenden Steinen angefüllt ist.

Sobald man ganz herunter ist, kommt man in ein kleines elendes Städtchen Breiglio, das zwischen vier oder fünf hier zusammenstoßenden hohen Bergen, wie in einem Sodbrunnen versenkt ist. Neben dem Städtchen fließt ein ziemlich wasserreicher schneller Strom, die Roja, vorbey, der sich bey Ventimiglia ins Meer ergießt. Man glaubt hier in dieser Wüste am Ende der Welt, oder wenigstens der belebten Natur zu seyn. Ist man aber durch das Städtchen durch, und wieder am rechten Ufer der Roja, so befindet man sich in einem sehr schmalen, gerade von Süden nach Norden laufenden höchst einsamen und stillen Thale, wo man schönes Gras und einige gut gewachsene Bäume antrifft. Rechter Hand des Weges aber, jenseit des Stroms, hat man eine steile sehr hohe Felsenwand. Am hintern Ende dieses etwa eine Viertelstunde langen Thales liegt der Giandola. Ort, La Giandola genennt, in einer wahren Wildniß. Er besteht nur aus zwey Häusern, die Gasthöfe für die Durchreisenden sind. Man richtet die Reise so ein, daß man immer auf den Mittag oder zum Nachtlager hieher kommt, weil man da eine ziemlich gute Mahlzeit, und besonders fürtreffliche Forellen haben kann.

Dicht an dem einen Hause, darin ich abgetreten war, fließt ein wilder Bach, der von Abend her aus einem

einem engen Schlund der Berge herauskommt, und sich hier in die Roja ergießt. Ich versuchte, neben diesem Bache etwas gegen den Schlund der Berge, daher er kommt, hineinzugehen, konnte aber nicht weit kommen, weil das Ufer steil und wild mit Gesträuch bewachsen ist. Doch wurde mir der Gang dadurch belohnet, daß ich etwa hundert Schritte weit hinter meinem Gasthofe einen andern ganz kleinen Bach antraf, der sich von einer Höhe von 50 bis 60 Fuß in einem Wasserstrahl in den größern Bach herunter stürzt.

In diesem Bache fand ich einen schwärzlichen Stein, der durchaus aus platten zirkelrunden versteinerten Schnecken besteht, und unter dem Namen lapis nummularis bekannt ist. Dieses ist die einzige Spur von versteinerten Seethieren, die ich in der Grafschaft Nizza, und überhaupt auf den sogenannten mittäglichen Alpen (alpes maritimes) angetroffen habe. Bey dieser Gelegenheit fällt mir ein, einige auf dieser Reise über die Schichten der Berge gemachte Beobachtungen anzuführen.

Schichten der Berge.

Einige Gelehrte, die nicht weit aus ihren Cabinetten gekommen, scheinen sehr verlegen zu seyn, wie sie die meistentheils schiefe Lage der Felsenschichten, die ehedem nothwendig wagerecht müssen gelegen haben, erklären sollen. Dem, der mit einem etwas forschenden Auge über viele Berge gereiset ist, bleiben hierüber wenig Zweifel übrig.

Freylich haben alle Felsenschichten ursprünglich wagerecht gelegen, und sind aus wiederholten Ueberschwemmungen eines mit Erde vertrübten Wassers entstanden. Selbst diese Entstehung, die an einigen

Orten

Orten viel tausendmal wiederholte Ueberschwemmung, woraus eben so viel Schieferschichten entstanden sind, kann ein Kenner der Gebürge ohne Sündfluth, und ohne das Meer auf den Höhen der Berge nöthig zu haben, gar natürlich erklären. Allein über diesen Punkt, der mich zu weit abführen würde, mag ich mich jetzt nicht einlassen, sondern will nur von der schiefen Lage der Schichten sprechen.

Sobald man bemerkt hat, daß die Thäler und Klüfte zwischen den Bergen nichts anders seyen, als Aushöhlungen, die das herunterlaufende Wasser gemacht hat, und dieses wird man gar bald gewahr: so begreift man, daß dieses Aushöhlen und Untergraben der Berge nicht hat geschehen können, ohne daß die Seiten der Berge, an denen es gemacht worden, hier und da haben einstürzen müssen; nämlich da, wo sie nicht von völlig harten, durchaus ohne Schichten zusammenhangenden Felsen waren, wie die Granitfelsen sind. Dergleichen Felsen können stark unterhöhlt werden, ohne daß sie einstürzen; weichere Felsen aber, und so sind alle, die schichtenweise liegen, müssen nothwendig, wenn sie stark untergraben worden, einstürzen.

Geschiehet dieses nun so, daß nur einzelne kleine Stücke nach und nach herunterfallen, so werden diese meistentheils bey stark anlaufenden Gewässern aus dem angefangenen Thale herausgeführt. Daher kommt der aus Steinen, Sand und Erde vermischte Schutt, welcher fast überall den Grund und Boden der ebenen Länder ausmacht. Dieser Boden machte ehedem einen Theil der Berge aus, der nach und nach in die Thäler herunter gefallen, und durch die anlaufenden

Wasser auf die Ebene herausgespült worden. Doch dieses im Vorbeygange.

Wo auf einmal sehr beträchtliche Strecken von den unterhöhlten Seiten der Berge eingestürzt, und an dem Berge liegen geblieben sind, da mußten nothwendig die Schichten, die vorher in dem Berge wagerecht lagen, durch das Sinken oder völlige Einstürzen in alle mögliche Lagen kommen. Der Einsturz kann so geschehen, daß das eingestürzte Stück des Berges, das vorher wagerecht gelegen hat, jetzt gerade in die Höhe stehen geblieben, und nun sind die Schichten senkrecht; in allen übrigen Fällen haben sie eine schiefe Lage behalten. Also kommt es von diesem Einstürzen der untergrabenen Seiten der Berge her, daß die ehedem wagerecht gelegenen Schichten jetzt fast überall eine schiefe Lage haben.

Ich habe auf dem vorher beschriebenen Wege, wo ich mich recht besinne, zwischen Scarena und Sospello an der rechten Seite des Weges einen Berg gesehen, an dem gar deutlich wahrzunehmen ist, wie ein Theil des Berges gegen Süden, der andre gegen Norden gesunken. Folgende Abzeichnung wird die Sache deutlicher machen.



An der Mitte des Berges a sind die Schichten wagerecht, so wie sie ursprünglich alle gewesen. An der nördlichen Seite des Berges b und an der südlichen c liegen sie schief, und zwar so, daß sie wie die zwey Flächen eines Satteldaches gegen einander stehen. Da ist also sehr deutlich zu sehen, wie ein Theil des Berges gegen das nach Süden, der andre gegen das nördlich liegende Thal herabgesunken ist.

Ich habe auf diesem Wege auch an mehr als einem Orte Schichten angetroffen, die nicht mehr gerade gestreckt, sondern wellenförmig gebogen waren.



Dieses beweiset, daß damals, als dieser Theil herabgesunken, die Materie, woraus die Schichten bestehen, noch weich gewesen, und im Sinken durch den Druck ihrer eigenen Schwere diese wellenförmige Gestalt angenommen habe.

An einem an diesem Wege liegenden Berge habe ich etwas äußerst seltsames gesehen. Der ganze Berg bestehet aus senkrecht an einander stehenden Schichten von Kalkstein. Sie sind wechselsweise von weissem und bläulichem Stein, so daß der Berg in lauter weisse und bläuliche, parallel an einander laufende Streifen eingetheilt ist. Die weissen Schichten bestehen aus sehr festem und hartem Stein, die bläulichen aus einem weichern, der in der Luft auswittert und

zer-

zerfällt. Also waren hier alle bläuliche Schichten auf 3 bis 10 Fuß tief ausgewittert und vom Regenwasser ausgespült, so daß der ganze Berg in tiefe Furchen oder Graben, und dazwischen stehende hohe Borte eingetheilt war.

Dieses ist eine höchst merkwürdige Beobachtung, die uns von dem uralten Zustande des Erdbodens etwas Wichtiges errathen läßt. Es ist der Mühe wohl werth, daß ich diese Sache hier etwas beleuchte.

Man kann, wie ich bereits angemerkt habe, die verschiedenen Felsen= und Erdschichten nicht anders als aus ehemaligen wiederholten Ueberschwemmungen erklären. Jede Schicht ist der Bodensatz eines trüben Wassers; und so viel Schichten an einem Berge übereinander liegen, so viel verschiedene Ueberschwemmungen müssen sich an diesem Orte zugetragen haben.

Hieraus folget aber, daß an dem Orte, wovon hier die Rede ist, diese verschiedenen Ueberschwemmungen sehr regelmäßig müssen abgewechselt haben, indem allemal auf eine, aus deren Bodensatz das weisse Gestein entstanden ist, eine folget, die den bläulichen Stein angesetzt hat. Denn diese beyden Schichten wechseln ganz regelmäßig mit einander ab. Und daher läßt sich auch errathen, daß die Ueberschwemmungen von zwey verschiedenen Orten hergekommen seyn müssen, weil der Schlamm, den das Wasser heran geführet, von verschiedener Natur ist.

Da entsteht nun die Frage, wie es natürlicher Weise hat zugehen können, daß an diesem Orte zwey von verschiedenen Gegenden herkommende Ueberschwemmungen auf eine so regelmäßige Weise abge-

wechselt haben, so daß nach einer, die aus der einen Gegend eingeströmt, immer die andere von einer andern Seite her erfolget? Dieses einem bloßen Zufalle zuzuschreiben, scheint mir ganz unsinnig. Man muß nothwendig die Ursache davon in einer beständigen und regelmäßigen Abwechselung in der Natur suchen.

Wenn ich eine Muthmaßung hierüber wagen sollte, so würde ich denken, daß die eine dieser Ueberschwemmungen im Sommer, und die andere im Winter erfolgt sey. Dieses würde die regelmäßige Abwechselung erklären. Ferner würde ich vermuthen, daß die Sommerüberschwemmung einer großen Hitze zuzuschreiben sey, die den auf benachbarten hohen Bergen, die jetzt nicht mehr da sind, sich angehäuften Schnee plötzlich geschmolzen, und dadurch eine gewaltsame Ueberschwemmung verursachet habe; wie dergleichen noch jetzt bisweilen vorfallen *). Die Winterüberschwemmungen aber würde ich warmen Regen in einer andern, weniger mit Schnee beladenen Gegend zuschreiben.

Hieraus aber würde wieder eine neue Frage entstehen, warum in jenen Zeiten jeder Sommer so heiß, und jeder Winter so regenreich gewesen sey. Vielleicht ließen sich auch hierüber nicht ganz ungegründete Muthmaßungen angeben. Aber diese Sache würde einer weitläuf-

*) Z. B. kann die angeführt werden, die sich 1762 durch einen von Regen begleiteten sehr warmen Wind in der Schweiz zugetragen hat. Einige Gegenden des Cantons Bern sind durch diese Ueberschwemmung mit einem Erd- und Steinschutt 10 bis 20 und mehr Fuß hoch überdeckt worden.

läuftigen Ausführung bedürfen, wozu sich dieses Tagebuch nicht schicket.

Es ist Zeit, daß ich von dieser Ausschweifung wieder zurückkomme. Ich habe von diesem wilden Orte, la Giandola, nur noch einen Umstand anzumerken. Ich sah eine seltsame Art hoher und sehr schmaler Gebäude von Stein, die sowohl auf einigen Anhöhen als in dem Thale herum zerstreut stunden. Sie sahen aus wie hohe aus der Erde herauskommende Schornsteine; doch waren hier und da kleine Oeffnungen in der Mauer, wie Fenster. Es war mir unmöglich, die Bestimmung dieser Gebäude zu errathen. Ich erfuhr von meinem Wirth, daß sie zu Einfangung junger wilder Tauben dienten. Die Alten machen ihre Nester in gedachten Oeffnungen, und geben also Gelegenheit, die Jungen auszunehmen, ehe sie ausfliegen können.

Den 4 May. Reise von Giandola über den Colle di Tenda nach Limone.

Von Giandola nach Limone.

Von Giandola bis an das Städtchen Tenda ist der Weg von fünftehalb Stunden fast durchaus eben, weil er unvermerkt in die Höhe steigt; er geht durch ein sehr enges Thal, das oft nur eine Kluft ist, fast gerade von Süden nach Norden. Man siehet ganz deutlich, daß die Roja, ein sehr rauschendes Wasser, sich dieses tiefe Thal allmählig ausgehöhlt hat. Die Berge, zwischen denen dieser Strom durchläuft, stehen so nahe an einander, daß man mit einer Pistole von den Gipfeln der rechter Hand liegenden auf die Gipfel der linker Hand liegenden herüber schießen könnte.

Durch diese Kluft geht der Weg dicht an dem Ufer der gewaltig rauschenden Roja. Da wo die Berge aus festem Steine sind, daß nichts davon herunterstürzen konnte, verwandelt sich dieses enge Thal in eine noch weit engere Felsenkluft, durch welche der Weg an dem Felsen eingehauen ist. Folgende Zeichnung des Profils dieser Kluft wird einen Begriff davon geben.



a und b sind die gegen einander über stehenden Berge, deren Felsenwände ohngefähr senkrecht in die Höhe stehen. Die zwischen beyden liegende tiefe Kluft ist an vielen Orten nicht mehr als 20 bis 30 Fuß weit.

weit. In der Tiefe bey d läuft die Roja mit grossem Geräusche. In einer Höhe von 10, 20 auch wohl bis 50 Fuß über dem Wasser ist an dem Felsen linker Hand bey c der Weg eingehauen, der insgemein von dem überhangenden Felsen bedeckt ist, wie das Profil zeiget.

Hieraus kann man sich leicht die Vorstellung machen, daß dieser Weg fürchterlich aussieht. Das wenige Tageslicht, das gewaltige Rauschen des Stroms, und die über dem Kopf des Reisenden hangenden und fast überall gespaltenen Felsen, die den Einsturz drohen, machen ihn sehr melancholisch, ob er gleich sonst gut gebahnt ist. An den Orten, wo die Berge nicht so senkrecht stehen, und etwa so, wie in der Figur die punktirten Linien anzeigen, aus einander liegen, ist der Weg zwar weniger melancholisch, in der That aber gefährlicher, weil die Berge aus weniger festen Felsen bestehen, davon sich bisweilen große Stücke losmachen und herunterstürzen. Ein solcher Fall geschah etwa vier Wochen ehe ich diese Straße bereiste, und ich traf den heruntergefallenen und gerade auf dem Wege liegen gebliebenen Klumpen Felsen noch da an. Man hatte noch nicht Zeit gehabt, ihn zu sprengen und wegzuräumen, und nur vorläufig etwas davon weggesprengt, um den dadurch verschütteten Weg wieder in etwas zu öffnen.

Auf der Hälfte dieses traurigen Weges kommt man an eine ganz oben auf und an dem Berge liegende Burg Saorge oder Saorgio, die von unten herauf einen ganz sonderbaren Anblick giebt. Man glaubt, daß die Häuser an den steilen Felsen angehangen sind; auch begreift man nicht, wie die dem Ansehen nach

senkrecht über den Weg emporsteigende Seite des Berges von unten bis oben mit Olivenbäumen besetzt seyn könne. Man kann sich nicht enthalten, indem man unten an diesem Orte wegreitet, einige Besorgniß zu fühlen, diese Bäume und die darüber hangenden Häuser möchten herunterstürzen, und die Vorbeyreisenden zerquetschen.

Gleich hinter Saorgio wird die Kluft zwischen den Felsen wieder sehr eng und dunkel. Mitten in dieser Kluft ist an dem jenseit des Stroms liegenden Felsen eine große marmorne Tafel eingemauert, auf welcher eine Inschrift von der Eröffnung dieses Weges, die der König Victor Amadeus hat machen lassen, Nachricht giebt. Ich konnte im Vorbeyreiten, weil es ohnedem hier dunkel ist, nur wenige Worte davon lesen; denn es war mir nicht möglich, mein eigensinniges Maulthier, das seinen schon eine Strecke des Weges vorausshabenden Cameraden nacheilte, zum Stillestehen zu bewegen. Der unüberwindliche Eigensinn dieser Thiere ist dem Reisenden bisweilen sehr verdrüßlich. Kein Mensch ist stark genug, eine solche Bestie, die andern ihres gleichen, die voraus sind, nacheilet, stillstehen zu machen. Will man Gewalt brauchen, so läuft man Gefahr, sie wild zu machen und aus dem Sattel gehoben zu werden. An den Orten, da neben dem Wege Abgründe sind, gehen sie gerne gerade an der gefährlichen Seite des Weges gegen den Abgrund, als wenn sie Gefallen daran fänden, in die Tiefe herunter zu sehen. Wer sich nicht halb todt martern, oder gar in noch größere Gefahr stürzen will, muß diesem halsstarrigen Vieh nur seinen Willen lassen.

Wenn

Wenn man aus der engen Kluft nicht weit von Saorgio herausgekommen, befindet man sich am Eingange eines zwar auch noch engen, aber sehr angenehmen Thales, in welchem man bald durch das Dorf Fontana kommt. Hier siehet man die letzten Olivenbäume; denn bald hinter dem Dorfe nehmen die Kastanienbäume ihren Platz ein. Dieses Thal ist ein paar Stunden lang, und man hat noch immer den erwähnten Strom zur rechten Hand des Weges. Eine halbe Stunde vor Tenda wird es etwas weiter, und man trifft da schon artige Wiesen und Anger an, auf denen man Vieh weiden sieht.

Tenda ist ein kleines offenes Städtchen auf einer mäßigen Anhöhe, mitten in dem erwähnten Thale. Die umliegenden Berge sind nicht so steil, als alle bisherige, aber doch völlig unfruchtbar und wüste, so wie auch das Thal selbst, wenige darauf befindliche Wiesen ausgenommen. Die Einwohner müssen also ihre Nahrung blos von den hier Durchreisenden, und von dem Transport der durchgehenden Güter haben. Nur hier und da sieht man magere Weinreben an den Bergen gepflanzet. Es liegt eine kleine Besatzung hier; hauptsächlich zur Verhütung der Contrebande, und zur Sicherheit des Weges. Tenda.

Ich erfuhr hier und sah zum Theil mit eigenen Augen, daß seit einigen Tagen sehr viel Schnee auf den herumliegenden Alpen gefallen war, wodurch der Weg über den Colle di Tenda versperrt, aber seit gestern wieder gangbar worden war. Ich hatte in Nizza viel von dem gefährlichen Paß über diesen Berg gehört. Man pflegt im Frühjahre insgemein es so einzurichten, daß man in der Nacht, oder doch ganz früh

am Morgen, ehe denn die Sonne den Schnee erweichet, herüber komme. Dieses geschiehet eines Theils, weil alsdenn der Schnee gefroren ist und überträgt, andern Theils, weil man um diese Zeit die Lavanges oder Schneelauwinnen nicht zu fürchten hat. Außer dieser Gefahr hat man bey dem Paß über diesen Berg auch einen Sturmwind, den sie hier la Tormenta nennen, zu besorgen, dem weder Menschen noch Vieh widerstehen können. Diesen aber sollen die Einwohner von Tenda mit ziemlicher Gewißheit voraussehen können, um die Fremden in Zeiten abzuhalten, sich über den Berg zu wagen.

Da ich in der Mittagsstunde in Tenda angekommen, und es eben sehr warmes Wetter war, stund ich an, ob ich heute meinen Weg fortsetzen, oder erst nach Mitternacht, wie es gewöhnlich geschieht, antreten sollte. Die Furcht vor der Kälte der Nacht und des frühen Morgens war bey mir größer, als die andern Bedenklichkeiten, und ich entschloß mich, noch heute über den Berg zu gehen. Ich miethete sechs Träger, die mich auf einem Stuhle herüber tragen sollten; der gewöhnliche Preis ist, daß jeder 3 Lire bekommt. Ich schickte sie aber etwa eine Stunde weit voraus, weil ich nicht eher wollte getragen seyn, als bis ich an den Ort gekommen, wo der Schnee angeht.

Von Tenda aus ritt ich noch eine gute Stunde weit durch ein sehr angenehmes, allmählig in die Höhe gehendes Bergthal, das schöne Wiesen hat, durch die ein crystallener Bach herunter fließt. Auf dem Wege durch dieses Thal sah ich die ersten in schönen Cascaden von den Bergen herunterströmenden Bäche,

die

die auf den Alpen so gewöhnlich sind. Ueberhaupt bekommt hier das Land eine ziemliche Aehnlichkeit mit andern Alpen. Ueberall herum sind die Gipfel der Berge, und hier und da die Tiefen, wo die Sonne nicht hinkommt, mit Schnee bedeckt. Indem ich gerade gegen den Colle di Tenda heran ritt, sah ich, daß der ganze Berg fürchterlich steil und von oben herunter bis auf zwey Drittel der ganzen Höhe so völlig mit Schnee bedeckt war, daß gar nichts, als eine ununterbrochene weite Fläche von Schnee zu sehen war. Die Vorstellung, daß ich über diese Schneewüste hinauf müßte, machte mir eben kein Vergnügen.

Colle di Tenda.

Ich blieb bis an den dritten Theil der Höhe des Berges, die schon meist frey von Schnee war, auf meinem Maulthier. Der Berg ist äußerst steil, fast wie das Dach eines Kirchthurms. Durch das beständige Hin- und Herwenden aber ist der Weg noch erträglich gemacht. Ich stieg bey einem an diesem Berge liegenden großen Gebäude, welches Caa, oder eigentlich la Casa genennt wird, ab. Hier liegt eine Besatzung von 20 Mann mit einem Officier, sowohl zur Sicherheit des Weges, als zur Verhinderung der Contrebande. Ich setzte mich da auf einen gemeinen schlechten Lehnstuhl, an dem zwey Stangen zum Tragen angebunden waren; etwa eine Elle weit vom Stuhl ab wurde ein Strick über die beyden Stangen angezogen, auf den man die Füße aufsetzet. Meine sechs Träger hatten sich so vertheilet, daß zwey, einer vornen und einer hinten, zwischen den Stangen giengen, und mit beyden Händen die zwey Stangen hielten. Eigentlich trugen sie die Last vermittelst eines breiten, von der Schulter herunter um die Stange

gehen=

gehenden Riemens. Neben jedem dieser zwey Träger giengen zwey andere, die bisweilen den Träger hielten, daß er selbst nicht fallen konnte, bisweilen die Stangen etwas hoben, um den eigentlichen Trägern die Last zu erleichtern. Die Plätze wurden von Zeit zu Zeit abgewechselt, daß jeder einmal zwischen die Stangen kam.

Der Weg von der Casa bis auf den Gipfel des Berges geht, wegen der sehr steilen Fläche, beständig im Zikzak. Durch den Schnee war nur ein schmaler Fußsteig durch Eintreten desselben gebahnet. Auf diesem konnten nur die Träger zwischen den Stangen treten; die ihnen zur Seite stunden, mußten in dem lockern Schnee gehen, indem sie auf jeden Tritt bis an die Knie einsanken. Dennoch hatten die Eingespannten immer den schlimmern Weg. Weil es sehr warmes Wetter war, und diese Seite des Berges gerade gegen Mittag hinsteht, so thaute der Schnee stark, und an vielen Stellen des Weges waren von den heute darüber getriebenen Maulthieren viel Löcher eingetreten, die denn voll Wasser gelaufen waren, so daß diese Leute sehr oft bis über die Knöchel ins Wasser traten.

Anfangs besorgte ich sehr, diese Leute würden verdrießlich werden, und den Weg über mürrisch seyn. Aber ich erstaunte, zu erfahren, mit was für Munterkeit und unter welchen fröhlichen Scherzen sie alle diese Beschwerlichkeiten ausstunden, und mit welcher Schnelligkeit sie mit mir forteilten. Es währte keine Viertelstunde, daß ich meine Maulthiere, die den Weg zugleich mit mir angetreten hatten, schon weit hinter mir zurück sah.

Als ich nahe an die oberste Höhe gekommen war, und mich nach meinen Leuten und Thieren umsah, wurde ich gewahr, daß das Maulthier, das mein Gepäcke trug, ganz in dem Schnee versunken war und abgepackt wurde. Zum Glück arbeiteten an verschiedenen Stellen des Berges hieher berufene Bauren an Festmachung der Wege. Auf die Versicherung meiner Träger, daß diese Leute den meinigen zu Hülfe kommen würden, ließ ich mich durch diesen Zufall nicht aufhalten, sondern setzte meinen Weg auf der andern Seite herunter fort.

So wie man den obersten Gipfel des Berges erreicht hat, fängt man auf den ersten Schritt schon an, herunter zu steigen, so daß der Berg oben eben so keilförmig zugespitzt ist, als ein Dach. Die nördliche Seite des Berges ist weniger steil als die südliche; sie war aber auch mit tieferm Schnee bedeckt. Mich kam einiges Grausen an, als ich eine weite Wüste von Schnee vor mir sah, über die ich nothwendig herunter mußte. Aber meine Träger, ohne einen Augenblick auszuruhen, eilten muthig und lustig mit mir davon. In Zeit von etwa anderthalb Stunden befand ich mich endlich über den Schnee weg, und meine Träger konnten wieder auf festen Boden treten. Ich hatte nun den ganzen Weg, so weit er über den Schnee gieng, in weniger als drey Stunden zurückgelegt; aber von meinen Leuten sah ich noch nichts, ob ich gleich diese ganze Seite des Berges bis an die Spitze übersehen konnte. Das Wetter war zum Glück warm und völlig still gewesen. Vom Schnee an hatten wir etwa noch eine Stunde herunter zu steigen, und Abends gegen 7 Uhr kam ich in Limone am Fuß

des Berges an. Etwa eine Stunde nachher kamen auch meine Leute, Mann und Vieh und Gepäck unbeschädigt nach.

Es war mir eine nicht unangenehme Ueberraschung, in dem Gasthofe einen Officier anzutreffen, der ein Schweizer aus der Stadt Rheinek ist, und einer Familie angehört, davon ich einen Theil kenne. Also konnte ich in dieser Wildniß und in einer so weiten Entfernung von meinen alten Bekannten mich doch mit einem Einwohner dieser Gegend von gemeinschaftlichen Bekannten unterhalten. Dieser Officier commandirte ein kleines Detaschement hier liegender Soldaten, die alle 6 Wochen abgelöset werden. Seine Bekanntschaft überhob mich der Beschwerde, meine Sachen hier durchsuchen zu lassen; denn dieses ist der erste Ort in Piemont. Auf sein Wort, daß er mich kenne, daß ich kein Kaufmann sey, und nichts steuerbares bey mir habe, bekam ich eine Bolleta, oder einen Visitationsschein, vermittelst dessen ich überall in Piemont frey durchkam.

Limone.

Limone ist ein sehr kleines Städtchen, am Ende eines sich bis an den Fuß des Colle di Tenda erstreckenden engen Bergthales; es ist gleichsam das Thor, durch welches man aus Piemont nach der Grafschaft Tenda kommt, und hat seine fürnehmste Nahrung von den Durchreisenden. Doch hat dieses noch ziemlich hohe Bergthal auch schon Wiesen, einigen Acker und viel Kastanien.

Von Limone nach Savigliano.

Den 5 May. Reise von Limone über Coni nach Savigliano.

Ich hatte zwar die Maulthiere bis Coni gemiethet, auf allen Fall aber auch eine Postchaise oder

Cam-

Cambiatura von Coni aus hieher bestellt. Da ich diese hier wirklich fand, so entließ ich meinen Maulthiertreiber hier gar gerne.

Man kommt von Limone noch zwey Stunden lang, oder etwa fünf piemontesische Meilen weit durch ein schmales, sich zwischen den Bergen schlängelndes und allmählig sich herab senkendes Thal, dadurch der Weg ganz angenehm ist. Die zu beyden Seiten liegenden Berge werden allmählig niedriger, und endlich zu bloßen Hügeln, und man merkt, daß man bald aus den Gebürgen herauskommen wird. Die kleinern Berge und Hügel, neben denen man hier vorbey kommt, sind fast durchaus mit Kastanienbäumen besetzt, und die Natur gewinnt hier eine ganz andere Gestalt, als die man während der Reise durch die kahlen und dürren Gebürge gesehen hat. Alles ist grün und verkündigt Fruchtbarkeit.

Endlich kommt man bey Borgo, einem schönen Flecken am Eingange des erwähnten Thales, auf die herrlichen Ebenen von Piemont heraus. Hier fand ich mich also, nach einer sehr beschwerlichen und auch zum Theil gefährlichen Reise durch einen der unfruchtbarsten und wildesten Striche von Europa, ziemlich plötzlich in die schönste und fruchtbarste, recht paradiesische Ebene, aus den rauhesten elendesten Wegen auf eine fürtreffliche Landstraße, und von einem steifen und eigensinnigen Maulthiere in eine bequeme Postchaise versetzt. Man muß in ähnlichen Umständen gewesen seyn, um sich die Erleichterung des Gemüths und die Erweiterung der Brust vorzustellen, die bey einer solchen Abwechselung empfunden wird. Ich glaubte in einer andern Welt zu seyn. Jetzt konnte

ich mich sorglos und bequem sitzend fortziehen lassen, und sah vor und um mich nichts als Fruchtbarkeit, Reichthum der Erde und Annehmlichkeit, die ich jetzt ohne irgend einen sorgsamen Gedanken genießen konnte. Es fiel mir natürlicher Weise dabey ein, wie dem Heer des Hannibals muß zu Muthe gewesen seyn, als dieser Heerführer ihm nach einem unendlich beschwerlichen Zuge über die Alpen, von denen ich jetzt einen Theil überstiegen hatte, von der Höhe herunter dieses herrliche Land zeigte.

Coni. Gegen Mittag kam ich in Coni an. Dieses ist eine wohlgebaute, angenehme Stadt, zwischen den Flüssen Gesso und Stura, und, wie bekannt, eine der wichtigsten Festungen in Piemont, die zwar einigemal belagert, aber nie erobert worden ist. Denn es ist ein Versehen, wenn Hr. Büsching in seiner Erdbeschreibung meldet, daß die Franzosen 1641 die Festung eingenommen haben. Sie wird darum auch Coni la vergine genannt. An der Nordseite der Stadt haben die erwähnten, sich hier in viel Arme vertheilten Flüsse eine beträchtliche Strecke Landes dergestalt vertiefet, daß die Festung von dieser Seite einen 50 bis 60 Fuß tiefen und einige tausend Fuß breiten natürlichen Graben vor sich hat. Wenn man aus diesem vertieften Grunde auf die Ebene herauf kommt, so hat man von da bis nach Turin ein vollkommen ebenes und wie mit der Wasserwage abgewogenes Land vor sich. Auch die Landstraße ist breit und schön. Doch glaube ich, daß sie bey nassem Wetter etwas weich wird, weil der Damm mehr aus harter Erde, als aus Steinen zusammengeschlagen ist.

Man

Man glaubt den ganzen Weg über, daß man durch einen Garten fahre. Dieses Ansehen hat das Land um so mehr, da die meisten Aecker und Wiesen rings herum mit schönen Bäumen eingefaßt sind, welches ihnen das Ansehen von Gartenbeeten giebt. Waldungen sieht man hier nicht, weil alles Land völlig angebaut ist. Die um die Aecker gepflanzten Bäume sind Maulbeerbäume, Pappeln und Weiden, durchgehends von fürtrefflichem Wuchs, der schon allein ein hinlängliches Zeugniß von der Güte des Landes giebt.

Nach 7 Uhr des Abends kam ich in Savigliano an. Dieses ist eine ziemlich große, angenehme und sehr schön gelegene Stadt; sie schien mir volkreich; wenigstens sah ich einige tausend Menschen sowohl vor, als in der Stadt spazieren gehen, (es war eben Sonntag,) und unter diesen eine beträchtliche Anzahl Vornehmere. Ich hörte auch hernach, daß viel adeliche Familien, für welche die Lebensart in Turin zu kostbar ist, sich hier aufhalten. Das Volk schien mir durchgehends frey und vergnügt. Savigliano.

Hier hatte ich die angenehme Ueberraschung, beym Absteigen im Posthause von dem Chevalier de Saorge auf das höflichste bewillkommt zu werden, der mich nöthigte, bey ihm einzukehren, welches ich aber ablehnte. Ich erfuhr, daß der Pater Roffredi aus Nizza, ein jüngerer Bruder des Chevalier, ihm geschrieben hatte, daß ich diesen Abend hier eintreffen würde. In der Gesellschaft dieses liebenswürdigen, in Wissenschaften und Litteratur wohl erfahrnen Edelmanns brachte ich diesen Abend sehr vergnügt zu.

Den 6 May. Reise von Savigliano nach Turin. Zwanzig piemontesische Meilen.

Von Savigliano nach Turin.

Das Land scheinet immer schöner und reicher zu werden, je näher man gegen Turin kommt. Wenige Meilen von Savigliano kommt man durch Raconigi, wo der Prinz von Carignan ein großes Landhaus mit einem prächtigen Garten hat. Außen um den Garten, besonders an der Straße, die von Turin hieher führet, sind die fürtrefflichsten weissen Pappeln gepflanzt, die ich jemals gesehen habe. Sie thun eine bewunderungswürdige Wirkung auf das Auge. Da sie etwas dicht an einander gepflanzt sind, (etwa acht Fuß aus einander,) völlig gerade und gleichhoch, gräulich weisse Stämme und hohe dicht gewachsene Kronen haben, glaubte ich mich in einem mit natürlichen Säulen umgebenen Portico zu befinden. Die Stämme sind in der That so gerade, so glatt, und von solchem Verhältniß der Dicke gegen die Höhe, und so auseinander, daß man sie für Säulen halten kann. Da, wo etliche Reihen solcher Bäume neben einander stehen, bildet man sich ein, in dem doppelten Peristylio eines alten griechischen Tempels zu seyn. Niemals habe ich in Gärten oder Lustwäldern etwas gesehen, das einen so feyerlichen Eindruck auf mich gemacht hätte, als diese herrlichen Alleen von Pappeln.

Auf den Mittag kam ich nach Carignan, einen nicht großen, aber ebenfalls ganz angenehmen Ort. Je näher man gegen Turin kommt, je mehr findet man überall angepflanzte schöne Bäume, und nahe an dieser Hauptstadt denkt man in einem unermeßlichen Lustgarten zu seyn. Die vielen aus verschiedenen

Ge-

Gegenden der Provinz nach der Hauptstadt führenden geraden Landstraßen sind alle nach der Schnur gezogen, und an beyden Seiten mit doppelten, auch dreyfachen Reihen der schönsten Bäume besetzt. Hier und da sieht man kleinere und größere, in der schönsten Ordnung gepflanzte Wäldchen von ungemein hohen Pappeln. Gegen Abend traf ich in Turin ein.

Ich will hier noch einige auf dieser Straße gemachte Beobachtungen nachholen. Auf dem ganzen Wege trifft man keinen unbebauten Fleck Landes an, nur ein paar Stellen ausgenommen, wo etwas weniges als Anger für bloße Weide gelassen worden. Wo etwa ein kleines Stück Land etwas rauher als das gewöhnliche ist, da hat man kleine Wälder von Pappeln, Espen und Weiden gepflanzt. Dies sind die einzigen Holzungen, die man auf dieser Ebene sieht. Man würde kaum begreifen, wo der hiesige Landmann sein zum täglichen Gebrauch nöthiges Holz hernähme, wenn man nicht bald die sorgfältigste Wirthschaft mit dieser Nothdürftigkeit wahrnähme. Ich habe schon angemerkt, daß alle Aecker und Wiesen mit Bäumen umsetzt sind. Die Borte der kleinen Bäche sind ebenfalls dicht damit bepflanzt. Alle diese Bäume werden von Zeit zu Zeit geköpft. Die abgehauenen Aeste und Zweige nebst den jährlich abgeschnittenen Weinranken sind das Brennholz des Landmanns.

Nirgends habe ich von Seiten des Landmanns so viel Fürsorge in Ansehung der Anpflanzung und Unterhaltung der Bäume gesehen, als hier. Alle jungen Bäume werden mit Stricken, die aus Stroh geflochten sind, durch die ganze Höhe des Stammes be-

wunden, und sind dadurch für allen Schaden, den das Vieh daran thun könnte, gesichert. Dieses geschieht mit der Sorgfalt und Artigkeit, wie an einigen Orten die gläsernen Flaschen mit Stroh umwunden werden. Nichts siehet artiger aus, als eine Reihe frisch geköpfter Weiden, wie man sie auf dieser Straße antrifft. Sie werden alle vollkommen gleichhoch abgeschnitten; alle Schnitte der Aeste sind horizontal, und, wie es scheint, mit scharfen Messern glatt gemacht. Man glaubt von weitem Reihen von freystehenden Säulen mit ihren Capitälen zu sehen; denn alle sind auch gleichdicke. Und die Bäume, die nach dem Köpfen die ersten Zweige treiben, haben von weitem das Ansehen der Palmbäume. Man muß aber dieses gesehen haben, um zu begreifen, was für große Annehmlichkeit solche Bäume dem Lande geben. Man kann in der That sagen, daß hier das Land mit der Zierlichkeit aufgeputzt werde, die sonst nur auf Lustgärten gewendet wird; und man müßte ganz unempfindlich seyn, wenn man den Fleiß des Landmanns, der sich darin zeiget, und die glückliche Wirkung desselben, ohne inniges Vergnügen sehen könnte. Was für ein erstaunlicher Abstand von einem solchen Volke auf andere, deren Ländereyen so vernachläßiget, ich möchte bald sagen, so schmuzig aussehen, als die ekelhaften Hütten, die sie bewohnen! Ich habe hier auch bemerkt, daß der Landmann keine ganz jungen Bäume setzet; er läßt sie in der Baumschule so stark werden, daß sie ohngefähr die Dicke einer Faust haben, ehe er sie verpflanzet.

Aecker und Wiesen sind durchaus mit dem schönsten Getraide und Gras so dicht bewachsen, daß man

einen hohen Begriff von der Fruchtbarkeit des Landes bekommt. Jeder Acker wird hier in demselben Jahre auf mehrere Arten genützt. Er trägt Getraide oder Hanf, zugleich Wein, und Maulbeerbäume zur Gewinnung der Seide, und Holz zur Feuerung. Denn hier wird der Weinbau so getrieben, daß er dem Kornbau des Ackers keinen Abbruch thut.

Die Weinreben werden in schnurgeraden Reihen, die 16, 20 bis 30 Fuß weit von einander stehen, gepflanzet. Man läßt sie etwa auf 3 bis 4 Fuß hoch einen dicken Stamm treiben, der sich selbst zu tragen vermögend ist. Die jährlichen Ranken, an denen die Trauben wachsen, werden in der Höhe von 5 bis 6 Fuß über dem Boden wie Festone gegen einander gezogen, und so befestigt. Dadurch benehmen sie dem Getraide weder die Luft noch den Sonnenschein, weder Thau noch Regen; und das Land bedarf des Weinbaus halber keiner besondern Bearbeitung. Denn indem der Acker gedüngt und gepflüget wird, wird eben dadurch auch der Weinstock gepflegt. Auf diese Weise sieht man auf einem Grunde gleichsam zwey Felder übereinander, das untere für Getraide, das obere in der Luft schwebende für Wein.

Man siehet überall in Piemont großes und schönes Rindvieh, und nur selten trifft man einen mit Pferden bespannten Bauerwagen an. Alle Dörfer, die ich gesehen habe, und alle einzelne Bauerhäuser sind groß und völlig massiv gebaut. Die Häuser haben große Höfe, die mit Wirthschaftsgebäuden umgeben sind. Die Scheunen sind gegen den Hof offene, mit hohen auf gemauerten Pfeilern ruhenden Dächern

bedeckte Schöpfe. Nachstehende Figur wird einen Begriff davon geben.



a c ist die Vorderseite eines solchen Gebäudes gegen den Hof, a b eine Mauer, b c ein gemauerter Pfeiler, d f e die hintere massive Mauer gegen das Feld hinaus, c e das Dach. Der obere Raum 1 ist gegen den Hof offen, und dienet Heu und unausgedroschenes Getraide aufzubewahren; 2 ist ein Stall, oder eine zur Wirthschaft gehörige Kammer. In Kriegszeiten könnte bald jeder einzeln liegende Bauerhof für eine oder ein paar Compagnien Soldaten statt einer Redoute dienen, so räumlich und so fest sind sie gebaut.

Ich

Ich hatte von Coni aus meinen Meilenmesser an dem Rade befestigen lassen; weil er aber, ich weiß nicht wie, in Unordnung gekommen war, die ich erst in Savigliano gewahr worden, so habe ich auch nur von da aus bis Turin ein richtiges Maaß des Weges genommen. Ich fand diesen Weg von 159180 rheinl. Fuß, oder $6\frac{1}{2}$ deutsche Meilen. Da er genau zwanzig piemontesische Meilen ausmachen soll, so giebt dieses 7959 Fuß für die piemontesische Meile. Man rechnet aber zwey solche Meilen für eine Lieue de France, und zehen für funfzehn gemeine italiänische Meilen, welches für die gemeine italiänische Meile 5306 Fuß giebt.

Vom 6 bis zum 21 May. Aufenthalt in Turin.

Der Marquis de Breze', Generaladjutant der Cavallerie, den ich vor einigen Jahren in Berlin kennen gelernt, hatte mich, da ich mich noch in Nizza aufhielt, auf eine so gütige als dringende Weise genöthiget, bey meiner Rückreise über Turin in seinem Hause abzutreten, daß ich nicht umhin konnte, die Einladung anzunehmen. Durch die offenherzige Freundschaft, womit ich in diesem Hause aufgenommen wurde, durch die auserlesene Gesellschaft und den interessanten Umgang, die ich täglich durch die Gütigkeit des Marquis da genoß, und durch seine Aufmerksamkeit, mich mit den Merkwürdigkeiten dieser schönen Hauptstadt bekannt zu machen, wurden die 14 Tage, die ich hier zubrachte, mir so sehr angenehm, daß ich sie unter die besten Tage meines Lebens zählen kann. Die vielfältigen Annehmlichkeiten, die ich hier genossen, habe ich, außer dem Marquis,

Aufenthalt in Turin.

dem Abbe' Vasco, der bey dem Finanzdepartement arbeitet, dem Chevalier Debutet, Capitain bey der Artillerie, einem Manne von ganz fürtrefflichem Genie, und den Herren Professoren bey der Universität, D. Cigna, Allione und Abbe' Denina zu danken.

Ich will mich selbst der unnöthigen Mühe überheben, von der Stadt Turin, ihren merkwürdigen Gebäuden und den königlichen Lustschlössern eine Beschreibung zu machen, da man diese Dinge in zwanzig Büchern lesen kann. Es ist bekannt genug, daß Turin sowohl nach ihrer Lage, als nach der Schönheit ihrer Straßen, und den durchgehends wohlgebauten Häusern unter die schönsten Städte von Europa gehöret. Darüber habe ich nichts besonders anzumerken. Also begnüge ich mich, der Dinge, deren ich mich am lebhaftesten erinnere, und wovon andre Reisende wenig oder nichts geschrieben haben, Erwähnung zu thun.

Ein paar Tage nach meiner Ankunft in Turin verließ der König mit der sämtlichen Hofstatt die hiesige Residenz, um nach der Venerie zu ziehen. Dieser Auszug, der nach Art des hiesigen Hofes gar nichts außerordentliches hatte, sondern nach der gewöhnlichen Art geschah, gab mir doch zu bemerken, daß diesem Hofe eine feyerliche Pracht gewöhnlich ist. Man sah den größten Theil der Einwohner auf den Gassen, wodurch der Zug gieng, und auf der Straße vor der Stadt, die nach der Venerie führet, zusammengedrängt. Vor und neben und hinter jeder Carrosse, darin Personen vom königlichen Hause fuhren, sah man ein ansehnliches Geleite von Cavalieren,

Stall=

Stallmeistern, Pagen und der königlichen Leibwache, in vollem Staat zu Pferde. Der Zug gewann dadurch das Ansehen eines festlichen Aufzuges, ob er gleich nach der diesem Hofe gewöhnlichen Art, sich nach einem der Landsitze zu erheben, geschah. Ich glaube hiebey bemerkt zu haben, daß das hiesige Volk großen Antheil an den gewöhnlichen Vergnügungen des Hofes nimmt, und daß der König das Zusammenlaufen des Volks bey solchen Gelegenheiten nicht ohne inniges Vergnügen siehet.

Hierin wurde ich ein paar Tage nachher bestärkt, da der König zu Bewillkommung des Hofes in der Venerie ein prächtiges Feuerwerk abbrennen ließ. Fast ganz Turin war dahin gekommen, und auf dem Gesichte und in dem Betragen des Monarchen konnte man deutlich das Vergnügen sehen, mit dem derselbe seinem Hof und seinem Volke diese Belustigung machte. Es war mitten im Garten, am Ende des Parterre, und der an das Schloß gebauten sehr langen Gallerie gerade gegenüber, ein sehr breites und artiges Gebäude mit einem Thurm in der Mitte zur Hauptscene dieses Feuerwerks aufgeführt. Der Hof sah es durch die Fenster gedachter Gallerie; die Terrasse vor der Gallerie und das ganze Parterre des Gartens war für die Zuschauer aus der Stadt bestimmt. Es machte einen rührenden Eindruck auf mich, den König mit sehr sichtbarem Ausdruck des Vergnügens im Gesichte zu sehen, das ihm sein zu einer Lustbarkeit versammeltes Volk machte. Ich glaube bemerkt zu haben, daß nicht das Feuerwerk, sondern die Lust der Zuschauer den Monarchen vergnügt machte.

Vor dem Feuerwerke hatte ich die Ehre, durch den Marquis de Breze' dem Könige vorgestellt zu werden; und auch dabey hatte ich Gelegenheit, von der ausnehmenden Gütigkeit gerührt zu werden, welche den Hauptzug in dem Charakter dieses Prinzen ausmacht. Se. Majestät ließen sich bis zu verbindlichen Reden gegen mich herunter. Man wird wenig große Herren sehen, deren Physiognomie zugleich so viel Verstand, so viel Gütigkeit, und so viel innere Ruhe und Zufriedenheit anzeigen, wie die, welche diesem Herrn eigen ist.

Außer diesen an einem Monarchen weit mehr als an andern Menschen schäzbaren Eigenschaften, einem scharfen Verstand, einer innigen Güte des Gemüths, und einem zufriedenen Herzen, besitzt dieser König auch eine große Arbeitsamkeit, wodurch er in Stand gesetzt wird, nicht nur, zur allgemeinen Aufklärung des Geistes und zur Kenntniß der Wissenschaften, viel zu lesen, sondern auch von allen zur Regierung gehörigen Geschäfften genaue Kenntniß zu nehmen. Nur Schade, daß so viel fürtreffliche Eigenschaften nicht mit etwas mehr Entschlossenheit verbunden sind!

Das erwähnte Feuerwerk war sehr schön, und nach einem wohl ausgedachten Plan in viele aufeinander folgende, gegen einander angenehm abstechende, und sehr deutlich charakterisirte Scenen abgetheilt, wodurch es zu einem verständlichen, nicht blos confuses Geräusch und fürchterlichen Ausbruch des Feuers und des alles zerstörenden Pulvers anzeigenden Schauspiel ward. Bey dieser Gelegenheit war auch die schöne lange Straße vor dem Schlosse, und der große

Marktplatz am Ende derselben mit Lampen sehr schön erleuchtet.

Von der Menge der Sachen, die ich in Turin gesehen, will ich nur, weil ich wenig Neues darüber zu sagen hätte, das, was ich besonders dabey angemerkt habe, kurz anführen.

Bemerkungen über Turin.

So schön die Stadt überhaupt ist, und so lebhaft es in einigen Hauptstraßen aussieht, so siehet es hingegen in einigen schönen und langen Straßen, die etwas von dem Mittelpunkt entfernt sind, etwas todt aus; daher ich urtheile, daß die Stadt nach Maßgebung ihrer Größe doch nicht sehr volkreich ist. Am stillsten sind einige von den etwas entlegenen Straßen, darin einige Gesandte und andere Vornehme vom Adel wohnen, woraus allein schon abzunehmen, daß die Vornehmern hier nicht, wie etwa in andern Hauptstädten, sich einer glänzenden und Aufsehen machenden Lebensart überlassen. Diese ist hier etwas eingezogen.

Die ansehnlichsten und größten Häuser des Adels, und auch die öffentlichen Gebäude, zeigen innerhalb mehr, als man nach dem äußerlichen Ansehen erwartete. Zwar sind sie auch von außen meist wohl gebaut, viele davon sehr ansehnlich und recht schön; mehrere aber, die von außen blos als große, doch nur gemeine Häuser in die Augen fallen, haben inwendig schöne mit Säulengängen umgebene Höfe, große und mit Pracht angelegte Treppen, und wenigstens einen überaus hohen und großen prächtig ausgeschmückten Saal.

Kleine Bürgerhäuser sind, außer in den von der alten Stadt noch stehenden Straßen, hier etwas seltenes;

tenes; die gemeinsten Häuser sind groß, hoch und sehr massiv in Mauren von gebrannten Steinen. Der Hof hat sich vorgesetzt, die Stadt durchaus schön zu machen. Es wird deswegen beständig stark gebaut. Ganze Straßen werden niedergerissen, um sogleich schöner wieder aufgebaut zu werden. Wer in einer solchen Straße ein Haus besitzt, und entweder den Willen oder das Vermögen nicht hat, es neu aufzubauen, muß es an einen, der es bauen will, verkaufen. Das Eigenthum eines Hauses wird hier, wegen der starken Miethgelder, die dafür bezahlt werden, für das sicherste Capital gehalten.

Die Straßen sind ziemlich reinlich; und ein Quartier der Stadt hat die Bequemlichkeit, daß die Straßen, vermittelst einiger aus der Doire kommenden Canäle, mit reinem durchfließenden und gleich wieder ablaufenden Wasser können abgespült werden; welches während der Nacht geschieht.

Ueber die öffentlichen Gebäude habe ich überhaupt folgendes angemerkt. Die Kirchen zeigen durchgehends mehr Pracht und in die Augen fallenden Reichthum an Marmor, Vergoldungen und Auszierungen, als großen und reinen Geschmack der Baukunst. Ich habe keine einzige gesehen, die von außen von untadelhafter Bauart, innerhalb aber nicht mit architektonischen Zierrathen überladen wäre, und die das Auge gleich beym ersten Eintritt in Verwirrung setzen, eine einzige Capelle in dem großen Hospital ausgenommen, wovon ich hernach sprechen werde. Ueberhaupt fehlt es den hiesigen öffentlichen Gebäuden an der einfachen Majestät und der stillen Größe, die den

Cha-

Charakter der öffentlichen Gebäude des Alterthums in den schönsten Zeiten der Kunst ausmachten.

Den Liebhabern der Baukunst ist der besondere Geschmack des berühmten Pater Guarini bekannt, der hier so viel öffentliche Gebäude angegeben, und darin er immer etwas besondres und außerordentliches angebracht hat. Er hatte ein großes Wohlgefallen an Gebäuden von besonderer Kühnheit, davon die große Theatinerkirche ein sehr auffallendes Beyspiel ist, und von besonderer Figur. Er war ein größerer Liebhaber von krummen als von geraden Linien, wovon man an dem Paläste des Prinzen von Carignan besondere und ganz widersinnige Beyspiele sieht, davon ich der Seltenheit wegen nur eines anführen will.

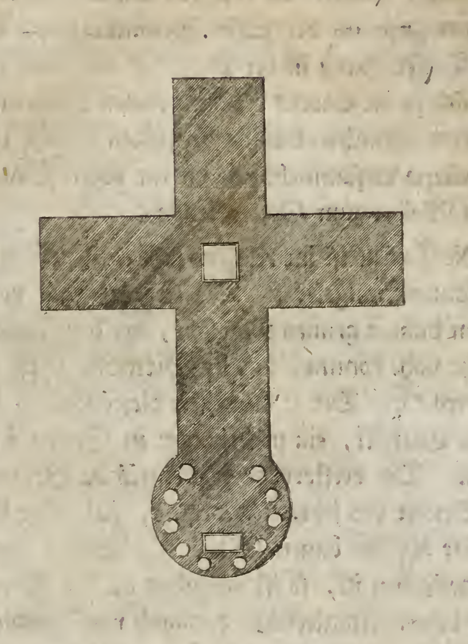
Die sonst prächtige Haupttreppe geht von zwey Seiten des Vorhauses in die Höhe. Beyde Treppen wenden sich nicht nur überhaupt in einem Bogen um, sondern auch die Tritte selbst sind nach Bogen ausgeschweift; die eine hat lauter auswärts oder convex geschweifte, die andere einwärts oder concav ausgeschnittene Stufen; und auf den ersten Blick scheinet es sogar, daß die Stufen durchaus nicht gerade wagerecht gestreckt, sondern auf der einen dieser Treppen in Form eines Gewölbes erhöhet, an der andern als eine Mulde ausgehöhlt wären. Dergleichen Ungereimtheiten liebte dieser sonst erfindungsreiche und kühne geistliche Baumeister.

Zwey sich mehr an die Regeln bindende gute Baumeister hat Turin an dem Abt Philipp Juvara und dem Chevalier Alfieri gehabt. Von dem ersten ist die prächtige, aber doch zu reiche Faßade an dem Pa-

laste des Prinzen von Piemont, von dem andern der Opernsaal und die königliche Reitbahn, eines der vorzüglich guten Gebäude dieser Stadt.

Ueberhaupt sieht man an allen königlichen Gebäuden, in und um Turin, eher einen Ueberfluß, als Mangel von Aufwand. Das Gebäude der Universität, die Hospitäler, das Zeughaus und das Gießhaus, die Tabaks- und Papiermanufactur und die Superga sind Beweise davon. Alle diese Gebäude verdienen sowohl wegen ihrer großen Anlagen, als wegen der guten Bauart und der fürtrefflichen dazu gehörigen Anstalten, von einem Reisenden besucht zu werden.

Hospital. Das große Hospital vom heil. Johannes ist ein prächtiges Gebäude. Ohne mich in andere Dinge, die dazu gehören, einzulassen, will ich nur der beyden großen Säle, darin die Kranken liegen, und der daran stoßenden schönen Capelle gedenken. Diese beyden Säle liegen mitten in diesem großen Gebäude übereinander; ihre ins Kreuz gehende Form, und die Lage und Form der Capelle ist aus nachstehender Figur zu sehen.



Das Kreuz stellt den innern Raum eines solchen Saales vor, in dem die räumlichen mit guten Vorhängen versehenen Betten in zwey Reihen längst den Mauern gesetzt sind, so daß zwischen den zwey Reihen Betten noch ein weiter Raum mitten durch den Saal frey bleibet. In der Mitte des Saales steht ein Altar mit dem Crucifix, das jeder, der in einem dieser Betten liegt, im Auge haben kann. Der am obern Ende gezeichnete Zirkel stellt die Capelle vor, in die man unmittelbar aus dem Saale hineintritt. Sie ist zirkelrund, und eine Reihe im Zirkel herum gesetz-

ter

ter Säulen sondert den mittlern Raum mit dem Altar, von dem an der Seite herumlaufenden Gange ab. Dieser Gang ist der Platz der aus dem untern Saal sich in die Capelle versammelnden Männer; und auf einem ähnlichen darüber liegenden Gange oder einer Gallerie versammeln sich die im obern Saale liegenden Weiber zum Gottesdienste.

Die Capelle ist im reinsten und edelsten Geschmack der Baukunst angelegt. Die Säulen sind von sehr schönem bunten grünen Marmor, der dem Verde Antico sehr nahe kommt, und in Piemont selbst gebrochen wird *). Der Baumeister dieser schönen Capelle heißt Castelli, ein noch junger in Turin lebender Mann. Der verstorbene Marquis de Breze', älterer Bruder des jetzigen Marquis, hat diese Capelle auf seine Kosten bauen lassen. Weil er über dem Bau gestorben ist, so ist manches an der Cupel und an der innern Auszierung, das noch von Marmor hätte seyn sollen, nur von gebackenen Steinen und von Stuk gemacht worden.

Man zeigte mir in diesem Hospital das Bette, darin unlängst der unglückliche d'O, welcher im letzten Kriege Commendant in Glaz gewesen, gestorben ist. Diese beynahe unüberwindliche Festung kam durch seine Unvorsichtigkeit in die Hände der österreichischen Truppen; der Commendant wurde hernach mit Ungnade entlassen, und gieng nach seinem Vaterlande, wo er sein Leben in dieser Armenanstalt beschloß.

Von

*) Ein solcher grüner Marmor wird auch in den um die Stadt Granada liegenden Bergen gebrochen. S. Twiß Reise durch Spanien.

Von dem großen Armenhause, das den Namen der Charite' hat, und von andern Reisenden hinlänglich beschrieben worden, will ich nur den einzigen Umstand anmerken, daß unter den um die innere Höhe herumlaufenden Säulengängen die Brustbilder aller Wohlthäter dieser Stiftung in Marmor, jeder in einer kleinen Bilderblinde, aufgesetzt sind. An mehrern Orten in Italien hat sich diese gute Gewohnheit, verdiente Bürger auf diese Weise zu ehren, aus dem Alterthume erhalten, und ist sehr selten nach Norden, oder Westen über die Alpen weg gekommen.

Zu den Armenanstalten kann man auch das rechnen, was hier L'albergo delle Virtù genennt wird. In einem großen dem Könige gehörigen Hause genießen verschiedene Meister in Handwerken und Künsten freye Wohnung und andre Vortheile mit dem Bedinge, daß jeder einige arme Knaben umsonst in die Lehre nimmt, und zu seiner Profession anzieht. Ferner ist auch in Turin eine andre Anstalt von ganz besonderer Art, darin arme junge Mädchen aufgenommen, und so lange es ihnen gefällt unterhalten werden. Dieses ist eine Art von Arbeitshaus, dazu unter der vorigen Regierung eine Frauensperson, la Signora Rosa, den Entwurf gemacht hat, zu dessen Ausführung ihr der verstorbene König beträchtliche Summen Geldes vorgeschossen, auch hernach einige Gebäude geschenkt hat. Gegenwärtig ist es ein großes und weitläuftiges Werk. Eine große Anzahl armer Mädchen genießet da freyen Unterhalt in Nahrung, Kleidung, Wohnung ꝛc. und wird unter der Anführung einiger unverheiratheten Frauenspersonen zu verschiedenen wichtigen Fabrikarbeiten angehalten.

Die vornehmste dieser Arbeiten ist eine sehr beträchtliche Wollenfabrik, darin allerley Arten von Tüchern und andern wollenen Zeugen, hauptsächlich für die Armee des Königs, verfertiget werden. Alle Arbeit, außer das Färben und die übrigen letzten Zurüstungen, wird von jungen Mädchen verrichtet. Ich habe gesehen, daß zwey Kinder von 12 bis 14 Jahren ein Stück einige Ellen breites Tuch auf einem Weberstuhle verfertigten. Die Arbeiten geschehen in verschiedenen großen Sälen, in deren jedem eine beträchtliche Anzahl Arbeiterinnen sind.

Außer den Wollenarbeiten wird auch Seide auf den bekannten Seidenmühlen gezwirnt, gehaspelt und zum Gebrauch in den Fabriken zurechte gemacht. In andern Zimmern werden gestrickte Spitzen von Zwirn und andre dergleichen kleinere Arbeiten verfertiget.

Sämtliche Arbeiterinnen werden hier wie in einem Waisenhause, aber gut und reichlich unterhalten. Sie sind aber wie in ein Kloster eingeschlossen. Niemand kann in das beständig verschlossen gehaltene Haus hinein, noch von da herauskommen, ohne die Oberaufseherinn, welche die Schlüssel bey sich trägt. Mir hat die gute Policeyordnung dieses Hauses sehr gefallen. Die Arbeitssäle sind groß und wohl gelüftet; die Schlafzimmer sehr räumlich und ganz reinlich; und die Mädchen werden wohl gespeiset und sehr gut in Kleidung unterhalten. Findet eine erwachsene Person Gelegenheit sich zu verheirathen, so wird sie ganz neu und sehr gut gekleidet aus dem Hause entlassen.

An die weitläuftigen Gebäude, worin diese Arbeiterinnen verschlossen sind, stoßen noch andere, wo die Tücher und wollenen Zeuge durch Mannspersonen völlig

völlig fertig gemacht und in Magazinen aufbehalten werden. Aber alle Thüren zwischen diesen und den andern Gebäuden sind beständig verschlossen, und können nur durch die Oberaufseherinn geöffnet werden.

Zu den öffentlichen Anstalten gehört auch die Maler- und Bildhauerakademie, die aber nicht viel bedeutet. Neben derselben ist auch die königliche Tapetenfabrik für haute et basse lisse, darin in der That ganz fürtreffliche Arbeiten von beyden Arten gemacht werden.

Zuletzt will ich noch von der wichtigsten öffentlichen Anstalt, nämlich der Universität, und den damit verbundenen das Studiren betreffenden Anstalten sprechen. Von dem fürtrefflichen Universitätsgebäude, darin alle Lectionen gehalten werden, von dem dazu gehörigen Museo und der Bibliothek werde ich nicht viel sagen, weil diese Dinge von andern hinlänglich beschrieben worden. Ich werde mich hauptsächlich bey der innern Einrichtung aufhalten, besonders weil dieselbe von den ähnlichen Anstalten in Deutschland sehr verschieden ist. Universität.

Die Universität in Turin ist der Mittelpunkt, von dem alle andere im Lande befindlichen öffentlichen weltlichen Erziehungsanstalten ausgehen, und in dem sie sich wieder von allen Seiten her vereinigen, so daß alle Schulen und Gymnasia sämtlicher Staaten des Königs auf dem festen Lande, nur die Klosterschulen und die bischöflichen Seminaria ausgenommen, mit der Universität in Verbindung stehen.

Alle zum Studiren gehörigen Anstalten durch das ganze Land stehen unter der Oberaufsicht und Regierung des Magistrato della Riforma, der vom Kö-

 nig

nig ernennet wird. Er besteht aus dem Großkanzler, vier Riformatori, die ansehnliche königliche Räthe sind, und einem Censore, denen noch ein Beysitzer, der ein Rechtsgelehrter seyn muß, und ein Secretair zugeordnet sind. Dieses Collegium hat also die Oberaufsicht und Regierung über die Universität und alle andern weltlichen Schulen des Landes, und bestellt auch in den Provinzen die besondern Riformatori und Aufseher der größern und kleinern Provinzialalschulen. Es besetzt alle zu diesen Anstalten erforderlichen Stellen und Aemter, und entsetzt auch von diesen Stellen. Nur die Professoren der Universität bekommen ihre Patente von dem Könige, und können auch nur auf königlichen Befehl entsetzt werden. Sie werden aber dem König von dem Magistrato della Riforma vorgeschlagen. Dieser schreibet auch die besondern Verordnungen über alle Geschäffte und Arbeiten, der königlichen Fundamentalconstitution gemäß, vor.

Allezeit nach drey Jahren überreicht dieses Collegium dem König einen Bericht über den allgemeinen Zustand der Erziehungsanstalten, über die darin sich äußernden Mängel, und die darin etwa zu treffenden Hauptveränderungen. Zu Anfang jedes akademischen Jahres, der auf den 3 November fällt, wird jeder Professor der Universität vor diesem Collegio aufs neue beeidigt, und muß besonders auch darauf schwören, daß er in den vorkommenden Prüfungen der Candidaten unpartheyisch seyn, und keinem die Fragen und Ausarbeitungen, wodurch er geprüft wird, vorher wolle zukommen lassen.

Täglich muß einer der vier Riformatori sich auf der Universität einfinden, um die eingehenden schriftli-

chen

chen Klagen der Professoren oder Studenten anzunehmen, und um bey der Hand zu seyn, so oft es ihm beliebt in die Lectionen zu gehen, und sowohl den öffentlichen als Privatprüfungen der Studirenden beyzuwohnen.

Eine Hauptperson bey diesem Collegio ist der Censor, der die nähere Aufsicht über alle zur Universität gehörige Personen hat, und von dem besonders die Unterbedienten abhangen. Er muß täglich sich auf der Universität einfinden, um überall gute Ordnung zu erhalten; und an ihn müssen alle Bittschriften der Universitätsverwandten eingereicht werden. Er untersucht die Zeugnisse, auf welche die jungen Leute aus den andern Schulen in die Universität suchen aufgenommen zu werden; desgleichen auch die Zeugnisse, auf welche ein Student zum Examen zur Beförderung in eine andre Classe, oder zu einem akademischen Grade zugelassen werden soll. Ihm muß jährlich von den Professoren ein Verzeichniß von den Studenten, welche die größte Hoffnung von sich geben, eingereicht werden. Diese Verzeichnisse werden bey ihm aufbehalten. Auch muß er dafür sorgen, daß die Registratur der Universität in guter Ordnung gehalten werde, muß alljährlich die Verzeichnisse der der Universität gehörigen Geräthschaften, Instrumente, des Musei, der Anatomie, und des großen Krankenhauses (Spedale di S. Gioanni), davon ich oben gesprochen habe, nachsehen, und mit den wirklich vorhandenen Sachen vergleichen. Noch hat er die besondere Aufsicht auf die Lehrer der untern Schulen der Hauptstadt, und muß, so oft der Magistrato della Riforma es für gut findet, die Schulen in den Pro-

vinzen visitiren. Endlich muß er allen Versammlungen beywohnen, welche die verschiedenen Facultäten der Universität halten.

Der Assessor des Magistrats der Reforme, der alle drey Jahre abgeändert wird, ist einigermaßen der Justitiarius und Fiscal der Universität. Er richtet in Civil- und geringern Criminalsachen. Auch die Klagen, welche die Universität, oder die geringen Schulen gegen Leute, die Pensionen halten, gegen Hauswirthe, gegen Buchhändler oder Kaufleute anbringen, kommen vor ihn. Von seinen Urtheilen kann nicht an das höchste Landesgericht appellirt werden, es sey denn daß die streitige Summe sich über 400 Lire beliefe. In schwerern Criminalfällen kann er die Beklagten gefänglich einsetzen lassen; aber der Proceß wird durch den königlichen Fiscal bey dem höchsten Landesgericht anhängig gemacht.

Der Rector der Universität wird alljährlich von dem Könige selbst ernannt, nicht aus den Professoren, sondern aus den jüngern Doctoren der drey Facultäten. Zwölf Beysitzer der Facultäten (Consiglieri,) welche von sämtlichen Studenten gewählt werden, schlagen dem König vier Personen zum Rectorat vor, aus denen denn einer ernannt wird.

Der Rector hat die Matrikel, schlichtet alle kleinen Händel unter den Studenten, und bringt die Klage gegen Strafbare an den Assessor. Um ein besonderes Auge auf die Studenten zu haben, muß er täglich Vor- und Nachmittags, außer in Ferien, sich auf der Universität einfinden. Die zwölf Assessoren oder Consiglieri der Facultäten sind ihm wegen der

Auf-

Aufsicht auf die Studenten zu Gehülfen gegeben. Von diesen wird hernach das Nähere gesagt werden.

Die Professoren sind wie auf den deutschen Universitäten in vier Facultäten eingetheilet. Nach einem 14jährigen Dienste kann ein Professor zum Veteran erklärt werden, und genießt alsdenn ohne Arbeit die Hälfte seines Professorgehalts. Für die Theologie sind vier Professoren bestellt: einer für die Auslegung der heil. Schrift, zwey für die dogmatische Theologie, die nach der Lehre des heil. Thomas muß vorgetragen werden, und einer für die theologische Moral, oder vielmehr für die Gewissensfälle. Für die medicinische Facultät sind fünf Professoren; außer denen noch zwey für die Wundärzte da sind, und noch ein außerordentlicher von der letzten Classe, der zugleich Wundarzt des großen Hospitals ist.

So sind auch fünf Lehrstellen in der Juristenfacultät: eine für das canonische Recht, zwey für das bürgerliche Recht, eine für die canonischen Institutionen, und einer für die Institutionen des Civilrechts.

In der philosophischen Facultät sind sieben Lehrer: ein Professor der Logik und Metaphisik, einer für die Experimentalphysik, einer für die Moral, zwey für die Mathematik, einer für die lateinische, und einer für die italiänische Beredtsamkeit, welcher zugleich auch die griechische Sprache lehret.

Alle Lectionen werden öffentlich gehalten, in den Stunden, die jährlich in dem akademischen Kalender angezeiget werden. Diese Anzeige der Lectionen verfertigt der Secretair des Magistrato della Riforma. Jeder Professor hat fünf Viertelstunden Zeit für seine Lection, davon er drey zum Dictiren, und zwey

zur Erklärung des Dictirten anwenden soll. Jeder muß seinen Cursum schriftlich aufsetzen, und wenn er selbst Krankheit oder anderer Ursachen halber seine Lectionen nicht halten kann, so schickt er seine Papiere einem außerordentlichen oder andern Professor, der die Lectionen für ihn hält, und nach seinen Papieren sie den Studenten dictirt. Die Cursus sind nach der Weitläuftigkeit der Materien verschieden: z. E. der von der biblischen und dogmatischen Theologie ist von 5 Jahren, andre sind von 3, von 2 und von einem Jahre.

Kein Student wird aufgenommen, wenn er nicht mit gehörigen Zeugnissen von den Gymnasiis versehen ist; und den Reformatoren liegt ob, zu verhindern, daß ganz arme und solche, die von ganz niedriger Geburt sind, angenommen werden. Doch ist deshalb für vorzüglich gute Köpfe ihnen eine Ausnahme zu machen erlaubt. Jeder Student muß, um irgend einen akademischen Grad, als Magister, Licentiat, Doctor, zu erhalten, die gesetzmäßige Zeit auf der Universität studirt haben. Denjenigen, die auf Gymnasiis der Provinzen schon einige zum Unterricht der Universität gehörige Theile studirt haben, werden ein paar Jahr dafür erlassen.

Jede Facultät macht einen besondern Körper der Universität aus, und aus deren Vereinigung erwächst das Ganze. Zu einem solchen Körper gehören erstlich die Professoren derselben Facultät, dann noch dreyßig Doctoren, die erst zwey Jahre, nachdem sie den Gradum angenommen, sich zur Aufnahme in die Facultät melden können, und endlich die Studenten. Jedes dieser vier Collegien der Facultäten hat seinen

Prior

Prior und drey Räthe. Ersterer wird vom Könige selbst ernennt, die andern werden von den Studenten erwählt. Jede Facultät kann besondere Statute für sich machen. Dem Prior jeder Facultät liegt besonders ob, darauf zu sehen, daß die Gesetze in Ansehung seiner Facultät genau beobachtet werden. Bey den verschiedenen Prüfungen der Studenten hat er den Vorsitz; er setzt die Zeit der Prüfung an, schreibet die Materien dazu vor, und hat dabey besonders Achtung zu geben, daß die Professoren die Prüfung mit der erforderlichen Schärfe anstellen.

Endlich wird auch aus der medicinischen Facultät das Protomedicat bestellt: ein Collegium, welches die Oberaufsicht über die Ausübung der Arzney und Wundarzeneywissenschaft hat, die Apotheken jährlich zweymal visitirt u. s. f.

In den sämtlichen königlichen Staaten kann sich niemand als Baumeister oder Feldmesser brauchen lassen, der nicht auf der Universität die Mathematik studirt, und nach ausgestandener Prüfung eine Bestallung von dem Magistrat der Reforme bekommen hat. Auch darf bey schwerer Strafe keiner die Gränzen seiner Kunst überschreiten. Den Agrimensori ist nicht erlaubt die Geschäffte der Misuratori zu treiben, und diese dürfen sich nicht mit Geschäfften abgeben, die den Architetti zukommen.

Die zur Universität gehörigen Personen genießen ansehnliche Vorrechte, unter andern auch dieses besondere, daß ihnen bey Vermiethung der Wohnungen allemal der Vorzug muß gelassen werden, wenn sie eben die Miethe anbieten, die der vorige letzte Miether bezahlt hat.

Jeder Professor kann einmal eine Stelle in dem Collegio der Provinzen, von dem ich sogleich sprechen werde, vergeben, und der, welcher fünf Jahr im Amte gestanden hat, erlanget dadurch das Vorrecht, das sonst nur der Adel hat, ein Fideicommiß zu stiften. Dieses Vorrecht erlangt auch der, welcher zehn Jahr lang Mitglied einer der Facultäten gewesen ist.

Mit der Universität ist auch das Collegium der Provinzialstudenten verbunden: eine besondere Stiftung, die ihr eigenes ansehnliches Gebäude hat, darin arme Studenten aus den Provinzen frey unterhalten werden.

Die Constitutionen dieser Universität haben mir merkwürdig genug gedünkt, um hier angeführt zu werden. Sie rühren größtentheils von dem König Victor Amadeus her; der letzt verstorbene König hat noch einiges darin verändert und hinzugesetzt, und im Jahr 1772 sowohl die Constitutionen, als die besondern Verordnungen des Magistrats der Reforme durch den Druck bekannt machen lassen. Aus dem, was ich selbst bey der Universität gesehen habe, urtheilte ich, daß die Gesetze strenge beobachtet werden.

Mir gefällt vorzüglich an dieser Einrichtung, daß die Professoren fast aller Nebengeschäffte entladen sind, und also Zeit und Aufmerksamkeit ganz allein auf ihre Lectionen verwenden können. Sie sind übrigens so gut besoldet, daß sie ganz anständig davon leben können.

Von dem Museo und der Bibliothek haben andere Reisende so viel geschrieben, daß mir wenig darüber nachzuholen bleibt. Wegen des erstern will ich nur anmerken, daß die wenigen alten Monumente, die aus den Ruinen der nicht vor langer Zeit entdeckten Stadt Industria hervorgezogen worden, in Absicht

sicht auf die Vollkommenheit der Kunst unter die vorzüglichsten Ueberbleibsel des Alterthums zu rechnen sind; nur Schade, daß es meist bloße Fragmente sind. Unter diesen sind zwey von ehemals herrlichen Werken. Ein kleines Bruchstück von einem Kopfe von gegossenem Metall, das die Nase, die Augenbraunen und die Unterlippe enthält, und ohne Zweifel von einem Jupiterskopfe von hohem Styl weit über Lebensgröße ist. Das andere ist ein Fuß von einem metallenen Pferde von großer Schönheit in Lebensgröße. Für die ägyptischen Alterthümer ist bey dem Museo ein besonderes Zimmer, darin die berühmte Tabula isiaca das Hauptstück ist. In eben diesem Zimmer ist eine weibliche Büste von Basalt, auf der einige Charaktere eingegraben sind, die nach Des Guignes Meinung die Uebereinstimmung der ägyptischen Schrift mit der chinesischen beweisen sollen. Mir schien sowohl die Arbeit an dieser Büste, besonders aber die Art der Charaktere, das Alterthum dieses Stücks verdächtig zu machen.

Für die Bibliothek sind jährlich 2700 Lire bestimmt. In einem besondern dazu gehörigen Zimmer wird ein sehr schönes gemaltes Herbarium aufbehalten, darin alle in dem botanischen Garten gezogene Pflanzen unter der Aufsicht des berühmten Allione mit grossem Fleiß abgezeichnet und gemalt werden. Gegenwärtig ist die Sammlung dieser Abbildungen schon auf etliche zwanzig Bände in Folio angewachsen. Sie wird aber noch immer vermehret, so wie der Garten neue Pflanzen bekommt. Der Maler, der die meisten dieser Abbildungen gemacht hat, heißt Peyroleri, arbeitet jetzt wenig mehr, genießt aber doch ein

Jahrgehalt vom Könige. Das Werk wird jetzt von einem jungen Maler fortgesetzt, den jener hiezu angezogen hat.

Bey dieser Gelegenheit will ich noch anmerken, daß der hiesige botanische Garten, der einen Theil der Gärten des alten königlichen Lustschlosses Valentino, das unweit der Stadt liegt, ausmacht, nicht nur an Pflanzen sehr reich, sondern in seiner Einrichtung ganz fürtrefflich ist.

Unter den besondern zum Studiren gehörigen Einrichtungen hat auch folgende mir besonders gefallen, daß kein Knabe im ganzen Lande in die lateinischen Schulen angenommen wird, ehe er nicht in einer sogenannten Trivialschule außer dem Lesen und Schreiben in der grammatischen Kenntniß der italiänischen Sprache ist unterwiesen worden. Nichts ist ungereimter, als daß man den Kindern die so nöthigen Kenntnisse des Grammatischen der Sprachen an den alten, ihnen noch völlig fremden und unbekannten Sprachen zuerst zeigen will.

Ich weiß nicht, ob ich die turinsche Gesellschaft der Wissenschafften auch unter die öffentlichen Anstalten rechnen soll. Denn eigentlich hat sie von einer öffentlichen Anstalt nichts als den Namen, da der König bis jetzt ihr weder eine Verfassung, noch Gesetze, noch einen Rang, noch Einkünfte gegeben hat. Diese Gesellschaft hat eigentlich folgenden Ursprung. In den Jahren 1756 und 1757 war der damals noch sehr junge, jetzt als einer der ersten Mathematiker dieses Jahrhunderts berühmte La Grange, Professor an der königlichen Artillerieschule in Turin. Unter seinen Zuhörern befanden sich auch der Graf von Saluzzo

und der Chevalier de Foncenex, zwey vorzüglich für die höhern Wissenschaften gemachte Köpfe; diese nebst dem Herrn Cigna, jetzigem Professor der Anatomie, einem scharfsinnigen Naturforscher, kamen oft zusammen, um allerhand physische Versuche zu machen, und sich über physische und mathematische Materien zu unterhalten. Der jetzige König, damals Prinz von Piemont, hatte von den Bemühungen und Zusammenkünften dieser jungen Gelehrten gehört, und interessirte sich sogleich dafür, und ermunterte sie zu Fortsetzung derselben. Nachdem sie im Jahr 1759 eine Sammlung einiger merkwürdigen Aufsätze unter dem Titel: Miscellanea Societatis privatae Taurinensis, herausgegeben hatte, wurde ihr von dem verstorbenen Könige der Titel einer königlichen Gesellschaft der Wissenschaften beygelegt. Dieses ist aber alles, was bisher der Hof für dieselbe gethan hat. Es läßt sich vermuthen, daß von gewissen Geistlichen, denen an Aufklärung des menschlichen Geistes wenig gelegen ist, unter der Hand die Hindernisse in den Weg gelegt worden, die der Aufnahme dieser Gesellschaft entgegen sind.

Diesen Leuten muß man es auch zuschreiben, daß die Büchercensur in den Staaten des Königs von Sardinien von äußerster Strenge ist. Es läßt sich auch gar wohl begreifen, wie es ehedem an dem turinischen Hofe zur Staatsmaxime geworden, sich den Pabst zum Freunde zu machen. Die Maxime scheint geblieben zu seyn, obgleich der Einfluß dieses Haupts der Kirche auf die großen politischen Geschäffte ziemlich schwach geworden ist.

So viel habe ich über die öffentlichen Anstalten in Turin für meinen Theil anzumerken gehabt.

Vermischte Anmerkungen über Savoyen.

Ich will nur noch einige vermischte Anmerkungen, die ich an diesem Orte gemacht habe, hier aufzeichnen. Ob sie gleich von keinem Belange sind, so scheinen sie mir der geringen Mühe des Aufzeichnens werth zu seyn.

Die Regierung der königlichen Staaten auf dem festen Lande schien mir, so weit ich sie kennen gelernt habe, zwar über die Beobachtung der Gesetze, wie billig, scharf; aber übrigens für den Unterthan nicht drückend. Die zu den Lehngütern gehörigen Ländereyen sind von allen Abgaben befreyt; nur in Kriegszeiten bezahlt der Besitzer des Lehns die sogenannte Cavalcade, und dieses beträgt ohngefähr den vierten Theil der reinen Einkünfte der Güter. Die gemeine Landtaxe ist sehr gernig, nämlich eins vom Hundert der reinen Einkünfte. Der Landmann hat fast gar keine Frohndienste für den Landesherrn zu thun. Wenn an öffentlichen Landstraßen zu arbeiten ist, so muß zwar jede Gemeinde die Arbeiter dazu geben, sie werden aber von dem Könige bezahlt.

Daher steht der Landmann, der ein eigenthümliches Gut hat, sehr wohl. Die kein Eigenthum haben, werden Pächter des Adels, oder anderer Besitzer der Ländereyen. Die Pachten sind durchgehends auf einerley Fuß eingerichtet: nämlich der Pachter theilet mit dem Eigenthümer den Ertrag zu gleichen Theilen. Die Saat aber wird gemeiniglich erst von den eingeerndteten Früchten abgezogen. Dabey aber behält sich der Eigenthümer die Nutzung der Maulbeerbäume vor, die er besonders verpachtet. Auch bleibet

bet ihm alles Heu, das aber insgemein dem Pachter um einen ganz geringen Preis überlassen wird.

Ich will bey dieser Gelegenheit etwas von dem piemontesischen Landbau anmerken. Die Aecker werden wie überall, in Tagwerke, Giornate (Morgen), eingetheilt. Ein Morgen enthält nach rheinländischem Maaß ohngefähr 23500 Quadratfuß. Ein Morgen des besten Wiesenlandes wird 1000 bis 1500 Lire geschätzt; des mittelmäßigen 600 bis 800. Das beste Ackerland, nachdem es gelegen ist, von 500 bis 1000 Lire; das mittelmäßige 300 bis 400. Durchaus mit Weinreben angepflanztes Land wird an den besten Orten bis auf 100 Lire geschätzt; an geringern nur auf 400 bis 600. Dabey wird aber vorausgesetzt, daß die Reben in gutem Stande seyn.

Das beste Ackerland mit Waizen besät trägt acht- bis neunfache Saat; das mittelmäßige fünf- bis sechsfache. Dieses Land wird wenigstens vier- oft auch fünfmal umgepflügt, ehe es angesät wird. Zur zweyten Erndte wird nach dem Getraide Hirse, oder auch das kleine türkische Korn gesät *). Der ganz leichte Acker trägt nur einmal. Der Acker, der Hanf getragen hat, wird, nachdem der Hanf ausgerissen worden, mit Rüben besät. Reisäcker tragen nur einmal. Obst wird viel gewonnen, und gegen Ende des Maymonats sah ich auf den Märkten in Turin noch überall große Mengen schöner Aepfel.

Der Adel ist in diesem Lande zahlreich, aber im Ganzen genommen, nicht von großem Vermögen.

Die

*) Es giebt zweyerley Arten des türkischen Korns: die große, die langsamer wächst, und im Frühjahr muß gesät werden; die kleine wird im Sommer nach der Erndte gesäet, und wird im Herbste reif.

Die Häuser nämlich, die von 25 bis 50000 Lire Einkünfte haben, sind in Vergleichung der weniger reichen nur in geringer Anzahl. Alle adeliche Güter, ohne Ausnahme, sind Fideicommisse, so daß die jüngern Brüder und die Schwestern des Erben schlecht wegkommen. Jene müssen entweder Kriegsdienste nehmen, oder in den geistlichen Stand treten. Ein gewisser noch lebender piemontesischer Graf hat 9 Söhne, davon der älteste als Erbe ohne Bedienung lebt; von den andern ist einer in Kriegsdiensten, und die andern sieben sind Mönche.

In Turin sind die Wissenschaften in weit grösserem Flor als die schönen Künste, die hier, wenn man etwa die Musik ausnehmen will, wenig bedeuten. Gegenwärtig ist kein Maler da, der einen Namen hätte; und selbst die Anzahl recht guter Gemälde ist hier nicht groß. Bildhauer, von denen noch etwas zu erwarten wäre, sind nur zwey: Colini, der wegen seiner feinen Ausarbeitung am meisten geschätzt wird, und Bernes, den ich dem vorigen weit vorziehen würde, ob er gleich hier weniger geschätzt wird. Seine Bilder sind voll Geist und Ausdruck. Die Gebrüder Galiari, die berühmtesten Theatermaler in Italien, sind bekannt genug. Liebhaber der alten Kunst finden bey dem Commandeur Geloso eine schöne Sammlung alter geschnittener Steine, deren Besitzer sich ein grosses Vergnügen macht, sie zu zeigen.

Von den sämtlichen Staaten des Königs von Sardinien, die auf dem festen Lande liegen, hat man eine schöne Charte, die (ohne das Titelblatt) aus fünf Blättern besteht, deren jedes 6 Fuß lang und 13 Zoll hoch ist. Sie ist schon im vorigen Jahrhundert ge-

gestochen, aber erst neulich vermehrt und verbessert unter folgendem Titel wieder abgedruckt worden: Carta corografica degli Stati di S. M. il Rè di Sardegna data in luce dall' Ingegnere Borgonio nel 1683: corretta ed accresciuta nell' a. 1772.

Für meine Reise nach Meiland miethete ich für vier Zechinen einen Fuhrmann, der mich in dritthalb Tagen dahin bringen sollte.

Den 21 May gleich nach Mittag reisete ich ab, und kam denselbigen Tag noch nach Cigliano.

Reise von Turin nach Cigliano.

Von Turin nach Chivasso, welches zehn Meilen gerechnet wird, ist ein schönes, ebenes und fruchtbares Land von Wiesen und Aeckern. Chivasso ist eine mittelmäßige Festung, in einer sehr angenehmen Lage. Hinter diesem Orte fand ich die Felder von einem kürzlich gefallenen Hagel gänzlich verwüstet, und den Landmann beschäfftiget, das zerschlagene noch meist unreife Getreide, um es als Heu und Stroh noch zu nutzen, einzufahren. Selbst die Bäume waren übel zugerichtet.

Der Hagel ist eine zu gewöhnliche Landplage in Piemont. Die weite Ebene ist gegen Mittag, Abend und Norden von einem Kreis hoher Gebürge umgeben, davon der Schnee erst mitten im Sommer, auf den gegen Norden liegenden Alpen aber gar nicht wegschmelzt. Die heisse Luft des ebenen Landes wird also gar oft durch die von den Gebürgen kommenden eiskalten Winde plötzlich erkältet, wodurch der Hagel hier so gemein wird. Nach einer alten Tradition, die sich in Turin erhalten hat, sollen in den alten Zeiten die Einwohner dieses Landes des öftern Hagels hal-

der das Land haben verlassen wollen. Man weiß, daß diese Verwüstung oft nur schmale Striche Landes betrifft, so daß ein Theil der Feldmark desselben Ortes verschont bleibet, da ein anderer Theil ganz verwüstet wird. Dieser Umstand möchte die einzige erhebliche Einwendung gegen die jetzt sonst überall begünstigte Einrichtung, die Güter jedes Baurenhofes ununterbrochen zu vereinigen, an die Hand geben.

Zwischen Chivasso und Cigliano wird das Land etwas höher und rauher, aber in den Gründen schien es mir von großer Fruchtbarkeit. Auf dem ganzen Wege wechseln die Kornfelder mit andern, die mit Hanf oder großem türkischen Korn besetzt sind, ab. In den Kornfeldern wird auch, wie ich schon weiter oben angemerkt habe, Wein gewonnen.

Den 22 May. Reise von Cigliano über Vercelli nach Novarra.

Von Cigliano nach Vercelli.

Von Cigliano bis Vercelli sind 15 Meilen. Das Land ist durchaus schön, eben, wasserreich, und wird deswegen größtentheils zum Reisbau gebraucht. Weil dieses Getraide nur im Wasser wächst, so mußten die Ländereyen zum Anbau desselben besonders und mühsam eingerichtet werden, damit jeder Acker, so lange der Reis zu wachsen hat, beständig frisches Wasser bekommen, und hernach wieder trocken gemacht werden konnte. Man kann sich leicht vorstellen, was für mühsame Anstalten dieses erfodert hat. Jeder Acker ist mit einem etwas erhöhten Bort oder kleinen Wall umgeben. An einer Seite läuft beständig frisches Wasser durch eine kleine Oeffnung im Bort von dem nächsten Acker hinein, und so an dem entgegen-

genstehenden Bort auf einen anstoßenden Acker heraus. Dadurch wird das Wasser beständig frisch erhalten. Es mußten aber auch viel Abzugsgraben gemacht werden, in welche das Wasser aus den niedrigsten Aeckern zusammenfließt, und wieder in den Hauptstrom, aus dem es abgezapft worden, zum Ablaufen gesammelt wird. Dieses giebt dem Lande ein schönes Ansehen, macht es aber auch merklich ungesund, weil bey der Austrocknung der Felder nothwendig viel faule Ausdünstungen in die Luft gehen müssen.

Von Vercelli nach Novarra.

Von Vercelli bis nach Novarra ist ohngefähr dasselbe Land. Die Sesia und verschiedene andre kleine Flüsse und Ströme, die von den Alpen herunter kommen, und oft sehr stark anlaufen, machen viel längst ihren Ufern liegendes Land durch Ueberschüttung mit Sand und Steinen, auch durch Wegspülung der guten Erde rauh und unfruchtbar. Man würde hier viel schönes Land mehr erhalten haben, wenn es möglich gewesen wäre, diese Ströme in engere Ufer einzuschließen. Dieses ist aber bey solchen schnellen und oft stark anschwellenden Strömen entweder ganz unmöglich, oder würde zu viel Aufwand erfordern. Novarra ist eine gute Festung, und, wie es mir schien, ein volkreicher und nahrhafter Ort.

Ich will noch anmerken, daß ich durch ganz Piemont bis hieher blos ganz weisses, aber großes Rindvieh gesehen habe; hingegen sind alle Schweine ganz schwarz, und unterscheiden sich von den deutschen Schweinen durch sehr breite, wie Lappen herunter hangende Ohren.

Den 23 May. Von Novarra nach Meiland.

Von Novarra nach Meiland. Noch bis auf einige italiänische Meilen weit über Novarra hin, ist das Land schön und fruchtbar. Aber an beyden Ufern des Ticino, und auch auf dem zwischen den zwey Armen, in welche dieser Fluß hier abgetheilt ist, liegenden Strich Landes, sind bloße Haiden mit kleinem Gesträuche bewachsen. Bemeldter Fluß macht jetzt die Gränzen zwischen den piemontesischen Staaten und Meiland. Bald nachdem man über den Fluß herüber ist, kommt man nach Buffalora. Buffalora, dem ersten Ort im Meiländischen, wo ich mußte abpacken und meine Sachen durchsuchen lassen.

Dieses Durchsuchen ist im Meiländischen sehr verdrießlich, weil es nicht nur beym Eintritt in das Land und in die Städte, sondern auch wieder beym Austritt aus denselben geschieht.

Von hier aus bis Meiland ist das Land von ausnehmender Schönheit und Fruchtbarkeit, fällt auch wie ein einziger unermeßlicher Lustgarten ins Auge. Alle Felder tragen außer dem Getraide auch Wein, der aber nur in der Höhe über dem Acker gezogen wird, und Maulbeerbäume, die hier nicht wie im Piemontesischen an dem Rande der Aecker, sondern auf denselben zerstreut stehen. Hier und da sind die Aecker gegen die Straßen mit schönen lebendigen Zäunen oder Hecken von Maulbeerbäumen besetzt. Die Dörfer sind groß und schön; die Bauernhäuser weitläuftig, an weiten mit Wirthschaftsgebäuden umgebenen Höfen, und durchgehends massiv und gut gebaut. Ich fand hier, daß Tacitus mit großem Recht den obern

Theil der Lombarden florentissimum Italiae latus inter Padum Alpesque genennet hat.

Auf den Mittag kam ich nach Maggenta, einem schönen Flecken, der viele wohlgebaute Häuser und schöne Straßen hat. Hier wird viel Rübsaat oder Kohlsaat gezogen, die jetzt eben eingefahren wurde. Wenn sie eingeerndtet ist, so wird der Acker wieder zur zweyten Erndte mit Hirsen besät. Gegen Meiland hin trifft man sehr schöne Wiesen an, zu deren Wässerung fürtreffliche Anstalten gemacht sind. Vermuthlich ist in ganz Europa kein Land, das durch so viel größere und kleinere Canäle zum Wässern durchschnitten ist, und wo dieser Gebrauch des Wassers durch so gute Landespolizeygesetze begünstigt worden. Maggenta.

Gegen Abend traff ich in Meiland ein. Zwischen Turin und Meiland habe ich die Weiten der Oerter von einander folgendermaßen gefunden.

Von Turin nach Chivasso	78318 Fuß.
— Chivasso nach Cigliano	59663 —
— Cigliano nach Vercelli	109568 —
— Vercelli nach Novarra	74310 —
— Novarra nach Buffalora	32267 —
— Buffalora nach Maggenta	14029 —
— Maggenta nach Milano	70841 —

Von Turin nach Meiland 438996 Fuß oder $17\frac{1}{2}\frac{4}{5}$ Meil.

Hier noch ein Wort über die Länge der piemontesischen und italiänischen Meilen. Von Turin nach Novarra werden 43 piemontesische Meilen gerechnet. Dieses gäbe nach meinen Maaßen 7485 Fuß für die Meile. Oben habe ich sie von 7959 gefun-

 den.

den. Auf diesem Wege aber habe ich die Breite der Flüsse, über die man auf Kähnen fährt, nicht gerechnet. Von Turin nach Chivasso werden zehn Meilen gerechnet; dieses giebt die Meile von 7831 Fuß. Von Chivasso nach Cigliano werden acht Meilen gerechnet; also wäre hier die Meile von 7458 Fuß. Ins Mittel gerechnet, beträgt die piemontesische Meile ohngefähr 7600 Fuß.

Von Buffalora bis Meiland werden 16 italiänische Meilen gerechnet. Dieses giebt für die Meile 5320 Fuß.

Vom 23 bis den 31 May. Aufenthalt in Meiland.

Aufenthalt in Meiland. Bey meinen Anmerkungen über das, was ich hier gesehen und erfahren habe, werde ich mich fast gänzlich enthalten, der Dinge Erwähnung zu thun, die man in vielen Büchern beschrieben findet, aus denen Volkmann alles gesammelt hat. Ich werde mich blos auf das Wenige einschränken, was ich bey meinem zu kurzen Aufenthalt in einer so großen Stadt selbst gesehen, und von andern Reisenden übergangen worden.

Mein erster Gedanke war hier, dem kaiserlichen bevollmächtigten Minister, Grafen von Firmian, aufzuwarten, und einen Mann kennen zu lernen, der sich sowohl durch seinen Charakter als durch eine fürtreffliche Staatsverwaltung, und so viel herrliche Anstalten einen so glänzenden Ruhm erworben hat. Ich hatte ein Empfehlungsschreiben von dem Baron von Swieten, kaiserl. königl. Minister am preußischen Hofe, an diesen Herrn. Er nahm mich nicht nur

mit

mit seiner gegen jedermann gewöhnlichen Leutseligkeit, sondern mit so vorzüglicher Ehrenbezeugung auf, daß ich, ohne mich einer Unbescheidenheit verdächtig zu machen, nichts weiter davon anführen kann. Dieses aber kann ich versichern, daß das, was ich nun gegenwärtig von den großen Einsichten, von den ausgebreiteten gelehrten Kenntnissen, von der erstaunlichen Arbeitsamkeit, der edlen Sinnesart, den in jedem Zweige der Staatsverwaltung getroffenen herrlichen Anstalten dieses großen Ministers gesehen und erfahren habe, meine nicht geringen Erwartungen noch weit übertroffen hat.

Dieser Minister that mir die Ehre, daß er selbst mich bey ein paar der ersten Häuser in Meiland einführte, und würde noch weit mehr beygetragen haben, mir meinen Aufenthalt in Meiland angenehm und nützlich zu machen, wenn er nicht eben damals sich für einige Tage hätte auf das Land begeben müssen, oder wenn ich nach seiner Zurückkunft länger hätte in Meiland bleiben können.

Weil ich mich in keine ordentliche Beschreibung dessen, was ich hier gesehen habe, einlassen mag, so will ich nur kurz etwas von dem Beobachteten, wie es mir einfällt, hier anführen.

Zeit und Umstände erlaubten mir nur wenige Besuche bey den vielen sich in Meiland aufhaltenden gelehrten Männern zu machen. Bey dem Abbate Triulzi, einem in seinem Antiquitätencabinett beynahe lebendig begrabenen schon ziemlich alten Edelmann, sah ich einige in gewissen Absichten merkwürdige Stücke aus dem Alterthume. Eine mit erhabenem Schnitzwerk verzierte elfenbeinerne Tafel, vermuthlich den Deckel

Einige Alterthümer.

ckel eines alten Gesangbuchs. Sie stellt den Kaiser Otto I mit seiner Gemalinn vor dem päbstlichen Throne vor. Die Arbeit ist noch in erträglichem Geschmack, besonders die Köpfe und die Gewänder: ein Beweis, daß zu derselben Zeit die zeichnenden Künste noch nicht in dem äußersten Verfalle gewesen seyn. Einige auf Eisenblech, wie es mir schien, gemalte Heilige, mit coptischen Beyschriften. Die Arbeit ist auch nicht ganz schlecht, und die Köpfe meist gut. Eine große elfenbeinerne Tafel, mit erhabenen geschnitzten biblischen Geschichten, ein Stück, welches der Abbate sehr hoch schätzt, und über welches er damals eine Abhandlung schrieb. Er bewies mir, und, wie mich dünkte, überzeugend, daß diese Tafel ein Stück aus der Rückenlehne des ehemaligen bischöflichen Stuhles von Ravenna, von dem das Gerippe noch aufbehalten wird, gewesen sey. Besonders schätzt dieser Antiquarius unter den verschiedenen Diptychis oder alten römischen Schreibtafeln, die er besitzt, eine, die dem Consul Orestes, dessen Bildniß darauf geschnitzt ist, gehört hatte, sehr hoch, weil man, wie er meinet, bisher selten, oder gar nie dergleichen consularische Diptycha gesehen; die man noch hat, seyen kaiserliche oder christkirchliche. Indessen ist doch aus einigen spätern römischen Schriftstellern bekannt, daß dergleichen mit elfenbeinernen Deckeln und Schnitzwerk versehene Schreibtafeln auch den Consuln als Ehrengeschenke überreicht worden.

Theatralische Bibliothek.

Bey Dom Casati, dem kaiserlichen königlichen Wappenkönige, fand ich eine Bibliothek, die wohl die einzige in ihrer Art ist: sie enthält nämlich nichts als theatralischdramatische Stücke; und der Besitzer

schmei-

scheichelt sich, daß sie in diesem Fache ganz vollständig sey. In der That ist die Anzahl der italiänischen dramatischen Stücke, die hier beysammen sind, erstaunlich groß, und wäre ein sehr brauchbarer Stoff zu einer vollständigen Geschichte der italiänischen Schaubühne. Als besonders rar zeigte er mir ein Bändchen, das vier Comödien von dem berüchtigten Aretino enthält. Es wäre doch Schade, wenn sich nicht jemand fände, der diesen so reichen Vorrath zu einer guten Geschichte nutzte. Noch sah ich bey diesem höflichen und gefälligen Manne die Originalzeichnung des grossen Leonardo da Vinci von dem berühmten Gemälde, il Cenacolo, das in dem Refectorio der Dominicaner von der Madonna delle Grazie von der Hand dieses Künstlers noch zu sehen ist. Die Zeichnung ist auf graues Papier, etwa 7 Fuß lang und 3 Fuß hoch. Sie ist doch nicht so ganz erhalten, daß nicht einige Ergänzungen einer neuern Hand darin zu sehen wären. Jetzt wird dieses schöne Stück in Kupfer gestochen.

Gemälde des da Vinci.

Das berühmte Originalgemälde selbst, das an erwähntem Orte über die Thüre des Eingangs auf die Mauer gemalt ist, zeiget zwar noch herrliche Ueberreste von der Kunst dieses großen Malers, ist aber an vielen Stellen von neuern Händen ergänzt. Den dummen Mönchen war die Thüre ihres Speisesaales nicht hoch genug; sie ließen, um sie zu erhöhen, etwas von der Mauer über derselben, worauf dieses herrliche Gemälde ist, einbrechen, und dadurch fiel verschiedenes von dem bemalten Kalke herunter. Indessen hat das Stück noch immer große Schönheiten, sowohl im Ganzen als in den Köpfen. Wenn man in einiger Entfernung unversehens einen Blick darauf

wirft, so glaubet man, durch die vollkommene Beobachtung der Perspective getäuscht, über der Thüre des Saals ein besonderes tiefes Zimmer mit einer wirklichen an der Tafel sitzenden Gesellschaft zu sehen.

Ich will bey dieser Gelegenheit anführen, daß ein meiländischer Monaco Orvietano, Namens Gallerati, von diesem berühmten Gemälde eine Copie von beträchtlicher Größe in Miniatur verfertigt hat. Er war damals, als ich es sah, im Begriff die letzte Hand daran zu legen. Das Merkwürdigste dabey ist, daß er sich die Mühe gegeben, aus der Originalzeichnung, der ich vorher erwähnt habe, und aus einigen andern Originalzeichnungen, die da Vinci als Studia zu diesem Gemälde gemacht hat, die wahren ursprünglichen Köpfe der ersten Hand wieder herzustellen.

Dieser Mönch ist überhaupt ein sehr guter Miniaturmaler, der es in Behandlung der Farben zu dieser Art viel weiter als alle vor ihm gebracht hat. Er hat einige Copien von Oelfarbgemälden berühmter Meister verfertiget, welche das Eigene der Farbengebung jedes dieser Künstler sehr wohl ausdrücken.

Die ambrosianische Bibliothek.

Die berühmte ambrosianische Bibliothek ist eine der größten Merkwürdigkeiten in Meiland, sowohl für den Gelehrten als für den Liebhaber der zeichnenden Künste. Die Bibliothek selbst ist in einem Saale aufgestellt, der ein langes Viereck ist; er ist von beträchtlicher Höhe, und mit einem Moldengewölbe bedeckt. Der ganze Raum an der Vorder- und Hinterseite des Saals zwischen dem Hauptgesims und dem Gewölbe, ist ein Fenster. Dadurch wird der Saal von zwey Seiten her von oben herab erleuchtet, und die Seitenmauern bedurften deswegen keine Fenster.

Sie sind also ganz von unten bis oben mit Bücherschränken besetzt. In den vier Ecken des Saals sind Treppen auf die Gallerien heraufzukommen, die aber sehr artig, als wenn es Schränke wären, bekleidet sind. Neben dem Saale ist das Zimmer für die Manuscripte. In einem andern eben so gebauten Saale sind die Statuen und fürtrefflichen Abgüsse von den fürnehmsten antiken Statuen aus Rom, Florenz und andern Orten, dem Torso, dem Laocoon, Apollo, Hercules u. s. f. nebst vielen schönen Werken neuerer Bildhauer aufgestellt; aber etwas ganz eng in einander. In dem daran stoßenden Zimmer sind Gemälde und Zeichnungen. Das fürnehmste darunter sind Raphaels Cartone von seiner Schule von Athen, darin die Figuren in Lebensgröße sind, und wobey man alles andere übersieht. Noch werden in diesem Zimmer eine Menge Zeichnungen und Papiere des da Vinci, in einen großen Folioband zusammengeheftet und besonders verschlossen, aufbehalten. Man erstaunet bey Durchblätterung dieses in der That kostbaren Monuments, das von dem großen Genie, den ausgebreiteten Kenntnissen und der bewunderungswürdigen Arbeitsamkeit dieses berühmten Mannes das unverwerflichste Zeugniß ableget. Es ist kaum ein Theil der sogenannten angewandten Geometrie, darüber nicht Entwürfe von neuen Erfindungen in dieser Sammlung vorkämen. Fürnehmlich aber sind über die Mechanik, die Kriegsbaukunst und das Artilleriewesen eine Menge Papiere und Zeichnungen da. Fataler Weise hat dieser große Mann den seltsamen Einfall gehabt, alles, was er dabey geschrieben, nicht nur erstaunlich klein, sondern verkehrt zu schreiben; viel-

leicht

leicht darum, damit seine Schüler, vor denen diese Papiere mögen herum gelegen haben, sie nicht gut möchten lesen können. Es ist sehr zu wünschen, daß ein der Sache gewachsener Mann die Geduld habe, diese Papiere abzuschreiben, und aus denselben einen Aufsatz über die so mannichfaltigen Studia, Erfindungen und bloßen Einfälle dieses sonderbaren Genies an das Licht zu stellen.

Die beyden erwähnten Gebäude des ambrosianischen Instituts, (denn es ist weit mehr als eine bloße Bibliothek,) welche in gerader Linie der Länge nach neben einander liegen, sind durch eine offene Gallerie, in der verschiedene ägyptische Alterthümer aufgestellt sind, mit einander verbunden. Vor dieser Gallerie liegt zwischen den beyden Gebäuden ein kleiner offener gegen die Straße mit einer Mauer verschlossener Platz, der ein kleiner botanischer Garten ist, aber wenig Aufmerksamkeit verdienet.

Die Manuscriptenkammer ist ungemein reich; davon aber ist, welches kaum glaublich, nicht einmal ein ordentliches und zuverläßiges Verzeichniß vorhanden. Als ich gegen die Bibliothekare meine Verwunderung darüber äußerte, sagten sie mir, der Stifter Al. Borromeo, ein Neffe des heil. Carls, habe verbeten, eines zu machen, weil er gewußt, daß unter den Manuscripten, die er von allen Orten her zusammengekauft, viele gewesen, die aus andern Bibliotheken entwendet worden, mithin besorgt habe, sie möchten, wenn es bekannt würde wo sie wären, wieder zurückgefordert werden. Hier mögen also noch viel unbekannte Schätze der Litteratur verborgen liegen. Man zeigte mir, was man für das rarste hielt, unter an=

andern einen Josephus auf ägyptischen Papyrus geschrieben, und ein neues Testament, ohne die Evangelien, in vier, auch einiges in fünf Sprachen. Der griechische Text ist in einem sehr saubern, aber von andern griechischen Buchstaben völlig verschiedenen Charakter geschrieben. Eine der Uebersetzungen soll armenisch seyn.

Unter diesen Manuscripten werden auch sehr viele Bände mit Handzeichnungen berühmter Maler, besonders auch von da Vinci, aufbehalten.

Man sprach mir von einem Vorhaben, womit die Vorsteher dieser Stiftung umgiengen, hier eine Schriftgießerey und Druckerey anzulegen, nach dem Muster der unlängst in Parma angelegten. Ich habe vergessen, bey meinen Anmerkungen über Turin dieser Sache, wovon ich dort die erste Kenntniß bekam, zu erwähnen. Der Herzog von Parma hat nämlich eine ganz fürtreffliche Gießerey und Druckerey durch einen gewissen Joh. Baptista Bodoni anlegen lassen, aus welcher eine höchst seltsame Probe von bewunderungswürdiger Schönheit, bey Gelegenheit der neulichen Vermählung des Prinzen von Piemont, an das Licht getreten. Das Werk ist in Folio gedruckt, und hat diesen Titel: Epithalamia exoticis linguis reddita. Parmae ex Regio Typographeo. Es enthält Complimente und Glückwünsche über diese Vermählung in allen alten und neuen Sprachen der Welt, die ein Alphabeth haben, oder gehabt haben. Jedes dieser Complimente ist mit schönen in Kupfer gestochenen allegorischen Verzierungen, auf einem Blatt in einer fremden Sprache, und auf dem folgenden in der italiänischen Uebersetzung. Die jeder Sprache

eigenen Charaktere scheinen in der That in der höchsten Vollkommenheit. Wenigstens sind die, welche mir bekannt sind, schöner als alles, was ich noch davon gesehen habe. Das ganze Werk ist mit außerordentlicher Pracht gedruckt, und dienet bey aller Unwichtigkeit seines Inhalts doch, Proben von allen aus der ganzen alten und neuen Welt bekannten Sprachen und deren Schrift zu geben.

Gedachtes Vorhaben der Vorsteher des ambrosianischen Instituts erinnert mich einiger andrer wichtigen Dinge zu gedenken, die unlängst auf Befehl der Regierung in Meiland angefangen worden. Fast jeder vermögende Mönchsorden hat Befehl bekommen, etwas besonders zur Aufnahme der Wissenschaften und der Litteratur zu unternehmen. Einer muß ein großes Naturaliencabinett anlegen, ein andrer eine Sammlung von Instrumenten zu physischen Versuchen u. s. f. Unter andern ist dem großen Cisterzienserkloster di St. Ambrosio aufgetragen, ihre ältesten und seltensten Diplomata in Kupfer stechen zu lassen. Der Pater Venino, der die Aufsicht über diese Arbeit hat, zeigte mir Abdrücke von vielen bereits fertig gewordenen Platten, die er gegen die Originale hielt, um mir einen Begriff von der großen Genauigkeit zu geben, die dabey beobachtet wird. Bey dieser Gelegenheit sah ich manches wirklich recht gut geschnittenes Siegel aus den Zeiten der Ottone, welches die Anmerkung bestätiget, die ich bey Gelegenheit des triulzischen Cabinetts gemacht habe.

Das ehemalige Jesuitercollegium di Brera, das jetzt eine Art der Universität ist, trägt das Seinige zu so rühmlichen Anstalten auch bey. Das Observatorium

rium daselbst ist fürtrefflich eingerichtet, und mit den kostbarsten und neusten Beobachtungsinstrumenten reichlich versehen.

Ich muß zu billigem Lobe einiger braven Ordensmänner, die ich hier gesprochen habe, noch anmerken, daß sie selbst über solche Verordnungen, die man vielleicht an andern Orten Eingriffe in fremdes Recht nennen würde, sich sehr zufrieden bezeigt haben. Sie erkannten, daß sie dadurch in eine nützliche Verbindung mit dem Staate kommen, und daß unter ihnen selbst diejenigen, die Lust zum Studiren haben, durch diese neuen Anstalten desto bessere Gelegenheit dazu bekommen.

Auf gedachtem Collegio di Brera habe ich, unter andern braven und sehr fleißigen Männern, auch den Abbe' Fromont kennen gelernt, der Professor der Optik ist, und eine vorzügliche Geschicklichkeit im Glasschleifen hat. Ich habe achromatische von ihm verfertigte Ferngläser gesehen, die den besten von Dollond und von Ramsden verfertigten gewiß nicht nachstehen, wo nicht gar sie übertreffen. Er ist selbst in England gewesen, und hat von da einen schönen Vorrath von sehr gutem, so schwer rein zu bekommenden Flintglaß mitgebracht. Bey ihm traf ich auch den D. Volta aus Como an, der die neue elektrische Maschine erfunden hat, die er Electroforo nennt, und womit er in meiner Gegenwart verschiedene Versuche gemacht hat.

Der Minister Graf von Firmian erwies mir eines Tages die Ehre, mich nach Monza auf das Landhaus des Marchese Recalcati, bey dem Se. Excellenz sich einige Tage aufhielt, einzuladen; und bey die-

dieser Gelegenheit besah ich die Merkwürdigkeiten dieses berühmten Sitzes der ehemaligen longobardischen Könige. Es liegt zehen Meilen von Meiland, und der Weg dahin ist fürtrefflich.

Die Kirche in Monza.

Die Kirche in Monza, die von der berühmten Königinn Theodelinda erbaut worden, ist wegen ihres Schatzes berühmt, in welchem unter andern auch die sogenannte eiserne Krone der longobardischen Könige aufbehalten wird. Auch das Archiv, und die wiewohl ganz kleine Bibliothek derselben sind ebenfalls wegen sehr alter und und wichtiger Documente merkwürdig. Diese Schätze wies mir der Canonicus Frisi, ein Bruder des berühmten Mathematikers, mit ausnehmender Gefälligkeit. Er ist Canonicus bey dieser Kirche, und hat das Archiv und die Bibliothek in seiner Verwahrung. Ich mag mich aber in keine Beschreibung der hiesigen Merkwürdigkeiten einlassen. Dieser brave Gelehrte hat sich vorgenommen, dieselben ausführlich zu beschreiben, und hat auch bereits den Anfang dazu gemacht, indem er von einer Folge von gelehrten Abhandlungen über diese Materie bereits zwey durch den Druck bekannt gemacht hat. Er hatte die Gütigkeit sie mir zu schenken. Der Titel dieses mit vieler Gelehrsamkeit geschriebenen, und aus mühsamen Untersuchungen erwachsenen Werks ist: Memorie della Chiesa Monzese, raccolte e con varie dissertationi illustrate da Anton Franc. Frisi Milanese etc. Die erste dieser Abhandlungen ist 1774, und die zweyte erst dieses Jahr 1776 gedruckt. Beyde enthalten einige Abbildungen rarer Stücke des Schatzes.

Von

Von der ehemaligen königlichen Burg in Monza sind nur noch einige Ruinen übrig. Sonst ist dieser Ort angenehm, und die Einwohner sollen wohlhabend seyn, weil verschiedene gute Fabriken da getrieben werden.

Die Kirche in Monza richtet sich nach den römischen Kirchengebräuchen, da sonst Meiland den ambrosianischen Ritum behalten hat. Dieses erinnert mich, eines Umstandes zu gedenken, aus dem man urtheilen kann, daß, wenigstens in Meiland, das Fasten in der römischen Kirche für ziemlich beschwerlich gehalten wird. Verschiedene Fasttage fallen in Meiland anders als in Monza; und selbst die große Fastenzeit fällt dort um drey Tage später, als hier. Dieses machen sich viele so zu nutze, daß sie, wenn in Meiland Fasttage sind, die mit den römischen nicht übereintreffen, nach Monza gehen, um dort nicht zu fasten; und so gehen in ähnlichen Umständen viele von Monza nach Meiland. In dieser Hauptstadt hat das Fasten auch auf die Comödie den Einfluß, daß an Fasttagen das Schauspiel später angeht, damit die Zuschauer erst um Mitternacht, oder etwas später nach Hause kommen, um bey der Abendmahlzeit Fleisch essen zu können. Gewöhnlicher Weise geht die Comödie in Meiland um 9 Uhr des Abends an; an den Fasttagen aber erst gegen zehen. An solchen Tagen nehmen sich auch die Comödianten sehr in Acht, daß sich ihr Stück nicht zu früh endige. Daher kommt es, daß sie bisweilen, da sie meist immer, wie man es nennt, extemporiren, die Scenen auf eine abgeschmackte Weise verlängern, um nur nicht vor Mitternacht zu schließen.

Der Dom. Von dem so berühmten Dom in Meiland, an dem seit Jahrhunderten gebaut wird, ohne daß er fertig ist, noch vermuthlich jemals fertig werden wird, will ich, da von andern so viel davon geschrieben worden, nur eines Umstandes gedenken, der mir wohl gefallen hat. Es werden jährlich nur gewisse bestimmte Summen auf den Bau verwendet. Wenn es sich nun trifft, daß ein Bildhauer etwa eine Statue anbietet, die man gerne anschaffen möchte, oder daß ein andrer Künstler etwas für den Dom arbeitet, das beträchtlich ins Geld läuft, so wird die Arbeit auf die Bedingung angenommen, daß der Künstler nur nach und nach bezahlt wird, und jährlich nur hundert Thaler bekommt, die aber auch seinen Erben versichert sind, falls er stirbt, ehe die ganze Summe bezahlt worden. Dadurch vermeidet man, den Fond der Kirche mit Schulden zu beladen, die nicht bezahlt werden könnten, welches bey andern Kirchen öfters geschieht. Man siehet überhaupt in der Lombardey sehr viele unausgebaute, bisweilen auch halb fertig gewordene und verlassene Kirchen. Die Klöster oder Brüderschaften, oder andere Gemeinden, fangen oft auf Hoffnung künftiger nachdrücklicher Beyhülfe den Bau groß an, und müssen dann, wenn die Beyhülfe nicht so kommt, wie sie gehofft hatten, ihn liegen lassen.

Ich will bey dieser Gelegenheit anmerken, daß der kindische Geist der abergläubischen Mönchsorden sich vielfältig dadurch äußert, daß sie es für eine der wichtigsten Angelegenheiten halten, mit irgend etwas vorzüglichem an ihren Kirchen zu prahlen. Wenn sie sich etwa durch ein besseres Geläute von andern unter-

terscheiden, oder die Kirche durch etwas Seltenes auszieren, oder in dem Schatze derselben eine seltene Kleinigkeit vorzeigen können, so ist dieses für diese alten Kinder ein wichtiger Triumpf über andere ihres gleichen. Einen Vorzug von dieser Art zu erhalten, ist die Hauptsorge vieler Mönche von der niedrigern Gattung. Denn von solchen spreche ich nur, weil ich wohl weiß, daß die klügern sich aus dergleichen Kindereyen nichts machen.

Spazierfahrten zu Meiland.

Da ich hier eben von Dingen spreche, die besonders auffallen, so will ich noch einer andern mir etwas sonderbar vorgekommenen Gewohnheit gedenken. Der Adel und überhaupt die reichern Einwohner von Meiland, die Kutschen und Pferde halten, machen sich täglich gegen Abend den Zeitvertreib, stillsitzend zu spazieren. Man fährt nämlich in eine schöne breite und lange Straße il Corso, und auf den daran stossenden hohen Wall, der noch von der ehemaligen Befestigung übrig ist. So wie man da angekommen ist, halten die Kutschen in Reihen hintereinander still. Die darin sitzende Gesellschaft unterhält sich mit Gesprächen, oder man sieht sich nach andern zur Seite haltenden oder vorbeyfahrenden um, oder man genießt blos der frischen Abendluft in der Kutsche. Bisweilen läßt man sich Chocolade, oder Gefrornes, oder andere Erfrischungen in die Kutsche reichen. So hält manche Kutsche ein paar Stunden, ohne von der Stelle zu kommen. Die sich etwas mehr bemühen, halten eine Zeit lang in dem Corso; dann fahren sie auf den Wall, von dem man eine sehr schöne Aussicht hat, um auch da eine halbe Stunde zu halten; und endlich lassen sie sich auch auf die Piazza vor der

Domkirche fahren, um da wieder eine Zeit lang stille zu halten. Dieses dauert bis in die Nacht hinein. Von da fährt man nach der Comödie, oder man hält auch wohl bis auf die Abendmahlzeit, die erst gegen Mitternacht angeht. Denn die Mittagsmahlzeit fängt auch erst um 4 Uhr Nachmittags oder noch später an. Im Sommer wird der Corso und der Wall zur Tilgung des Staubes alle Abende mit Wasser besprützt. Die zu Sclavenarbeit verurtheilten Missethäter werden an Wagen gespannt, auf deren jedem ein großes Faß ist, das sie anfüllen, und an den bestimmten Orten ausgießen. Es macht einen sonderbaren Contrast, erst einen langen Zug von Wagen, vor denen Menschen statt Viehes vorgespannt sind, hernach einen ganz andern Zug prächtiger Kutschen, mit müßigen in wollüstigem Ueberfluß lebenden Menschen zu sehen, für deren Gemächlichkeit jene viehische Arbeit verrichten müssen.

Politische Bemerkungen.

Es ist bekannt, daß der reiche Adel in Meiland auf einen großen Fuß lebt: einige der ersten Häuser führen einen fürstlichen Staat, wiewohl ohne Hofmarschälle und Cammerherren. Ihre Paläste sind wohl gebaut und groß, auch reichlich mit kostbarer Geräthschaft versehen. Man kann gar wohl merken, daß die reichen Familien sich die größte Angelegenheit daraus machen, den Glanz ihres Hauses zu erhalten, und auf die Nachkommen zu bringen. Der Familienpatriotismus, wenn ich es so nennen kann, ist hier sehr merklich; und man wird gewahr, daß die ganze Familie bemüht ist, den Haupterben und Stammhalter bey Reichthum und Ansehen zu erhalten. Dieses erfordert in Meiland so viel mehr

Sorg-

Sorgfalt, da die Majorate hier nicht statt haben. Dem ältesten Sohn können nur die außer dem Herzogthum liegenden Familiengüter zum voraus vermacht werden: das übrige Vermögen muß unter die Erben gleich vertheilt werden.

Dieser der Erhaltung großer Familien nachtheiligen Veranstaltung wird die Bemühung der ganzen Familie entgegengesetzt, die jüngern Brüder, die sich seltener verheirathen, in der Kirche oder in Kriegsdiensten empor zu heben, damit sie Gelegenheit haben sich zu bereichern, und hernach ihr erworbenes Vermögen nach ihrem Tode dem Haupterben der Familie zu überlassen. Man kann es nicht undeutlich merken, daß vielen Vornehmern der Pabst, als Hirte der Kirche betrachtet, Nichts, und als Austheiler hoher Würden und reicher Pfründen Alles ist.

Meiland hat von dem Souverain das Vorrecht erhalten, daß die Einwohner in Kriegszeiten sich dadurch vor einer Belagerung sicher stellen können, daß sie einem auf die Stadt anrückenden Feinde die Schlüssel der Stadt entgegen bringen. Die feste Citadelle aber bleibet denn doch einer Belagerung ausgesetzt; und eine hartnäckige Vertheidigung derselben würde doch allemal auch in der Stadt große Verwüstung anrichten.

Das Herzogthum Meiland wird von dem Souverain, in Ansehung der Abgaben, ziemlich hart angegriffen, und hat Ursache sich darüber zu beschweren, daß die Landanlagen zur Unterhaltung des Kriegsstaates auf 16000 Mann gemacht sind, da gemeiniglich nur etwa der vierte Theil dieser Zahl im Lande liegt. Mithin gehen drey Viertheil von der bewilligten

Summe baar nach Wien, wodurch das Herzogthum allmählig ausgesogen wird.

Das Volk in Meiland schien mir ein munteres, sehr arbeitsames und in Wohlstand lebendes Volk zu seyn. Es ist ein Vergnügen, in den Straßen, die um die Mitte der Stadt liegen, alles in voller Arbeit zu sehen. Die Werkstellen der Handwerksleute, Fabricanten und Künstler sind, so wie die Laden und Gewölber der Krämer und Kaufleute, mit Menschen und Waaren reichlich angefüllt. Besonders fällt die große Menge und der Reichthum der Goldschmidtswerkstellen und Laden sehr in die Augen. Die Religion trägt nicht wenig hiezu bey. Es ist wenigstens selten ein Goldschmidtsladen zu sehen, in dem nicht eine Menge silberne Hände, Füße und andere zu Bezahlung der Gelübde und Beschenkung der Kirchen bestimmte Sachen vorräthig wären.

Unter den meiländischen Fabriken verdient die große Fayencefabrik gesehen zu werden. Sie hat völlig das Ansehen einer großen Fabrik von ächtem Porcellain, davon sie blos durch die geringere Materie unterschieden ist. Denn nicht nur alles, was in Porcellainfabriken gemacht wird, ist hier auch zu finden, sondern es ist alles auch an Formen, Malerey und Verguldungen so wie im ächten Porcellain; deswegen auch die vornehmsten Häuser sich solcher Tafelservice bedienen. Aber diese Waare ist denn doch, gegen das Porcellain gerechnet, zu theuer.

Beccaria. Unter die schätzbarsten Männer, die ich in Meiland kennen gelernt habe, rechne ich den berühmten Marchese Beccaria, der durch sein fürtreffliches Werk über die Verbrechen und die Strafen sich durch

ganz

ganz Europa, und durch seine Abhandlung über die Schreibart unter den Kunstrichtern einen Namen gemacht hat. Sein jetziges Amt hat ihn der gelehrten Welt entrissen. Er ist Prefetto dell' Annona, und hat als solcher mühsame und verdrießliche Geschäffte. Die Ausfuhre des Getraides aus dem Herzogthum ist überhaupt verboten, wird aber in gewissen Umständen nicht überall, sondern nur gewissen Personen nach Befinden der Sachen erlaubt. Diese und andere dahin einschlagende Geschäffte benehmen diesem fürtrefflichen Kopfe alle Zeit. Er sagte mir, daß er schon lange den Stoff zu einer zweyten Abhandlung über die Schreibart gesammelt habe, aber keine Zeit finde, ihn ordentlich zu bearbeiten. Sein Werk dei Delitti würde ihm, ohne den kräftigen Schutz des fürtrefflichen Ministers, große Verfolgung zugezogen haben.

Endlich muß ich noch zweyer schätzbaren Gelehrten gedenken, denen ich besondere Verbindlichkeit schuldig bin, weil sie die Gefälligkeit für mich gehabt, sich meinethalben viel zu bemühen. Der eine ist der Pater Soave, ein gründlicher Philosoph, von dem man unter andern eine schöne Abhandlung über den Ursprung der Sprache hat, die er vermehrt herausgegeben, nachdem sie bey der königlichen Academie der Wissenschaften in Berlin das Accessit erhalten, als Hr. Herder den Preis bekommen. Der andere ist der Abbate Amoretti, ein liebenswürdiger junger Gelehrter, und einer der Herausgeber der schätzbaren periodischen Schrift: Scelta di opuscoli interessanti tradotti da varie lingue; ein Werk, das einige Aehnlichkeit mit unserm hamburgischen Magazine hat. Eben derselbe hat auch eine kleine Sammlung Geller-

tischer Fabeln in italiänische Verse übersetzt herausgegeben. Auch muß ich hier meine Erkenntlichkeit gegen den Herrn Consigl. Pecis an den Tag legen, der sich ebenfalls meinethalben viel bemühet hat.

Sehr gern hätte ich mich länger in Meiland aufgehalten, und von dort aus auch Pavia und andere Orte besucht; aber ein fataler Umstand hielt mich davon ab. Seit meiner Abreise von Nizza bis auf meine Ankunft in Meiland hatte ich mich ganz wohl befunden; hier aber fieng ich den andern Tag nach meiner Ankunft an Blut auszuwerfen, ich bekam geschwollene Füße, und dabey stellte sich ein merkliches schleichendes Fieber ein. Mit diesem schleppte ich mich in Meiland herum, und ich hoffte von einem Tage zum andern, es würde sich von selbst verlieren; da es aber eher zu- als abnahm, schien mir der Umstand ernstlich zu werden, und ich gerieth in Verlegenheit. Auf der einen Seite war es mißlich, bey diesem Umstand über die Alpen zu reisen; auf der andern Seite schien es mir noch bedenklicher, an einem fremden Orte das Aeußerste abzuwarten. Ich zog doch das erste vor, und reiste den letzten May, wiewohl ungern, aus Meiland ab.

Den 31 May. Reise von Meiland über Como nach Codelago.

Reise von Meiland nach Como.

Ich hätte meinen Weg auf den Lago maggiore nehmen, und bey dieser Gelegenheit die berühmten borromeischen Inseln, nach denen so mancher Reisende einen Umweg nimmt, sehen können. Als ich aber bedachte, daß an einem mitten im Wasser liegenden, in Terrassen ausgehauenen Felsen doch nichts Merkwür-

würdiges zu sehen seyn möchte, als die sehr mühsame Arbeit, und eine weiter nichts auf sich habende Kunst, entschloß ich mich, über Como zu gehen. Der Weg von Meiland nach diesem Orte ist schön, und geht durch fruchtbares Land. Weil aber die Straße meistens tiefer liegt, als die daran stoßenden Aecker, so hat man keine Aussicht. Hier und da sind breite hohe Borte neben dem Wege mit Holzung besetzt, weil es dem Lande an Waldung fehlt. Aber so wie man sich Como nähert, bekommt man schöne Aussichten; denn nun fängt das Land an, uneben zu werden. Man kommt neben schönen und fruchtbaren Hügeln vorbey. An diesen sieht man die herrlichsten Kastanienbäume von erstaunlicher Dicke und Höhe. Ich schätzte die meisten am Stamme, etwa eine Elle über der Erde, acht Fuß dick; aber es waren auch noch dickere. Gegen Mittag kam ich nach Como.

Diese kleine Stadt liegt an dem mittäglichen Ende eines viele Meilen langen, aber schmalen, zwischen ziemlich hohen Bergen sich durchschlängelnden Sees. Hier ist die Ablage der aus der Lombardey nach Helvetien und zum Theil auch nach Deutschland gehenden, und von da nach Italien einzuführenden Waaren; und der Ort ist schon aus dieser Ursache lebhaft. Die umliegende Gegend ist höchst angenehm, besonders an der Mittagsseite, wo die Berge nur noch Hügel von geringer Höhe, aber desto größerer Fruchtbarkeit sind. Längst den beyden Ufern des Sees werden die Berge gegen Rhetien oder Graubündten hin allmählig höher, so wie sie sich von der Stadt entfernen. Aber an der nordwestli- Como.

 chen

chen Seite des Sees ist das nahe an der Stadt liegende Ufer sehr schön und fruchtbar.

So wie man aus Como heraus ist, geht der Weg gegen die Schweiz hin über einen höhern und ziemlich steilen Berg. Zur linken Hand des Weges hat sich ein eben nicht wasserreicher Bach sein Bett ausgehöhlet, und läuft mit sanftem Geräusche über viele Felsen herunter. Ich glaubte an diesem Bache noch Reste der Kunst zu sehen, wodurch diese Cascaden vermehrt worden. Dieses macht die ziemlich steile Straße sehr angenehm; ergötzend war mir dabey die Vorstellung, daß der jüngere Plinius, der, wie bekannt, in der Nähe dieses Orts einen Landsitz hatte, hier oft dem Gemurmel dieser kleinen Wasserfälle mit eben der angenehmen und ruhigen Empfindung, die ich nun selbst hatte, möchte zugehört haben.

Wenn man über den Berg weg ist, so bleibet das Land immer schön mit Hügeln und Thälern, beyde sehr fruchtbar, abwechselnd. Die meist an Bäumen aufwachsenden, und von zwey nahen Bäumen in Festone zusammengezogenen Weinranken dienen diesen ohnedem herrlichen Gefilden noch zu größerer Zierde, besonders da ihr starker Wuchs und die sehr grossen und fetten Blätter das Gefühl der Fruchtbarkeit des Landes mit ins Auge schicken. Zu einem ruhigen und stillen Landsitze würde man schwerlich irgendwo eine schönere Gegend finden, als diese ist.

Nach etwa drey Stunden von Como kommt man aus dem Meiländischen heraus in die sogenannten welschen Vogteyen der helvetischen Cantone. Hier hatte ich den einzigen Verdruß, den ich auf der ganzen Reise wegen Durchsuchung meines Gepäckes gehabt habe.

Die Zollbedienten kamen um mich herum, und gaben mir nicht undeutlich zu verstehen, daß hier eine scharfe Untersuchung würde angestellt werden. Ich merkte gar wohl, daß es nur um ein Stück Geld zu thun war, und daß die Leute selbst keine große Lust hatten, meine Sachen abzupacken, alles auszukramen, und mir wieder wohl ein- und aufgepackt zu überliefern. Da ich aber diesen Tag schon dreymal das Durchsuchen abgekauft hatte, beym Ausfahren aus Meiland, und beym Ein- und Ausfahren aus Como, so wandelte mich auf einmal eine üble Laune an. Ich warf verdrießlich meine Schlüssel den Leuten hin, und sagte, sie möchten thun was ihr Amt von ihnen forderte. Dies war gerade nicht, was sie haben wollten. Sie stellten mir vor, es würde etwas lange währen, alles durchzusuchen u. s. f. Aber ich bestund darauf, sie sollten es thun. Sie machten sich daran; und als sie an einem Coffre die in Buffalora aufgedruckten Siegel erbrochen sahen, fiengen sie etwas grob an zu sagen, der Coffre sey in Meiland versiegelt worden, und ich habe das Siegel gegen die Verordnungen abgerissen u. s. f. Als sie sich nicht wollten bedeuten lassen, daß dieses alte, bey meinem Eintritt in das Land aufgedrückte Siegel seyen, die ich allerdings in Meiland abzureissen befugt gewesen, und mich also, wie einen Contrebandier behandeln wollten, wurde ich etwas laut mit ihnen. Einiges Volk vom Dorfe versammelte sich um uns, um zu sehen, wie dieses ablaufen würde. Ich drohte endlich diesen Leuten, sie am gehörigen Orte zu belangen, wo sie nicht gleich machen würden, daß ich meinen Weg fortsetzen könnte. Sie machten sich endlich an das Abpacken, aber

ohne

ohne Ernst; packten, ohne etwas durchzusuchen, wieder auf, und forderten hernach eine Belohnung von mir, die aber meinerseits in etlichen Scheltworten bestund, die ich ihnen ins Gesicht warf, worauf diese kleine Scene mit einem höhnischen Gelächter der Umstehenden sich endigte.

Mendrisio. Bald darauf kam ich nach Mendrisio, dem ersten den Schweizern zugehörigen Orte. Ich weiß nicht, ob es Täuschung oder Wirklichkeit ist, aber ich glaubte deutlich zu merken, daß ich in ein freyeres Land gekommen, wo das Volk nicht gedrückt wird, und wo deutliche Spuren eines größern Wohlstandes anzutreffen waren. Und doch ist die hiesige landvögtische Regierung, wie ich gewiß weiß, eben nicht die beste. Doch ist der Unterthan, der sich für Rechtshändeln hüten kann, und nichts gesetzwidriges unternimmt, allemal sicher, das, was er erwirbt, ruhig zu besitzen.

Es ist bekannt, daß die vier ehedem zum Herzogthum Meiland gehörigen Distrikte, Mendrisio, Lugano, Locarno und Val Maggia, von dem Herzog Maxim. Sforzia den damaligen zwölf Cantonen des Schweizerbundes, für die ihm geleisteten großen Dienste, sind abgetreten worden. Seit dieser Zeit werden sie durch Landvögte, welche die Cantone wechselsweise dahin setzen, nach ihren alten Gesetzen, Freyheiten und Gebräuchen regiert. Da die Schweizer gern alles im alten Stande lassen, so kann man sich leicht vorstellen, daß diese ihre sogenannten welschen Unterthanen die Last der Regierung eben nicht sehr fühlen. Denn zu der Zeit, da sie in den Besitz dieser Länder kamen, wußte man die verschiedenen Künste, die Unterthanen mit beständigen Abgaben auf so

man-

mancherley Weise zu quälen, noch nicht. In Vergleichung der meiländischen Unterthanen, sind diese Leute wirklich freye Leute. Sie haben große Municipalfreyheiten, und sind mit keinen Abgaben beschwert. Ich will, als etwas ganz besonders von der alten Einfalt der Sitten, hier nur eines Umstandes gedenken. In der Landvogtey Locarno macht das Thal Vertasca ein besonderes Gericht aus. Civilsachen werden von einem von dem Landvogt völlig unabhängigen Tribunal abgemacht, das aus einem Podesta, einem Statthalter und einem Kanzler besteht. Die gewöhnlichen Gerichtstage werden nur alle Vierteljahre gehalten, da denn das Tribunal sich in einem dazu bestimmten Schopfen (Hangard) versammelt. Wenn es aber die Partheyen ausdrücklich verlangen, so versammelt sich das Tribunal auch außerordentlich, aber an einem bestimmten Orte unter freyem Himmel. Nach altem Herkommen nimmt der Podesta seinen Sitz auf einem großen Steine; der Statthalter sitzt neben ihm auf der Erde; der Kanzler aber steht oder kniet neben einem andern Stein, der ihm zum Schreibepult dienet; die Partheyen und ihre Procuratoren aber stehen in einem Kreise um das Tribunal herum. Doch ich komme wieder zur Fortsetzung meines Weges.

Den Rest meiner Tagereise von Mendrisio bis Codelago mußte ich im Dunkeln machen, weil mich die Nacht überfallen hatte. Er war doch nicht ohne Annehmlichkeit, weil damals die Luft mit einer Menge fliegender Johanniswürmer angefüllt war, die ein angenehmes sanftblitzendes Licht von sich gaben.

Den 1 Junius. Reise von Codelago über Lugano bis Bellinzona.

Codelago. Codelago, oder eigentlich Cota di Lago, ist ein offener Ort an einem See, der Lago di Lugano genennt wird. Hier mußte ich meinen meiländischen Fuhrmann wieder zurückschicken, weil ich nun die Reise über das Gebürge nicht anders als zu Pferde fortsetzen konnte. Ich miethete hier ein Schiff, um mich nach Lugano, welches an der andern Seite des Sees liegt, herüber zu bringen. Die Fahrt war angenehm und dauerte nur drittehalb Stunden. Unterweges sah ich doch noch eine Anhöhe an dem Fuße der diesen See einschließenden Berge mit Olivenbäumen bepflanzet, die ich, seitdem ich aus der Grafschaft Nizza heraus war, nirgends gesehen hatte. Aber die Schiffer sagten mir, daß sie selten und sehr wenig trügen.

Lugano. Lugano ist eine volkreiche sehr artige kleine Stadt am nördlichen Ende des erwähnten Sees, der von diesem Orte seinen Namen hat. Der Ort ist nicht nur wegen des Passes und der Niederlage der aus und nach Italien durchgehenden Menschen und Waaren, sondern auch wegen der Fruchtbarkeit der herumliegenden Hügel und der Betriebsamkeit der Einwohner sehr lebhaft, und der Sitz des Landvogts. Man kann nichts angenehmeres und fruchtbareres sehen, als die längst diesem nördlichen Ufer des Sees durch eine ziemlich weite Strecke hinlaufenden Hügel, besonders bey der jetzigen Jahrszeit, da das ganze Pflanzenreich in seiner größten Pracht erscheinet. Wenn man dieses und die große Menge guter Künstler und anderer berühm-

rühmter Leute, die dieses kleine Land hervorgebracht hat, bedenket, so sollte man auf die Vermuthung gerathen, daß die Natur hier auf eine vorzüglich vortheilhafte und kräftige Weise wirke. Seit mehr als zweyhundert Jahren haben sich von dieser Gegend aus sehr viele fürtreffliche Köpfe von Gelehrten und Künstlern durch Italien verbreitet. Denn in diesem Ländchen selbst sind für solche Köpfe keine Aussichten.

Der Gasthof, in dem ich abtrat, ist das Haus, wo die meisten von den Cantonen zur Beendigung der von den landvögtischen Gerichten an sie gegangenen Appellationen und Schlichtung anderer Geschäffte jährlich hieher geschickten Gesandten einkehren. Die meisten dieser Gesandten, besonders die aus den katholischen Cantonen, haben die Gewohnheit, daß sie zum Andenken ihre Wappen und Namen auf große Tafeln gemalt in diesem Hause zurücklassen. Jeder Gesandte bekommt zu dieser Reise einen sogenannten Vorreuter, der in der Liverey des Cantons vor dem Gesandten herreitet, und die Dienste eines Staatsboten vertritt. Auch diese, um ihren Herren nichts nachzugeben, lassen ihr Andenken hier an den Mauern einer offenen Gallerie des Hauses zurück, da sie einen Mann zu Pferde mit seinem Livereymantel malen, und ihren Namen nebst der Anzeige des Jahres, in dem sie da gewesen, darunter setzen lassen. Eine besondere und seltsame Aeußerung der Eitelkeit und Ruhmsucht, die auch für die untersten Classen der Menschen ihre Reize hat! Es scheinet mir nicht ganz unwichtig, um der menschlichen Eitelkeit doch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, bey dieser Gelegenheit anzumerken, daß sie doch noch immer mit einer Art Bescheidenheit verbun-

den ist. Denn insgemein ist jeder damit zufrieden, daß er sich unter Menschen von seinem Stande, so gering er auch ist, auszeichne. Es befriedigt insgemein den Bedienten, wenn er für einen Bedienten vom ersten Range angesehen wird. Der Handwerksmann will sich nur über andre seines Standes, der Kaufmann über andere Kaufleute, der Gelehrte über andre Gelehrte u. s. f. etwas erheben. Selten geht die Eitelkeit so weit, daß sich einer um mehr als eine Stufe über seinen Stand empor zu heben suchte. Also kann man doch einigermaßen sagen, daß überhaupt jeder mit seinem Stande zufrieden sey, wenn er nur so weit kommt, daß er an den nächst darüber stehenden gränzet. Auf diese Weise genießt auch der geringste Stand der Menschen das, was Ehre und Rang Schmeichelndes haben, so gut als der erste. Ich vermuthe, daß ein schweizerischer Vorreuter, da er seinen Namen hier auf der Mauer geschrieben sieht, eben das Vergnügen genießt, was der erste Heerführer haben würde, wenn er auf dem Schlachtfelde, wo er einen Sieg gewonnen, seinen Namen auf einem Monumente würde eingegraben sehen. Aber bald würde ich mich zu tief in moralische Anmerkungen einlassen.

Ich mußte hier, in Lugano, Reit- und Packpferde miethen, um über das Gebürge zu kommen, und sie theuer bezahlen. Von hier bis Altorf, den Hauptort im Canton Uri, sind dreyssig Stunden Weges, oder etwa 15 deutsche Meilen. Für diesen Weg hatte ich fünf Pferde nöthig, für die ich 17½ Ducaten, oder ohngefähr 50 Rthlr. erlegen mußte.

Gleich

Gleich nach Mittag trat ich meine Cavalcade an, um noch heute bis Bellinzona zu kommen.

Der Weg dahin ist wirklich von romantischer Schönheit, obgleich hier und da etwas beschwerlich: erst über die hinter Lugano liegenden Hügel, hernach durch fruchtbare Thäler und Wege von den herrlichsten Kastanienbäumen beschattet. Hier sah ich an mehr als einem Orte Scenen, die mich auf einen sonderbaren Gedanken geführt haben. Mir kam es bisweilen an ganz ebenen, mit hohen und sehr waldigen Bäumen besetzten Plätzen vor, als wenn ich mich in einer sehr großen gothischen Kirche befände. Zwey weit aus einander stehende Reihen solcher Bäume schlossen in einer beträchtlichen Höhe ein spitzig zulaufendes Gewölbe, gerade wie die gothischen Gewölber großer Kirchen sind, und der weite Raum zwischen diesen Bäumen schien mir das Schiff der Kirche; wieder zwey andre, weiter rechter und linker Hand entfernt stehende Reihen eben solcher Bäume bildeten die beyden Abseiten einer solchen Kirche, und das hintere gegen einen Berg stoßende insgemein dunkele Ende dieser Alleen bildete, nach meiner Vorstellung, den Chor der Kirche vor.

Romantischer Weg nach Bellinzona.

Ich konnte mich nicht enthalten, mich selbst zu überreden, daß entweder dieses die Originalmuster seyn müßten, daher die gothischen Baumeister die Ideen zu ihren großen Kirchen genommen, oder daß die, welche diese Bäume gepflanzt, diese Plätze nach der Form solcher Kirchen eingerichtet haben; so offenbar schien mir die Aehnlichkeit beyder Gegenstände. Das erstere war mir wahrscheinlicher; denn es erklärte mir nicht nur den Ursprung der zugespitzten Gewölber,

sondern auch die Verzierungen sowohl dieser Gewölber, als der ebenfalls zugespitzten Bogen über die Hauptportale solcher Kirchen. Diese Bogen bestehen meistentheils aus einer Menge erhobener runder Glieder, die mit den von beyden Seiten zumsammenstossenden schlanken Aesten der Bäume große Aehnlichkeit haben. Hiebey fiel mir auch noch ein, wie so viel alte Völker dergleichen dunkele und zu feyerlich andächtigen Empfindungen einladende Haine, nicht ohne einen natürlichen Wink, zum Orte ihrer gottesdienstlichen Gebräuche gewählt haben.

Wenn man durch einige kleine Thäler durch ist, muß man wieder an einem ziemlich wilden Berg in die Höhe. Hier sah ich wieder verschiedene Arten wilder Bäume, die mir durch die Lombardey nicht zu Gesichte gekommen, darunter den Wacholderbaum und die Stechpalmen (aquifolium). Von dieser Höhe kommt man etwa eine halbe Stunde vor Bellinzona in ein weiteres Thal herunter, das beym Anfange des langen Sees, oder Lago maggiore, sich in die schönen Ebenen des nördlichen Theiles vom Herzogthum Meiland öffnet. Mitten durch dieses Thal fließt der Ticino, der gedachten See bildet. Die Aussicht über dieses Thal ist von der Höhe herunter sehr reizend. Um sieben Uhr traf ich in Bellinzona ein.

Bellinzona. Dieser Ort kann als das Thor angesehen werden, wodurch der Paß über den Gotthardsberg verschlossen werden kann. Er liegt nicht nur in dem Thale, durch welches der von dem Gotthard herunterkommende Ticino in die Ebenen der Lombardey heraus fließt, sondern er versperrt auch dieses durch fast unübersteig-

liche

liche Berge eingeschlossene Thal gänzlich, indem er queer über dasselbe geht. Man sieht auch deutlich, daß der Ort in dieser Absicht vermuthlich schon von den Römern gebaut worden, weil dazu gerade der Ort des Thales ist ausgesucht worden, wo es am engsten ist, indem ein hoher und steiler Hügel an dem Ticino einen Theil der Breite desselben einnimmt. Sowohl dieser als noch zwey andere der Stadt zur Seite liegende Hügel sind mit guten Forts versehen, so daß hier mit wenig Mannschaft und Geschütze der Paß dem größten Heere könnte versperrt werden. Der Ort gehört den drey Cantonen Uri, Schweiz und Unterwalden, und ihr Landvogt hat hier seinen Sitz. In Merians Topographie ist er genau abgebildet, wie man ihn von der Nordseite oder vom Gotthardsberge herkommend sieht.

Den 2 Junius. Reise von Bellinzona nach Airol. Zwölf Stunden weit.

Die heutige Tagereise war etwas stark, aber wegen der ungemeinen Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die man sieht, und wegen der Seltenheit und Schönheit einiger dieser Gegenstände, sehr angenehm. Der ganze Weg geht durch ein enges, zwischen sehr hohen Bergen eingeschlossenes, erst allmählig, hernach aber schneller und steiler in die Höhe steigendes Thal, durch welches der Ticino bald etwas ruhiger fließt, bald stürmend und wild herab rauscht. Das Thal ist fast durchaus sehr fruchtbar, enthält eine Menge Dörfer, starke, fröhliche und kühne Einwohner. Von den Bergen stürzen sich viele kleinere und beträchtlichere Bäche herunter, einige viel hundert Fuß hoch, so daß man

Von Bellinzona nach Airol.

man hier Wasserfälle von vielerley Gestalten, darunter einige von unvergleichlicher Schönheit sind, zu sehen bekommt.

Von Bellinzona aus ist das Thal ein paar Stunden Weges noch an tausend Schritte breit, und hebt sich nur ganz sanft. Der Ticino hat da ein ziemlich breites Bett und krystallklares Wasser. Das Thal bestehet aus schönem Wiesen- und Ackerland, und überall trifft man schöne Kastanien- Wallnuß- und Obstbäume an. Hier und da siehet man an den Anhöhen kleine Dörfer, auch viele einzelne Kirchen und Capellen. Die Berge, zwischen denen man eingeschlossen ist, sind sehr steil, werden allmählig, je weiter man ins Thal herauf kommt, höher, und sind hier meist noch durchaus mit Kastanien bewachsen. Von dem gemeinen Nadelholze, das einen etwas kältern Himmelsstrich verlangt, ist hier noch nichts zu sehen. An einem Orte, etwa eine Stunde über Bellinzona, mußte ich eine ganze Weile stille halten, weil ich mich an dem Berge, an dessen Fusse der Weg hin gieng, nicht satt sehen konnte. Diesen hatte die Natur selbst in mannichfaltige hohe und breite Terrassen abgetheilt. Jede Terrasse war ein besonderer Felsen, als wenn er durch Kunst nach Lineal und Winkelmaaß wäre behauen worden. Aber nur die senkrecht heruntergehenden Seiten waren kahl. Der obere Theil, die Terrasse, oder Platteforme, war mit dem schönsten Rasen belegt, den zerstreute Kastanienbäume beschatteten. Jede dieser vielfältigen Terrassen schien ihre eigene Annehmlichkeit zu haben. Der herrliche Morgen und die reine Bergluft, die den Sonnenschein heller, und die Farbe des Himmels etwas dunkeler oder blauer macht, trugen auch das Ihrige bey,

bey, die so mancherley andern angenehmen Eindrücke noch mehr zu würzen. Es schien mir, als wenn ich auf einmal wieder gesund worden wäre.

Bey Pulegio theilet sich dieses schöne Thal in zwey Aeste; der eine ziehet sich nordostwärts gegen Graubündten hin, der andere gerade nordwärts. Hier erfuhr ich eine artige Wirkung des Wiederschalles. Zu meiner rechten Hand lag das nach Nordost gehende Thal; gerade vor mir das andere; und linker Hand hatte ich die Berge zur Seite, an deren Fuß der Ticin fließt. Hier hörte ich nun auf einmal ein schönes und nicht unharmonisches Geläute der Glocken einer Kirche, und sah mich nach dem Berge zu meiner linken Hand um; denn daher kam meiner Schätzung nach der Klang: da war aber keine Spur von einer Kirche, noch von andern Gebäuden zu sehen. Mein Wegweiser sagte mir, daß in dem Thale rechter Hand ein großes Dorf liege, von dem dieses Geläute komme. Also hörte ich den Klang nicht, wie er gerade aus dem Thale nach meinem Ohre kam, sondern erst nachdem er an dem Berge linker Hand angeprellt und von da wieder zurückkehrte.

Das Livinerthal.

Hier fängt nun das dem Canton Uri unterworfene Livinerthal (Valle Levontina) an, das allem Ansehen nach seinen Namen von den alten Lepontiis, die nach dem Cäsar und Plinius in diesem und andern benachbarten Thälern gewohnt haben, behalten hat. Pulegio ist der erste dazu gehörige Ort. Bey diesem Dorfe gehet der Weg eine ziemliche Strecke lang unter einer angenehmen Decke von Weinreben weg. Hier wird, wie in der Lombardey, der Weinstock auf den Acker gesetzt; und um dessen Nutzung

vom Getraide nicht zu verhindern, wird er in der Höhe in Festone gebunden. Hier aber, wo die Weinreben zu beyden Seiten der Straße dichter gesetzt sind, werden sie in der Höhe überall ausgebreitet, und bilden eine gerade gestreckte Decke, wie die Decke eines Zimmers; und unter dieser reitet man weg. Hier sah ich auch Bienenstöcke, die ersten, die mir seit langer Zeit zu Gesichte gekommen.

Das Thal wird nun immer enger, und steiget auch merklicher in die Höhe. Seine größte Breite ist nun nicht mehr über 500 Schritte. Hier sah ich die ersten Tannen, die mir jenseit der Alpen vorgekommen, und auch verschiedenes in Deutschland gewöhnliches Gesträuche, als Haseln, Weißdorn, Hartriegel, Spiehlbaum, Holunder u. dgl. Es schien mir, als wenn ich hier zuerst über die Gränzen von Welschland heraustråte.

Auf den Mittag kam ich in ein kleines, aber sehr lebhaftes Dorf Giornico, bey welchem das Thal sehr enge wird. Ich wunderte mich darüber, daß ich an einem so kleinen und so tief in den Alpen liegenden Orte bey meinem Mittagessen so reinlich und so sehr gut bedienet wurde. Ich kostete hier einen sehr guten und feinen Wein, der an dem Lago maggiore wächst. Hier ist sehr wenig Land zur Cultur übrig. An dem Fuße der Berge, wo diese nicht gar zu steil sind, haben die Einwohner noch Gärten, etwas Weinbau und einige Wiesen. In der Nähe dieses Orts ist ein herrlicher Wasserfall, der sich selbst zu unterst an dem Fuß des Berges durch die Gewalt des letzten 80 bis 100 Fuß hohen Falles ein weites Becken in den Felsen ausgegraben hat.

Gleich

Gleich über diesen Ort ist das Thal beynahe durch die zusammenstoßenden Berge versperrt, und würde es ganz seyn, wenn nicht der hier gewaltig rauschende Ticin sich ein Bett ausgehöhlt hätte. Der Weg geht an der Höhe neben dem Flusse, und ist hier steil und beschwerlich. Weiterhin öffnet sich das Thal wieder um etwas weiter. Hier trifft man ungeheuer große vom Berge abgerissene Stücke Felsen an, deren ein einziges zu Erbauung mehrerer Häuser genug Steine geben würde. Ich vermuthe, daß dergleichen an den Bergen Ossa und Pelion in Thessalien häufig liegen müssen, und daß dieses zu der Fabel der himmelstürmenden Giganten Gelegenheit gegeben habe. Das Volk, das nicht tief in die Natur forscht, bildet sich bey solchen Scenen leicht etwas übernatürliches ein. Hievon trifft man auf dem Wege über den Gotthard auch Proben an. Nicht weit von der Teufelsbrücke liegt auch ein so ungeheurer Felsenklumpen am Wege, den, nach der Sage der dortigen Einwohner, der Teufel von einem Berge abgebrochen hat, um damit seine Brücke, wegen eines Verdrusses, den man ihm wegen derselben gemacht hatte, wieder einzuwerfen. Aber ein Heiliger verhinderte es durch eine Beschwörung. Diese Fabel wird nie so berühmt werden, als die von den Titanen, ob sie gleich weniger ungereimt, und übrigens gerade desselben Ursprungs ist.

Noch weiter hinauf hat das zwar immer schmale Thal fürtreffliche Wiesen; und nun nehmen die Berge schon die eigentliche Alpenart an: das ist, sie sind nicht so dichte mit Bäumen und Gesträuch bewachsen, und haben hier und da weite freye mit Gras bewachse-

ne Plätze zu Viehweiden, welche die Leute Alpen nennen. Es ist angenehm, vom Thale aus so hoch in der Luft weit ausgebreitete Weiden zu sehen, auf denselben große Heerden Kühe, die das Auge kaum noch erblickt, und wenn sie sich nicht bewegten, für Steine halten würde. Auf diesen Weiden stehen viel zerstreute, wegen ihrer mehreren Größe etwas kennbarere Hütten, darin Milch aufbehalten und Käse gemacht wird. Man kommt noch durch einige Dörfer. In diesen sieht man an den Häusern zwey ganz entgegengesetzte Bauarten: Häuser durchaus von wohl übereinander gelegten und in einander verbundenen Steinen, trocken, d. i. ohne Kalk aufgemauert; andere ganz von Holz aus übereinander gelegten Balken.

Gegen Abend kam ich an ein angenehm gelegenes und sehr wohl, auch weitläuftig gebautes Haus, das ich erst für ein Landhaus eines Reichen ansah. Es war aber ein Zollhaus. Fremde bezahlen hier einen ziemlich starken Zoll, der für eingeborne Schweizer nur sehr gering ist. Um diese Gegend wird der Weg wieder steil und wild, und der Ticin stürzt sich mit einem Brausen und einer Gewalt, welche den Begriff der Wut erwecket, tief zwischen Felsen herunter. An ein paar Orten wird der Paß neben diesem Strome sehr enge. Von hier aus wird das immer mehr in die Höhe steigende Livinerthal wieder angenehmer, und endiget sich endlich bey dem Dorfe oder Flecken Airol, Ariolo, Ariels, der unmittelbar am Fuß des Gotthards liegt; denn hier bekommt dieses Gebürge erst den eigentlichen Namen. Obgleich Airol im Thal und am Fuß des Berges liegt, so ist der Ort doch schon zwischen vier und fünftausend Fuß höher

als

als das Meer, oder die ebenen Flächen der Lombardey gegen Venedig hin. Ich kam mit anbrechender Nacht hier an.

Den 3 Junius. Reise von Airol über den Gotthard bis zum Dorfe Am Stäg. Zehn Stunden weit.

Heute that ich die beschwerlichste und gefährlichste der vielen Tagereisen, die ich bisher gemacht hatte; und ich werde lange daran denken. Der ganze Weg von Airol bis oben auf den Gotthardsberg ist fast durchgehends sehr steil. Gegen halb sechs Uhr des Morgens ritt ich aus, und immer so gerade in die Höhe, als ob ich eine Treppe hinauf ritt. Auf der ersten Stunde trifft man noch überall Holz an, schöne Lerchen- und Tannenbäume, die aber allmählig niedriger werden, und endlich sich ganz verlieren. Der übrige Theil des Berges ist alsdenn kahler Felsen, hier und da, wo sie nicht gar zu steil sind, mit einer Decke von Gras und Kräutern überzogen.

Reise über den Gotthardsberg.

Um 7 Uhr langte ich bey dem Schnee an. Nun hatte ich noch eine Stunde lang, oder etwas darüber zu steigen, und sah vor und um mich nichts, als eine weite Wüste von tiefem Schnee, der 20 bis 50 Fuß hoch die Gegend bedeckte. Der Theil des Berges, der so mit Schnee bedeckt war, ist noch immer eine Art von Thal, aber steil wie ein Dach; denn zu beyden Seiten erheben sich Berge von kahlen Felsen in die obere Luft. Durch dieses steile mit Schnee bedeckte Felsenthal stürzt der Ticino in einem engen, tief in die Felsen ausgehöhlten Bette sehr rauschend herunter, und läuft durch so viele Krümmungen, daß man oft darüber muß. Jetzt war der Strom mit

allen seinen steinernen Brücken verschneyt, und nur hier und da sichtbar. Man kommt einigemal darüber, ohne es zu wissen, weil der aufgehäufte Schnee statt einer Brücke dienet. Also reitet man über Schnee weg, der in der Tiefe kein Fundament hat, worauf er ruhet. Stürzte dieses Schneegewölbe ein, so würde man tief in einen Abgrund versinken, durch den ein reissender Strom herunterstürzt. Das Beste dabey ist, daß der Reisende seine fürchterliche Lage selten sehen kann. Doch kommt man auch auf Stellen, wo sie nur zu deutlich in die Augen fällt; wo man den Strom tief unter sich neben dem Wege hat, und dann etwas weiter hin in ein hohes Gewölbe, von bloßem Schnee über den Strom geschlagen, hinein sieht. Unter diesem Gewölbe sieht man den Strom wie aus einer dunkeln Höhle herausstürzen, und die Vorstellung, daß man nun über dieses so gebrechliche Gewölbe herüber reiten müsse, macht in der That schwindlich.

Zu dieser Gefahr kommt noch die von den Schneelawinen, die bisweilen von der Höhe herabrollen, und alles, was sie antreffen, mit sich fortreissen. Ich habe an ein paar Orten noch Ueberreste solcher Lawinen angetroffen, die vor kurzem heruntergestürzt und neben dem Wege liegen geblieben waren.

Dieser Weg hat nur dadurch einige Festigkeit, daß der Schnee durch das Eintreten dichter zusammengeballt und also fest geworden. Weil aber bey dieser Jahreszeit die Sonne schon ihre volle Kraft hat, so wurde der Schnee hier und da schon weich, und die Pferde traten oft tief herein. Es ist merkwürdig anzusehen, wie diese Thiere, wenn sie etwas eingesunken sind, sogleich die Gefahr empfinden, und mit

Vor-

Vorsichtigkeit sich wieder herauszuhelfen suchen, um sich nicht durch allzu lebhafte Bewegung noch tiefer in den Schnee herein zu arbeiten. Das Pferd worauf ich ritt, war etwas lebhafter als die andern, und bestrebte sich in solchen Fällen zu stark, daher es einige mal tief hineinsank. Dieses machte mir das Reiten zu beschwerlich, und ich entschloß mich, so schwach ich auch war, zu gehen. Aber auch dieses wurde mir sehr sauer, und ich fiel oft, wenn ich selbst etwas tief eintrat, um. Nach einem mühseligen zwey Stunden langen Wege über den Schnee, kam ich endlich gegen 9 Uhr auf der obersten Höhe des Weges bey den Capuzinern an, wo ich etwas ausruhte. Es sind hier zwey Häuser: in dem einen wohnen zwey Capuziner, welche die Durchreisenden von einigem Ansehen beherbergen und sehr gut bewirthen; das andere Haus ist ein Gästhof für Durchreisende von geringerm Stande, besonders für Säumer, oder solche, die auf Pferden, die hier Saumrosse (Chevaux de somme) genennt werden, Waaren fortschaffen. Mir begegneten viele Säumer auf dem Wege, und ich lernte, aber zu spät, von ihnen, wie man sich die Reise über den Schnee erleichtern könne. Jeder Säumer geht mit einer Spathe vor seinen Pferden her, und wo er den Schnee weich, oder wo er eingetretene Löcher darin findet, füllet er den Weg mit frischem Schnee aus, den er fest einstampfet; und so sinken seine wiewohl schwer beladene Pferde selten ein.

Diese oberste Höhe bey den Capuzinern ist dennoch nur ein Thal. Denn zu beyden Seiten desselben erheben sich hohe Berge von kahlen Felsen. Aber das Thal ist ziemlich weit. In demselben liegen nahe an

den

den Capuzinern einige Seen. Aus einem derselben fließt der Bach, der hernach zum Ticin wird, gegen die Mittagsseite herunter; aus einem andern ein ähnlicher Bach nach der Nordseite. Dieser wird hernach zu dem Fluß Reuß, welcher sich im Canton Bern in die Aare, nicht weit von ihrem Einfluß in den Rhein ergießt. Aber jetzt waren diese Seen nicht zu sehen, weil alles tief unter dem Schnee lag.

Ich will hier noch anmerken, daß diese Höhe bey den Capuzinern gerade der Punkt ist, wo die deutsche und welsche Sprache zusammenstoßen. Das Dorf Airol, von dem ich jetzt herkam, bedienet sich noch der welschen Sprache, und das nächste, dahin ich nun im Heruntersteigen kommen sollte, ist schon deutsch. Zwar verstehen und sprechen die Einwohner des Livinerthals fast durchgehends das Deutsche auch, aber unter sich sprechen sie welsch; und so verstehen die ersten Dörfer an der andern nördlichen Seite auch noch die welsche Sprache, obgleich die deutsche ihre eigentliche Muttersprache ist.

Hieraus läßt sich, wie ich denke, ziemlich deutlich abnehmen, wie in den alten Zeiten die Deutschen allmählig immer tiefer gegen Süden hin, die Welschen ihrer Seits immer tiefer nach Norden in diese Berge hineingedrungen, bis sie endlich auf der obersten Höhe auf einander getroffen haben. Es läßt sich aber vermuthen, daß die alten Lepontier vor den Deutschen sich bis hieher ausgebreitet, und sich selbst hier Gränzen gesetzt haben, weil sie gegen Norden herunter den Weg durch Felsen versperrt gefunden. Denn ostwärts vom Gotthard, in Graubündten, wo es leichter war, gegen Norden weiter vorzudringen, er-

strecft

streckt sich auch die welsche Sprache viel weiter gegen Norden hin, nämlich bis nahe an die Hauptstadt Chur; woraus abzunehmen, daß die alten Thuscier eher in dies Land gedrungen, als die Deutschen von der andern Seite dahin gekommen. Denn es ist natürlich, daß der, der zuerst kommt, am weitesten vorrücke. Wenn ich bedenke, daß das Livinerthal, das an der Südseite bis auf den St. Gotthard reicht, ehedem der Kirche zu Meiland, das Urseler Thal aber, das von der Nordseite an denselben Berg stößt, der Abtey Dissentis in Rhätien unterworfen gewesen, und daß endlich das freye Landvolk von Uri seine Wohnsitze bis an das Urseler Thal hat, so wird mir wahrscheinlich, daß hier drey verschiedene Völker bey ihrem Vordringen auf einander gestoßen sind: die Lepontier von Italien aus, die Urseler von Rhätien oder Morgen, und die Urner von Norden her. Aber ich komme wieder auf die Fortsetzung meiner Reise.

Ich mußte nun von den Capuzinern ab wieder nordwärts so herunter steigen, wie ich an der Mittagsseite heraufgekommen war, und hatte noch etwa anderthalb Stunden über den Schnee zu gehen. Auch diesen Weg machte ich zu Fuße, ließ mich aber, weil ich des Fallens müde war, führen. Der Weg geht doch nicht völlig so steil herunter, wie auf der Mittagsseite, und ist auch weniger gefährlich, weil man nicht so oft auf Schneegewölbern über die Reuß muß, die man meist allezeit zur rechten Hand behält. Doch fand ich mich gar sehr erleichtert, als ich das Ende des Schnees erreicht hatte, und wieder auf festen Boden treten konnte. Da setzte ich mich sehr vergnügt,

diesen greulichen Weg endlich im Rücken zu haben, wieder zu Pferde, und ließ mir so wohl seyn, als wenn ich über die schönsten Fluren ritte, ob ich gleich nichts als Felsen unter mir, und neben mir, und in der Höhe über mir sah. Gegen Mittag langte ich endlich in dem **Urselerthal** in dem Dorfe **Hospital** an.

Das Urselerthal. Dieses so hoch auf den Alpen liegende angenehme und fast ebene Thal ist der Wohnsitz eines besondern nicht zahlreichen Volkes, das unter der Oberherrschaft des Cantons **Uri** fast einer völlig republicanischen Freyheit genießt. Das Volk wohnt in vier Dörfern, die in dem Thale zerstreut liegen. Das ganze Thal ist von allen Seiten solchergestalt mit hohen und steilen Bergen umgeben, daß alle Zugänge in dasselbe mit gar leichter Mühe jeder menschlichen Macht könnten verschlossen werden. Man kann nur auf vier Wegen, die gerade nach den vier Hauptgegenden der Welt gehen, aus diesem Thale wegkommen: gegen Mittag hin über den **Gotthardsberg**; gegen Norden durch die Bergkluft herunter, welche die **Reuß** sich ausgehöhlt hat; gegen Abend über den **Furca** nach **Wallis**; und gegen Morgen über die **Oberalp** nach **Rhätien** hin. Aber alle diese Wege sind so beschwerlich, und an verschiedenen Orten so enge, daß sie leicht gänzlich zu versperren sind. Auf den das Thal einschließenden Bergen liegen die Quellen von vier beträchtlichen Flüssen: auf dem **Gotthard** die Quellen des **Ticino** und der **Reuß**; auf dem **Furca** die Quelle der **Rhone**, und nicht weit davon auch der **Aare**, und hinten auf der **Oberalp** die Quelle des **Vorderrheins**.

Ein nachdenkender Reisender geräth hier in nicht geringe Verwunderung, in einem Thale, wo man weder

Aecker,

Aecker, noch Bäume, noch sonst etwas zu Befriedigung menschlicher Bedürfnisse Dienendes siehet, schöne Dörfer und in sehr gutem Wohlstande lebende, gemächlich wohnende und gut gekleidete Einwohner zu finden. In der That haben hier die Menschen von allen Nothdürftigkeiten des Lebens nichts als Milch und Fleisch von ihrem Viehe. Gar alles Uebrige, bis auf das Brennholz selbst, muß sehr mühsam auf Pferden hergeholt werden. Und doch ist alles wirklich zum Ueberfluß da; und in den Gasthöfen kann man so gut speisen, als in großen Städten andrer Länder. Auch haben die Einwohner in ihrem ganzen Wesen weit mehr den Charakter wohlhabender Einwohner der Städte, als des bäuerischen Landvolks an sich; und die Vornehmern, denen die öffentlichen Angelegenheiten des Volks aufgetragen sind, haben, bey aller natürlichen Einfalt der hiesigen Sitten, weit mehr von dem vornehmen Bürger der Stadt, als von dem Landmann an sich. So weit geht die wohlthätige Wirkung der Freyheit und des völlig gesicherten Eigenthums.

Die Nahrungsquellen dieses Volks sind die herrlichen auf den Bergen zerstreuten Weiden, die größtentheils dem ganzen Volke als gemeine Besitzungen zugehören; dann in dem Thale selbst die Wiesen, worauf das Winterfutter für das Vieh gewonnen wird. Jeder Einwohner hat das Recht, so viel Vieh, als er von seinem eigenen Heu den Winter über füttern kann, den Sommer über auf die gemeinen Alpen zu schicken. Auch die, welche gar kein Eigenthum haben, genießen doch einen Antheil an den Alpenweiden.

Der hier gewonnene Käse, welcher Urseler Käse genennt wird, ist von vorzüglicher Güte, und wird häufig nach Italien, besonders nach Neapel verschickt; und von dort aus geht auch viel davon nach Spanien. Diese Waare, und denn das zum Verkauf aufgezogene Vieh, verschaffen den Einwohnern das nöthige Geld, um sich die ihnen fehlenden Bedürfnisse anzuschaffen.

Weg an der Reuß.

Gegen zwey Uhr Nachmittags reiste ich von Hospital ab, nordöstlich durch das angenehme und ebene Urselerthal, und gegen drey Uhr befand ich mich am Ende desselben. Hier scheint der Ausgang aus demselben unmöglich, weil überall senkrecht in die Höhe steigende Felsenberge herum stehen. Nur die Reuß hat gegen Norden sich einen engen Durchgang zwischen hohen Felsen durchgegraben. Weil sie aber keine Ufer hat, und zwischen diesen Felsen als durch einen Canal läuft, so kann man da nicht herauskommen. Daher hat hier ein Weg mitten durch einen an die Reuß stoßenden Felsen durchgehauen werden müssen. Er ist nur 80 Schritte lang, und gerade so weit, daß zwey Pferde vor einander vorbey können, und so hoch, daß der Reiter mit dem Kopfe nicht an dem Felsengewölbe anstößt. In der Mitte ist eine kleine Seitenöffnung gegen den Fluß, um dem Gange etwas Licht zu geben.

Ich kann mich nicht enthalten, zur Erläuterung und Bestätigung einer wichtigen Muthmaßung über den ehemaligen Zustand der Erde, hier eine leicht zu machende Anmerkung einzuschalten.

Würde hier die enge Kluft, wodurch die Reuß aus dem Urselerthal fließt, durch einen Damm, der

so

so hoch wäre, als die beyden zur Seite der Kluft stehenden Berge, verstopft, so würde das Thal in einen etliche hundert Fuß tiefen See verwandelt werden; denn es ist rings umher, wie ich schon erwähnt habe, mit hohen Bergen umgeben, zwischen denen, bis auf eine beträchtliche Höhe, nicht der geringste Ausweg für das Wasser der Reuß seyn würde. Dergleichen mit Wasser angefüllte Thäler, die Seen bilden, finden sich noch überall auf den Alpen. Hier aber lehret der Augenschein, daß die erwähnte Oeffnung ehedem wirklich verschlossen gewesen sey. Folglich ist es keine bloße Muthmaßung, daß das Urselerthal ehedem der Grund eines großen, sehr tiefen und wenigstens 5000 Fuß über die jetzige Fläche des Meeres erhöhten Sees gewesen sey. An dem schwächsten Orte der die Ufer dieses ehemaligen Sees bildenden Berge hat sich das Wasser allmählig, vielleicht auch plötzlich, einen Ausweg gebahnet, wodurch der See ablaufen konnte. Durch dieses Ablaufen aber ist natürlicher Weise die ganze Kluft, durch welche der Weg von hier bis auf die Ebene herunter geht, ausgehöhlt worden. Steine und Erde, die der gewaltsame Strom mit sich fortgerissen, blieben auf jener Ebene liegen, und bilden gegenwärtig den Boden auf dem flachen Lande, das vor diesen Bergen liegt.

Aber ich komme wieder auf die Fortsetzung meiner Reise. Ein größerer Contrast ist vielleicht in der Natur nicht zu sehen, als der, den hier die beyden Scenen machen, die man diesseits und jenseits dieses Durchganges sieht. Ehe man durchgeht, befindet man sich in einem ebenen, mit schönen Fluren angefüllten sehr angenehmen Thale; einem Wohnsitz, der die

Empfindung der sanftesten Ruhe erwecket. Achtzig Schritte weiter befindet man sich in einer engen und tiefen, dazu grausenvollen Kluft, zwischen hohen, überall gespaltenen und den Einsturz drohenden Felsen. Man wird von dem tobenden Geräusche des in gewaltigen Cascaden sich in den Abgrund stürzenden Flusses ganz betäubt. Der Weg ist hoch über dem wütenden Strom an den Felsen ausgehauen, und eine wie in der Luft schwebende schmale steinerne Brücke führet von einer Felsenwand zu der andern herüber. Dieses ist die sogenannte Teufelsbrücke. Das Fürchterliche der Scene, in der man sich beym Uebergange über diese Brücke befindet, übertrifft alle Beschreibung. Wo man das Auge hinwendet, fühlt man Gefahr. Die erstaunliche Gewalt, womit der Fluß beym Herabstürzen die Fundamente der Felsen bestürmt, erwecket die Furcht, daß sie einstürzen möchten. Siehet man in die Höhe, so drohen die überhangenden und gespaltenen Felsen den Einsturz. Das gewaltige Brausen des Wassers, die schwindelnde Höhe auf der man steht, der Staubregen von dem man bedeckt wird, alles dieses zusammen macht einen wunderbaren Eindruck auf das Gemüth; und hernach begreift man nicht, wie Menschen sich haben unterstehen können, sich hier einen Weg zu bahnen.

Von hier aus hat man noch ohngefähr fünf Stunden fast in gerader Linie und meistentheils ziemlich steil herunterzusteigen, ehe man auf die Ebene an dem Fuß des Berges kommt. Der Weg geht durch eine Kluft, die der Fluß mit der Länge der Zeit sich durch diese Berge ausgehöhlt hat. Denn nur das Bett des Flusses trennet die einander gegenüber liegenden

den

den Berge, deren Gipfel überall viel hundert, an einigen Orten bis an 1000 Fuß hoch, und meistentheils sehr steil sind. Der Weg läuft an diesen Bergen ziemlich hoch über dem Flusse, bald an dem linken und bald an dem rechten Ufer desselben hin, und hat an vielen Orten in den Felsen müssen ausgehauen werden.

Man hat also die Reuß beständig dicht neben dem Wege unter sich, höret das starke Geräusch, und siehet die mannichfaltigen Wasserfälle des über die Felsen herunterströmenden Wassers. Hieraus sollte man einen traurigen und finstern Weg vermuthen; allein er hat doch seine großen Annehmlichkeiten. Eine Menge Wasserfälle, bald rechter, bald linker Hand des Weges, die von beynahe unabsehbaren Höhen herunterstürzen, verschiedene Dörfer und einzelne Hütten am Wege, machen ihn doch ergötzend. Denn an einigen Orten sind die Berge, zwischen denen man heruntersteigt, weniger steil, oder haben an ihren abhangenden Seiten von Natur gebildete Terrassen; und wo dergleichen sind, da stehen auch Häuser oder ganze Dörfer, so daß das Auge immer Abwechselung genug hat.

Bey Gestinen, einem Dorfe eine Stunde unterhalb der Teufelsbrücke, traf ich blühende Kirschbäume an. Dieses Dorf liegt am Eingange eines von dem linken Ufer der Reuß gegen Abend in die Gebürge hineinlaufenden Thales, aus dessen anliegenden Bergen schöne Krystalle gegraben werden. Unterhalb diesem Dorfe trifft man immer mehr und mehr an den Bergen wachsende Holzungen an, da weiter oben die Berge fast ganz kahl sind.

An ein paar Orten kommt man neben sehr engen und tiefen, in die Seiten der Berge ausgehöhlten Klüften vorbey, durch welche sich Bäche herunterstürzen. Aus diesen Klüften blasen beständig kalte Winde gegen den Weg heraus, die von dem herunterstürzenden Wasser verursacht werden. Ohne Zweifel haben dergleichen Winde die Gelegenheit zu Erfindung der durch herunterfallendes Wasser wirkenden künstlichen Gebläse gegeben.

Gegen Abend, als ich über die Hälfte dieses Weges herunter war, fieng es an sehr warm zu werden. Mein fahrenheitisches Thermometer stund auf 74 Grad. Dennoch traf ich, da ich nur etwa noch eine halbe Stunde von dem Dorfe Am Stäg entfernt, folglich beynahe den Berg herunter war, noch auf eine große Brücke von Schnee, die über einen starken seitwärts aus dem Berge herausströmenden Bach gieng. Diese gab mir Gelegenheit, eine seltene Beobachtung zu machen. Mein Wegweiser, der vor mir herritt, wollte hier über den Schnee wegreiten, weil wirklich ein Weg über denselben gebahnt war. Allein das Pferd weigerte sich hartnäckig, diesen Weg zu nehmen; der Reiter brauchte Gewalt, und spornte aus allen Kräften: aber der Gaul bäumte sich auf, und wollte durchaus nicht fort. Endlich gab der Reiter nach, ritt etwas tiefer an der Seite des Berges hinein, und da war eine steinerne Brücke über den Bach geschlagen. Als ich über die Brücke ritt, sah ich, daß das, was ich vorher blos für einen festen Klumpen Schnee angesehen hatte, ein hohes und nur etwa noch eine Elle dickes Schneegewölbe war, unter dem der Bach wegrollte. Es erschreckte mich daran

zu

zu denken, daß wir hier aller Wahrscheinlichkeit nach unglücklich geworden wären, wenn das Pferd meines Begleiters nicht klüger als der Reiter gewesen wäre. Das Schneegewölbe würde, da es schon so dünne war, ohnfehlbar unter uns eingestürzt seyn.

Dieses war der letzte gefährliche Schritt auf dem sonderbaren Wege, den ich heute gemacht habe. Denn bald nachher kamen wir ganz auf die Ebene herunter, wo ich wieder Wiesen und eine Menge schöner Obstbäume antraf. Nach sieben Uhr langte ich glücklich zu Am Stäg an, das ganz in der Ebene, gerade vor dem Eingange des Schlundes liegt, durch welchen ich herunter gekommen war.

Betrachtungen bey Reisen über hohe Gebürge.

Ich kann mich nicht enthalten, ehe ich die Alpen verlasse, noch ein paar allgemeine Anmerkungen über die Reisen durch solche hohe Gebürge zu machen. Seitdem ich in meiner Jugend durch einen Theil der Alpen gereiset, habe ich oft gedacht, daß der, welcher nie in solchen Gebürgen gewesen ist, das Größte, das Wunderbarste und Merkwürdigste in der leblosen Natur nicht gesehen habe; und jetzt bin ich wieder aufs neue in dieser Meinung bestärkt worden. Alle Begriffe von Macht und Größe und unwiderstehlicher Gewalt, die man sich bey Gelegenheit der menschlichen Anstalten gemacht hat, verschwinden hier wie Wasserblasen; und von den großen Veranstaltungen der Natur zur allgemeinen Oekonomie dieses Erdbodens bekommt man da ganz andre Begriffe und Einsichten, als durch langes Forschen und Studieren im Cabinett. Diese Anmerkungen scheinen mir einiger Entwickelung werth zu seyn.

Die ersten Begriffe von Macht und Größe, die wir uns bilden, entstehen insgemein aus Betrachtung dessen, was die Menschen thun können, wenn Tausende derselben, unter der Leitung eines kühnen oder scharfsinnigen Kopfes, ihre Kräfte zu einem großen Werke vereinigen. Eine solche Macht scheint uns das Höchste zu seyn, was wir uns von Kraft und Wirkung vorstellen können. Wenn sie auf Zerstörung oder Eroberung ausgeht, so muß alles vor ihr weichen; und wenn sie es unternimmt dauernde Werke zu stiften, so scheint sie der Natur Trotz zu bieten. Wüste Länder werden zu herrlichen und fruchtbaren Wohnsitzen; große Städte und herrliche Gebäude werden wie durch eine Schöpfung hervorgebracht, und setzen den, der sie in der Nähe sieht, in Erstaunen. Das Donnern und die unwiderstehlich scheinende Gewalt des Geschützes, die Kriegsheere und Kriegsflotten sind im Fürchterlichen das Höchste und Größte, das die Menschen insgemein sich denken können.

Mir fiel es gar oft während meines Zuges über die Alpen ein, gewisse Wirkungen der Natur, die ohne Bestrebung, ohne außerordentliche Anspannung ihrer Kräfte, gar leicht erfolgen könnten, und wirklich oft erfolget sind, gegen die vereinigte Macht nicht nur eines, sondern vieler Völker zugleich, zu halten: und da verschwand diese augenblicklich. Ich stellte mir ein großes Kriegsheer mit allen fürchterlichen Werkzeugen der Verwüstung versehen, etwa in einem Bergthale gelagert vor, und dachte, wie schnell eine solche Macht durch Einstürzen eines gegen das Thal überhängenden Gebürges völlig zernichtet werden würde, wie so gar nichts die vermeinte Macht eines sol-

chen Heeres gegen einen solchen gar leicht möglichen Fall ausrichten könnte. Da empfand ich, daß es der Natur gleich leicht fallen würde, ein Heer von Menschen oder eine Fliege zu zerschmettern. Dergleichen Fälle von Einstürzen ganzer Gebürge können sich sogar aus geringen Ursachen zutragen, und haben sich in ältern Zeiten zugetragen, wie man überall in den Gebürgen deutlich wahrnehmen kann.

Eben so schnell könnten von den hohen Alpengebürgen Wasserfluthen herunterströmen, die ganze Völker von der Ebene mit allen Herrlichkeiten ihrer Werke wegspülen würden, wie ehedem durch die Sündfluth geschehen. Dazu wäre weiter nichts nöthig, als daß im Frühjahre, wenn alle Gebürge hoch mit Schnee bedeckt sind, dieser durch einen warmen Wind, oder durch den Ausbruch unterirdischer Feuer plötzlich in Wasser zerflösse. Hier liegt also ruhende, aber leicht in Bewegung zu setzende Macht, gegen welche die vereinigten Kräfte der Menschen gerade für nichts zu rechnen sind. Freylich kann nur der, welcher die Beschaffenheit der Gebürge genau beobachtet, sich einen deutlichen Begriff von solchen gewaltsamen Revolutionen machen. Doch kann auch der, welcher die Gebürge nicht kennt, sich schon aus der Geschichte etwas davon vorstellen. Weit ausgebreitete Ueberschwemmungen und Verwüstungen ganzer Länder, dergleichen Deukalions und Ogyges Fluthen gewesen, haben sich an vielen Orten zugetragen. Als Proben im Kleinen lese man, was Bouguer in seiner Beschreibung von Peru von den Fluthen sagt, die dort bisweilen vom Ausbruch feuerspeyender Schneegebürge entstanden sind. Von dergleichen Ausbrüchen der

Gewässer ist es gekommen, daß alle ebnere Länder so hoch mit Schutt von Sand, Erde und Steinen aufgehöhet sind. Denn was ist der Boden, auf dem wir wohnen, und auf dem unsre Aecker gebaut werden, anders, als ein aus den Gebürgen herunter gespülter Schutt von eingestürzten Bergen? Dieser liegt an vielen Orten etliche hundert Fuß hoch über den ursprünglichen natürlichen Boden erhöht.

Angenehmer ist die Betrachtung über die zweyte vorhergemachte Anmerkung. Jedes hohe Gebürge ist ein Magazin, aus welchem der weise Schöpfer der Welt durch sehr einfache, aber nie genug bewunderte Anstalten nahen und fernen Ländern, Thieren und Pflanzen das wichtigste Bedürfniß, das Wasser, austheilet. Nichts müßte den Bewohnern der Ebenen unbegreiflicher seyn, wenn sie nachdächten, als das immerwährende Fließen der Wasserquellen, und das beständige Fortströmen der Flüsse. Sie müßten bemerken, daß irgendwo ein unerschöfliches Behältniß von Wassern seyn müßte, aus dem Quellen, Bäche und Flüsse, die das Wasser in so ungeheurer Menge wegführen, dasselbe empfangen.

Wer über hohe Gebürge gekommen ist, hat diese unerschöpfliche Wassermagazine gesehen, und auch wahrgenommen, daß sie deswegen unerschöflich sind, weil sie selbst täglich aus der Luft mit neuem Vorrath angefüllt werden. Und dann begreift er den immerwährenden Lauf der Flüsse leicht.

Auf den höchsten Gebürgen regnet es das ganze Jahr hindurch selten. Die Dünste fallen, wegen der auf diesen Höhen herrschenden Kälte, als Schnee herunter. Daher sind diese Gebürge das ganze Jahr

hindurch mit einer unglaublichen Menge Schnee bedeckt. Den Winter über vermag die innere Wärme der Berge, von welcher Ursache sie herkomme, so viel, daß immer von dem Schnee, da wo er auf wärmern Stellen aufliegt, etwas schmelzt und an den Felsen herausrinnt. Im Sommer hat die Sonne so viel Kraft, daß sie täglich so viel, als nöthig ist, schmelzen macht. Tausend kleine unter dem Schnee hervorrinnende Wasseradern sammeln sich allmählig in Bäche, und diese vereinigen sich von vielen Seiten her in Ströme, deren etliche endlich in einen großen Fluß zusammenstoßen.

Man begreift leicht, daß dieses Schneemagazin nie erschöpft wird; so viel die Wärme täglich davon zerfließen und herabrinnen macht, so viel ohngefähr wird auch durch den aus der Luft herunterfallenden Schnee wieder ersetzt. Dieses allein wäre zum immerwährenden Fließen der Bäche und Quellen schon hinlänglich. Aber im Sommer kommt noch eine Ursache hinzu. Auf den hohen Bergen fällt ein sehr reicher Thau; und selbst die Wolken, welche an den Bergen hangen, triefen beständig Wasser herab. Ich habe oft mit Verwunderung gesehen, wie auf den Gebürgen in den Morgenstunden von jeder Pflanze das Wasser abtröpfelt. Dies macht den Boden überall naß. Etwas von der Nässe sammelt sich in kleine Wasseräderchen, und fließt gleich ab, um die kleinsten Bächelchen zu vergrößern; ein andrer Theil zieht sich in die Erde, und rinnt in kleine Felsenhöhlen zusammen, woraus hernach beständige Quellen entspringen. Darum sind die Felsenberge überall gespalten, um das einrinnende Wasser durchzulassen.

Hieraus wird eine der wunderbarsten Anstalten der Natur ganz begreiflich. Man siehet zugleich den Grund, oder die Absicht von der erstaunlichen Höhe der Alpengebürge; sie mußten so hoch seyn, um die obere kalte Gegend der Luft zu erreichen, damit der Schnee darauf dauern konnte. Man siehet, warum diese Berge in ihrer ursprünglichen Anlage von harten Felsen sind: denn wären sie von Erde oder weichem Gesteine, so würden sie von den herunterströmenden Bächen allmählig abgespült werden, und endlich in niedrige Klumpen zusammensinken; und dieses müßte eine allgemeine Verwüstung der Natur verursachen, weil alsdenn auch erwähnte Wassermagazine aufhören würden.

Ich könnte noch mehr eben so deutliche Merkmale einer höchst weisen, zur allgemeinen Oekonomie der Natur dienenden Einrichtung der Berge anführen, wenn ich Lust hätte weitläuftig zu seyn. Dieses Wenige ist hinlänglich, zu zeigen, wie abgeschmackt und ungereimt einige sich für freydenkende Philosophen ausgebende über die hohen Gebürge geurtheilt haben, wenn sie dieselben für Ueberbleibsel einer durch den Zufall verursachten Verwüstung des Erdbodens halten, oder noch alberner, als Gegenstände beschreiben, welche die Natur verunzieren, und aus denen sie gern den Schluß ziehen möchten, daß ein blinder Zufall alles beherrschet. Gerade das, was solche unphilosophische Träumer, die sich selbst für die einzigen ächten Philosophen halten, als einen unüberwindlichen Einwurf gegen die Weisheit der Einrichtung der Natur anführen, ist mir der lebhafteste Beweis des Gegentheils;

so gründlich und so reif ist die Einsicht dieser Leute in die innere Beschaffenheit der Natur.

Aber es ist Zeit, daß ich die Erzählung von meiner Reise fortsetze. Ich hoffte, diese Nacht mich von der heutigen schweren Tagereise zu erholen, und freute mich nunmehr, diesseits der Alpen zu seyn, und weniger mühsame Wege vor mir zu haben. Aber mein schleichendes Fieber hatte sich heute stark vermehret, und ich brachte die Nacht in Unruh und Verwirrung der Lebensgeister zu. Zum Glück hatte ich den folgenden Tag eine zum Ausruhen sehr bequeme Tagereise vor mir.

Den 4 Junius. Reise von dem Dorfe Am Stäg nach Altorf, und von da über den Vierwaldstädtensee nach Lucern; etwa zwölf Stunden weit.

Der Weg von hier nach Altorf geht durch das ebene breite Reußthal, durch welches die Reuß nach dem See der sogenannten vier Waldstädte, Uri, Schweiz, Unterwalden und Lucern hinläuft, und an diesem See endigt sich auch das Thal. Es ist sehr fruchtbar, und hat besonders fürtreffliche Wiesen; am Wege viel schöne Obstbäume und herrliche Wallnußbäume. Man sagt insgemein, daß der Wallnußbaum keine andere Gewächse unter sich leide, und daß sein Schatten schädlich sey. Davon wird man hier nichts gewahr. Ich habe sogar auf diesem Wege einen mächtigen süßen Kirschbaum von trefflichem Stamm und Krone angetroffen, der dicht am Stamme eines ebenfalls sehr großen Wallnußbaumes empor

Abreise vom Dorfe Am Stäg.

vor stieg, so daß die Wurzeln beyder Bäume nothwendig mußten durcheinander geschlungen seyn.

Altorf. Altorf ist, wie bekannt, der Hauptort des Cantons **Uri**, wo die Regierung ihren Sitz hat: ein schöner Ort, ohne Mauern, der aber wirklich viel gute und große öffentliche und Privatgebäude hat, und sehr schön gelegen ist. Man wundert sich doch, in einem sehr eingeschränkten Thale außer zwey großen Dörfern noch einen solchen Hauptort zu sehen, der Spuren von Reichthum zeiget. Dieser kann nun freylich nicht von den dortigen Landesgütern herkommen, die nicht einmal hinreichend seyn können, die beyden Dörfer dieses Thales mit hinlänglichen Lebensmitteln zu versorgen. Handlung ist auch sehr wenig, und von Fabriken gar nichts da. Was also an Reichthum da ist, muß in fremden Kriegsdiensten erworbenes Vermögen seyn. Die vornehmen Familien haben immer jemanden aus ihrem Mittel in französischen, spanischen, päbstlichen und andern Diensten. Die zu Hause an der Regierung sitzen, leben meistentheils von Pensionen des französischen Hofes. Diese werden bezahlt, damit der Hof immer nicht nur die aus diesem Lande im Sold habenden Völker beständig ergänzen könne, sondern überhaupt vermittelst des Einflusses, den die Vornehmen haben, bey dem ganzen helvetischen Staatskörper willkührlichen Einfluß behalte. Und eben so hält es der französische Hof auch mit den übrigen katholischen Cantonen. Dieses macht, daß vermittelst einer jährlichen Summe von etwa 40000 Louisd'or, der König von Frankreich von den katholischen Orten erhält, was er in seiner Verbindung mit den Eidgenossen zu erhalten wünscht.

Aber

Aber eben dieses hat eigentlich dem ganzen helvetischen Staatskörper seine ehemalige Macht und sein Ansehen benommen. Die katholischen Stände haben aus einem unglücklichen Mitsrauen gegen die etwas stärkern und weit reichern reformirten Stände geglaubt, die Politik erfodere von ihnen, sich sehr genau und eng an Frankreich zu halten; und der Vortheil, den nun die an der Regierung sitzenden Personen durch die jährlichen Pensionen genießen, da 100 Louisd'or in diesem Lande beynahe schon hinreichen, eine ganze Familie das Jahr durch zu erhalten, hat diese Verbindung noch enger und beynahe unauflöslich gemacht. Daher ist es gegenwärtig beynahe unmöglich, daß der helvetische Staatskörper je einen Schluß fassen könnte, der dem französischen Hofe misfällig wäre.

Ich befand mich nunmehr in einem zwar sehr abgelegenen, durch unzugängliche Gebürge von der Welt abgesonderten, einsamen und unerheblichen Winkel des Erdbodens, der aber durch ehemalige wahrhaftig bewunderungswürdige Thaten berühmt worden, und jedem, der politische Freyheit zu schätzen weiß, verehrungswürdig seyn muß.

In Altorf nahm die gegenwärtige helvetische Freyheit und Unabhängigkeit ihren Anfang; und an, oder unweit dem See, über den ich jetzt fahren mußte, liegen Oerter ehemaliger großer Scenen, wodurch ein kleines, in seinen Kenntnissen und Sitten höchst einfältiges, dabey armes Volk sich, gegen die Bestrebungen einer großen tyrannischen Macht, in unumschränkte Freyheit und gänzliche Unabhängigkeit gesetzt hat. Ich war jetzt in dem Vaterlande eines Tells,

eines

eines Walther Fürsts, eines Arnolds von Winkelried, und anderer Männer, deren kühner Muth weniger glänzende, weniger gepriesene, aber nicht weniger große Thaten verrichtet hat, als Agamemnon, Achilles, Ajax und andere homerische Helden. Ich gestehe, daß das Andenken der ehedem hier vorgefallenen Dinge mich mit Ehrfurcht für die kleinen Länder, die ich heute betrat, oder in der Nähe neben mir sah, erfüllet hat. Dieses ist, dachte ich, wahrer elastischer Boden, nicht fabelhafter, sondern wirklicher großer Scenen, deren herrliche Folgen jetzt, nach mehr als vier Jahrhunderten, die hiesigen Landeseinwohner noch in vollem Maaße genießen.

Fahrt über den Vierwaldstädtensee.

In Altorf entließ ich die Pferde, die mich von Lugano hieher gebracht, und gieng zu Fuße bis in das Dorf Flüelen, welches an dem See liegt. Ich hatte mein Gepäck dahin vorausgeschickt, und ein kleines Schiff miethen lassen, das mich heute noch nach Lucern bringen sollte, welches an dem untern Ende dieses Sees liegt. Die Fahrt über diesen See herunter kann in der ersten Stunde von Flüelen aus bey entstehendem Winde gefährlich werden, weil man wegen der völlig steilen Felsenküste nirgend anlanden könnte. Nachher aber kann man, wiewohl auch eben nicht wo man will, aber doch an gar vielen Orten landen, von denen man fast überall, wo man die bevorstehende Gefahr zu merken anfienge, in kurzer Zeit einen erreichen könnte.

Ohngefähr eine halbe Stunde unterhalb Flüelen tritt von den steilen Bergen, die rechter Hand an dem See liegen, ein flacher Felsen, wenig über das Wasser hervorstehend, etwas in den See hinein. An die-

diesem Orte sprang der brave Tell von dem Schiffe, darin er gefangen sollte weggeführt werden, ans Land, und erstieg den unwegsamen Berg, wodurch er sich, und hernach durch die Folgen seiner Thaten das ganze Land in Freyheit setzte. An diesem Orte ist dem Helden der Freyheit zu Ehren ein kleiner offener Tempel, des Tellen Capelle genannt, erbaut worden. Ich stieg hier aus, um darin die Empfindung der Ehrfurcht für diesen Helden desto lebhafter zu fühlen. Die Capelle ist gegen den See nur mit einem hölzernen Geländer, das jeder aufmachen kann, verschlossen. Inwendig sind an den Mauren Tells Thaten, und einige andere dadurch nachher verursachte Scenen gemalt. Es sind aber nur noch ein paar ganz alte Gemälde, von denen eines die Schlacht bey Sempach vorstellt, übrig; die andern sind neuer, weil vermuthlich der Kalk, auf den die ältern gemalt gewesen, herunter gefallen war. Es machte doch einen sonderbaren Eindruck auf mich, Gemälde von berühmten alten Thaten zu betrachten, und mich zugleich an dem Orte, wo sie vorgefallen sind, zu befinden, und das Locale der gemalten Scene mit dem in der Natur selbst vergleichen zu können.

Für einen Forscher nach den uralten Veränderungen in der Natur, wodurch die Oberfläche der Erde ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hat, ist die Reise über diesen See höchst merkwürdig. Die Küste rechter Hand zeiget sehr hohe, meist ganz kahle, steile und an mehr Orten senkrecht aufsteigende Berge, an denen fürtreffliche Beobachtungen über die Bergschichten zu machen sind. Es ist hier der Ort nicht, mich weitläuftig über das, was ich selbst davon beobachtet

habe,

habe, einzulassen; doch will ich einer dieser Beobachtungen Meldung thun, die besonders merkwürdig ist. An einem Berge, nicht weit von Tellens Capelle, siehet man sehr deutlich, wie der Berg erst bis auf eine große Höhe aus seinem ursprünglichen, nicht in Schichten liegenden Felsen bestehe. Ueber demselben siehet man ein aus vielen Schichten bestehendes Gestein, über welchem wieder andre nicht in Schichten getheilte Felsen liegen. Ich muß, um einen Begriff von dieser Sache zu geben, folgende zur Erläuterung dienende Zeichnung hersetzen.



Der

Der untere mit A bezeichnete Theil des Berges ist ohne Schichten; darauf folgen viele parallel auf einander liegende Schichten B, und endlich wieder Felsen ohne Schichten C, die den obersten Theil des Berges ausmachen. Die Schichten liegen zum Theil wagerecht; aber eben dieselben erscheinen hernach gebrochen, gesenkt und an einigen Orten in viele Zikzak verdrückt, wie man es ohngefähr aus der Figur sich vorstellen kann.

Hieraus scheinet mir offenbar, 1) daß diese Schichten aus dem Bodensatze sehr vieler nach einander erfolgten Ueberschwemmungen des ursprünglichen Berges A entstanden sind; 2) daß damals der obere Theil des Berges C noch nicht da gewesen; 3) daß dieser obere Theil erst hernach, nachdem die Schichten bereits hart geworden, von einem noch höhern Berge, der jetzt nicht mehr da ist, auf diese Schichten herabgesunken; und daß 4) damals ein weniger fester Theil des ursprünglichen Berges bey D nachgegeben, wodurch die darüber liegenden Schichten ebenfalls nachgesunken, und durch Quetschung des darauf gestürzten Felsens ihre gegenwärtigen mannichfaltigen Richtungen angenommen haben. Aber ich will mich hier nicht weiter in diese Materie vertiefen, worüber ich anderswo ausführlich zu handeln gedenke, wenn ich noch einige Monate lang leben und bey Kräften bleiben sollte.

Ich komme auf eine herrliche Scene von ganz anderer Art. Gegen fünf Uhr landeten meine Schiffsleute an dem linken Ufer bey einem einzeln stehenden Gasthofe im Canton Unterwalden an. Ich stieg etwas an dem Berge heran, um die Aussicht über

den See und das Land jenseit desselben freyer zu haben. Hier sah ich gegen mir über jenseit des Sees eine der herrlichsten Scenen, die mir jemals vor die Augen gekommen sind. Vorher habe ich gesagt, daß der See, über den ich jetzt fuhr, mit hohen Bergen umgeben sey. Gerade dem Orte, wo ich jetzt stund, gegenüber, war eine weite Oeffnung zwischen diesen Bergen, und durch diese ward mir die freye Aussicht über den vornehmsten Theil des Cantons Schweiz verstattet, welcher gerade wie die Scene eines Theaters vor mir lag. Im Vorgrunde standen die beyden Berge, zwischen denen die erwähnte Oeffnung war. Auf der Scene selbst erschien erst der große Flecken Brunnen, mit einer Menge in seinem Hafen liegender Kähne; hinter diesem herrliche Fluren, durch welche ein schlängelnder Fluß läuft, eine große Menge überall zerstreuter Landhäuser, und um dieselben schöne Bäume; gegen den Hintergrund der Flecken Schwyz, mit allen weit um denselben verbreiteten Landhäusern, Kirchen und Klöstern, und hinter dem der erstaunliche in zwey gewaltige Hügel abgetheilte Berg, der von seiner Gestalt der **Haken** genennt wird; dieser machte mit den neben ihm liegenden kleinen Bergen den hintersten Grund des Gemäldes aus. Ich habe nur die Hauptgegenstände genennt; aber von der unbeschreiblichen Mannichfaltigkeit einzelner Gegenstände, dem lachenden Reichthume des Bodens, und der bezaubernden Schönheit des Ganzen, kann ich keinen Begriff geben. Die sich bereits neigende Sonne gab bey der hellsten Luft dieser Landschaft die vortheilhafteste Erleuchtung. In Merians Topographie von Helvetien ist eben dieses Gemälde in dem Kupfer, das

nach

nach der 38 Seite folgt, abgebildet, aber aus einem höhern Standpunkte als der meinige war; daher die Gegenstände in diesem Kupfer etwas mehr zerstreut sind, als ich sie gesehen habe. Denn es sind seit den 120 Jahren, seitdem die merianische Zeichnung gemacht worden, eine Menge neuer Landhäuser aufgebaut worden, welche das Gemälde jetzt reicher machen. Von allen Aussichten, die ich jemals gesehen, erinnere ich mich dieser am öftersten, und allemal mit der süssesten Empfindung. Es kostete mir Mühe, bey heranrückendem Abend diese Gegend zu verlassen.

Der übrige Theil meiner Fahrt war ebenfalls reich an den herrlichsten Aussichten, die sich aber nicht beschreiben lassen. Um 9 Uhr, da es eben Nacht ward, langte ich glücklich in Lucern an; sehr vergnügt über die so wenig ermüdende und doch so schöne an mannichfaltigen Scenen reiche Tagereise.

Den 5 Junius. Reise von Lucern nach Zürich. Zehn Stunden weit.

Weil ich in Lucern nichts zu thun hatte, und diese Stadt mir von einer ehemaligen Reise schon bekannt genug war, so wollte ich mich hier nicht aufhalten, sondern reiste ganz früh wieder ab. Die Stadt liegt unmittelbar an dem Fuß der Alpen; nordwärts von Lucern aber liegt ein ebneres und fruchtbareres Land, das zwar auch noch aus Hügeln und Thälern besteht, aber in Vergleichung der Alpen für ebenes Land kann gehalten werden. Durch Lucern fließt die Reuß, welche hier aus dem See herauskommt. Das weite Thal, durch welches sie von hier aus bis nach der Aare fließt, ist ein eben so angenehmes als fruchtba-

Von Lucern nach Zürich.

res Land, welches einen fürtrefflichen Kornboden, auch schöne Wiesen und gute Weiden hat. Eine Menge schöner und reicher Dörfer auf beyden Seiten der Reuß machen es zu einem der angenehmsten Striche Landes, die ich gesehen habe. Mein Weg gieng queer über dieses Thal, durch einen Theil des Cantons Zug, gegen ein noch ziemlich hohes längst dem züricher See liegendes Gebürge, das Albis genennt.

Ich kam durch etliche schöne Dörfer, in denen die hohen, weitläuftigen und schön gebauten Bauerhäuser Freyheit und beträchtlichen Wohlstand ankündigen. Die Landstraße ist meistens gut, bis man an das Albis kommt, wo sie denn ziemlich steil in die Höhe geht. Ganz oben auf dem Berge, der hier einen ziemlich breiten Rücken hat, auf dem schöne Felder und Wiesen sind, ist ein sehr guter Gasthof, wo ich den Mittag blieb.

Das Albis.

Von der Höhe dieses Berges hat man sehr weite und merkwürdige Aussichten, die allein eine Reise von etlichen Tagen belohnen würden. Gegen Nordost, Norden und Nordwesten übersiehet man einen großen Theil des Cantons Zürich, und noch über denselben hinaus die Höhen der Cantone Basel und Schafhausen, und eines Theiles von Schwaben, die hohen Gebürge der Grafschaft Toggenburg und des Cantons Appenzell. Aber das Schönste dieser Aussicht macht der züricher See, den man gerade unter sich hat, und beynahe nach seiner ganzen Länge übersehen kann. Am nordwestlichen Ende desselben fällt die Stadt Zürich selbst, in einer Entfernung von etwa anderthalb deutschen Meilen, ins Auge. Von da aus siehet man die beyden herrlichen Ufer dieses Sees

mit

mit einer unzähligen Menge Landhäuser und mit den schönsten Dörfern, die man irgend sehen kann, besetzt. Neben den Ufern liegen erst mäßige Hügel, größtentheils mit Weinreben bepflanzt; hinter und über diesen etwas höhere zu Ackerland, und dann wieder höhere von Weideland und Holzungen. Gegen Morgen hin sind auch diese noch mit mehrern sich immer höher hebenden Bergen umgeben, bis sich endlich ihre Gipfel in den Wolken verlieren. Dieses ist die Aussicht von dem Berge gegen Norden, Nordost und Nordwest.

Siehet man nach der entgegenstehenden Seite des Berges, so hat man einen andern Theil des Cantons Zürich, fast die ganzen Cantone Zug und Lucern, die sogenannten freyen Aemter und einen Theil des Cantons Bern, hinter diesen Ländern aber einen sehr langen Strich der Alpen mit den prächtigen Schneegebürgen vor sich. Wer solche weit ausgebreitete, mit so unbeschreiblicher Mannichfaltigkeit angefüllte Aussichten nie selbst gesehen hat, dem könnte man unmöglich einen Begriff von der gleichsam bezaubernden Schönheit derselben machen.

Von diesem Berge geht die Straße nach Zürich durch ein enges Thal, das zwischen eben diesem Berge und den längst dem Ufer des Sees hinlaufenden Hügeln liegt. Ob man gleich durch ein paar Dörfer kommt, und eine Menge wohlgebauter Landhäuser, die nach Zürich gehören, und andrer den Landleuten eigener Häuser antrifft, so siehet man doch längst dem Albisberg hin verschiedene ins Wilde fallende, aber romantisch einsame und und schöne Gegenden, davon einige dem berühmten und liebenswürdigen Dichter und

Zeichner Geßner zu Originalen seiner poetischen Schilderungen und malerischen Zeichnungen gedient haben.

Je näher man gegen Zürich kommt, je lebhafter wird die Straße. Auf der letzten Stunde des Weges ist sie zu beyden Seiten fast durchaus mit Häusern besetzt, deren schöne Lage, Bauart, Reinlichkeit und ganze Einrichtung etwas mehr als Wohnungen des Landmanns anzeigen. Man bemerkt nicht nur Wohlstand, sondern Reichthum an vielen dieser Häuser. Eben so sind auch die Dörfer, die längst an den beyden Ufern des Sees liegen. An keinem Orte habe ich Landvolk angetroffen, dem man den Wohlstand und sogar den Reichthum und Ueberfluß deutlicher angesehen hätte, als diesem. Und dadurch wird die ganze Gegend um Zürich herum, wenigstens auf eine Stunde Weges weit, gegen jede Seite hin, zu einer der herrlichsten, die man sich in der Einbildungskraft vorstellen kann. Um Genf herum ist die Gegend an Gärten und Gebäuden prächtiger; aber diese Gebäude sind da Landsitze reicher Bürger der Stadt. Hier aber ist es der Landmann, der Unterthan der Republik selbst, der so wohnet und in solchem Wohlstande lebt.

Man kann auch dieses Landvolk eigentlich nicht für Bauren halten. Denn ob sie gleich sich etwas mit dem Landbau abgeben, so beschäfftigen sich die meisten überdem noch mit Fabrikarbeiten für die Handlungshäuser der Stadt; andere sind Factoren derselben; noch andere treiben für sich selbst eine Art Handel, indem sie gesponnenes baumwollen Garn im Lande aufkaufen u. s. f. obgleich das eigentliche Fabriciren

ren und Handeln für eigene Rechnung dem Landvolke im Canton Zürich untersagt ist.

Ich will hier überhaupt anmerken, daß in diesem, so wie in den andern aristocratischen Cantonen der Schweiz, das Landvolk, das die Dörfer bewohnt, den Bauernstand ausmacht, der der eigentliche Unterthan des Landesherrn ist, ob er gleich große Freyheiten genießt. Aus diesem Stande kann keiner heraustreten, wie reich er auch mag geworden seyn. Nun haben Freyheit, fruchtbarer Boden, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit manchen Landmann zum reichen Manne gemacht. Da solche Leute sich denn doch weder in der Stadt niederlassen, noch auf dem Lande sogenannte bürgerliche Nahrung treiben können, so bleiben einige bey ihrer ursprünglichen Lebensart, und treiben nichts als den Ackerbau; andere suchen, so weit es ihnen erlaubt ist, etwa einen Handel mit Wein, Korn 2c. anzufangen. Es giebt auch einige, die blos als Capitalisten von den Zinsen ihrer Gelder leben. Verschiedene studieren die Arzneywissenschaft, und werden praktische Aerzte oder Wundärzte auf dem Lande. Die Regierung hat auch einige Ehrenstellen für solche Leute offen gelassen. Einige werden Befehlshaber in der Landmiliz, andere Untervögte und Richter bey den Landvogteygerichten u. s. f. Unter diesem vornehmen Landvolke trifft man oft Leute von feiner Lebensart und guten Kenntnissen an. Ich habe einen gekannt, der eine schöne Bibliothek und eine ansehnliche Sammlung von Kupferstichen hatte, und dessen Lebensart weit über die gieng, die ich in Norden von Deutschland in mehr als einem adelichen Hause gesehen habe.

Indessen schien mir, im Ganzen genommen, doch das Landvolk im Canton Zürich nicht so wohlhabend, als das in dem deutschen Theile des Cantons Bern. Nur was längst dem See wohnet, ist durchgehends wohlhabend, auch sogar reich.

Gegen Abend langte ich in Zürich an; sehr vergnügt, wenigstens noch halb gesund einen Ort erreicht zu haben, wo ich völlig auszuruhen und vielleicht auch merklich gesünder zu werden hoffte.

Vom 5 bis zum 13 Junius. Aufenthalt in Zürich.

Aufenthalt in Zürich.

Ich trat bey meinem alten Freunde, dem Hrn. Director Schultheß ab, von dem ich mit herzlicher und brüderlicher Liebe aufgenommen wurde. Meine durch die Herreise von Meiland aufs neue geschwächte Gesundheit erlaubte mir nicht viel Besuche zu machen. Doch hatte ich täglich das Vergnügen, die Gesellschaft einiger fürtrefflichen Männer, Bodmers, Breitingers, Geßners des berühmten Chorherrn und Professors, Geßners des Dichters, Lavaters, D. Hirzels und anderer zu genießen; und würde hier gesund worden seyn, wenn das innige Vergnügen eines herzlichen und zugleich geistreichen Umganges das Uebel, das mich zu verzehren drohte, zu vermindern vermocht hätte. Es schien aber, daß meine Gesundheit hier eher ab- als zunehme; und dieses erweckte die Begierde in mir, mich sobald als möglich auf das Land zu begeben.

Aufenthalt zu Wülflingen.

Ich reiste den 13 Junius von Zürich nach Wülflingen, einem in einem schönen Thale eine halbe Stunde von Winterthur gelegenen angenehmen Dor=

Dorfe, wo Hr. Joh. Sulzer, ehemaliger Schultheiß der Stadt Winterthur, nachdem er gut gefunden hatte, sich von allen so rühmlich von ihm verwalteten öffentlichen Geschäfften zu entfernen, in einem höchst angenehmen Landsitze die Ruhe des Alters genießet. In diesem Sitz der Ruhe, der Freundschaft und des ländlichen Vergnügens genoß ich den herzlichen Umgang mit meiner Familie, von der ich seit bald vierzig Jahren getrennt bin, einiger noch lebenden Freunde meiner ersten Jugend, und das nicht geringe Vergnügen, die Scenen der Spiele und Ergötzlichkeiten meiner Kindheit wieder zu betreten. Ich hielt mich hier bis auf den 10 des Julius auf, binnen welcher Zeit auch meine Kräfte wieder merklich zunahmen. Wenn ich hier von der bisher befolgten Methode, über die Oerter, wo ich mich eine Zeit lang aufgehalten habe, einige Beobachtungen aufzuzeichnen, abweiche, so geschiehet es darum, weil ich fürchte, ich möchte zu viel oder zu wenig sagen, und denn auch, weil doch das meiste davon ziemlich bekannt ist, ich selbst aber nicht nöthig habe, Dinge, die ich ohnedem nie vergessen werde, zu desto gewisserm Andenken für mich selbst aufzuschreiben.

Doch kann ich mich nicht enthalten, diesem Tagebuche etwas einzuverleiben, das mir wichtig scheint. Dieses betrifft die besonders gute Einrichtung einer in Zürich aufgebauten Korndarre. Korndarren.

Die, denen diese nützliche Erfindung, das frische Getraide zu trocknen, und dadurch vor dem Wurm zu sichern, und lange Zeit ohne fernere Mühe aufzubehalten, bekannt ist, wissen auch, daß der Bau solcher Darren große Schwierigkeiten hat. Durch die

beträchtliche Wärme, die man zum Trocknen des Getraides nöthig hat, werfen sich die Bretter, auf denen das Getraide liegt; sie ziehen sich auch zusammen, so daß man schwerlich den Bau so gut machen kann, daß nicht das auf den schief liegenden Dielen oder Brettern liegende Korn von selbst herunter sinke, ehe es genug getrocknet worden, wodurch denn die ganze Anstalt verdorben wird. Auch geschiehet es gemeiniglich, daß das Getraide einen nicht angenehmen Geruch annimmt, den das warme Holz von sich giebt.

Diesen schweren Mängeln der gewöhnlichen Korndarre ist in Zürich dadurch völlig abgeholfen, daß man anstatt der Bretter, worauf das Korn liegt, große Tafeln von schwarzem Schiefer genommen hat, die durch die stärkste Wärme nicht die geringste Veränderung leiden. Diese fürtreffliche Verbesserung hat also einer sehr nützlichen Erfindung ihre Vollkommenheit gegeben.

Den 10 Julius. Reise von Wülflingen über Schafhausen bis Geißlingen in Schwaben.

Es würde mir erstaunlich schmerzhaft gewesen seyn, meinem Vaterlande und meinen Freunden das letzte Lebewohl zu sagen, wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, unter einem andern Himmel ein zweytes Vaterland, eine Familie und Freunde zu besitzen, die mir eben so nahe am Herzen liegen. Das Verlangen, diese wieder zu sehen, und durch sie ein Vergnügen zu genießen, das mir das, was ich jetzt verlassen mußte, ersetzte, machte mir den Abschied erträglich. Dabey aber war ich mit innigster Dankbarkeit gegen die göttliche Fürsehung durchdrungen, die das Schick-

sal meines Lebens auf eine so gütige Weise gelenkt hat, daß ich nun mein Vaterland und alle Freunde darin ohne schmerzhaften Kummer auf immer verlassen konnte.

Reise über die Thur nach Schafhausen

Von dem Orte meiner heutigen Abreise bis an die Thur, zwey Stunden weit, ist das Land zwar wegen der großen Mannichfaltigkeit schöner Gegenden, da Höhen mit Tiefen, Wiesen und Aecker mit Weinbergen, Fluren mit kleinen Waldungen beständig abwechseln, angenehm, aber etwas rauh. Ueberhaupt wird das Reisen in den ebenen Theilen der Schweiz dadurch ergötzend, daß man sehr oft über Anhöhen oder kleine Berge kommt, von denen auf alle Seiten hin sich weite Aussichten öffnen. Kommt man wieder in die Tiefen, so ändern sich die Aussichten, werden mehr eingeschränkt, und wieder auf eine neue Weise angenehm.

Wenn man über die Thur weg ist, so wird das Land allmählig besser. Man kommt durch große und reiche Dörfer, in denen man wirklich schöne und auf städtische Art eingerichtete Häuser antrifft, die an Orten, die ich nennen könnte, die Wohnhäuser manches Landedelmannes weit übertreffen. Gegen Schafhausen hin sind alle Hügel mit Weinreben bepflanzt, so daß man durch weite Strecken an dem rechten und linken Ufer des Rheins fast nichts als Weinreben sieht. Unten an den Weinreben aber sind insgemein schöne Baumgärten, mit Obstbäumen bepflanzt, angelegt. Von dem Weinbau und Weinhandel hat auch die Stadt Schafhausen ihre meiste Nahrung. Hier aß ich zu Mittag.

...on Schafhausen nach Singen.

Von Schafhausen bis Singen ist die erste Reichspoststation. Das Land ist mittelmäßig, hat wenig Weinbau, doch angenehme und große Dörfer, abwechselnde Höhen und Tiefen, aber auch sehr viel Waldung. Es ist einem, der aus der Lombarden kommt, doch sehr auffallend, wenn er in Deutschland noch so sehr viele dichte und schöne Wälder zu sehen bekommt. Ich vermuthe, daß dieser Anblick jedem in Italien gebornen und erzogenen Menschen überaus befremdend seyn müsse, und wundere mich daher gar nicht, daß Tacitus Deutschland Regionem sylvis horridam genennt hat. Nach meiner Empfindung aber tragen mäßige Waldungen nicht wenig zu der Schönheit und Annehmlichkeit eines Landes bey. Aber darüber wundere ich mich, daß man selbst in dem waldreichen Deutschland so oft über den einreissenden und für die Zukunft noch mehr zu besorgenden Holzmangel klagen hört. Diese Klagen würde ein Welscher nicht ohne Lachen anhören können. Gewiß ist es, daß in Italien ganze Provinzen sich blos mit dem Holze, was in Deutschland, selbst da, wo es schon theuer ist, weggeworfen wird, zur Feuerung behelfen würden. Ich will zum Beweis dessen nur anführen, daß in einer so großen und volkreichen Stadt, als Meiland ist, kein anderes Brennholz zu sehen ist, als Bündel von ganz dünnen Reisern. Wie selten das stärkere Holz sey, kann man daraus abnehmen, daß in jedem Bündel zwey oder drey Stück gespaltenes Holz, etwa einer halben Faust dick, eingebunden werden, um ihm einiges Ansehen zu geben. Wüßte man in Deutschland so wirthschaftlich mit dem Holze umzugehen, daß kein Zweig, der nur so dick ist, als der Kiel

einer

einer Schreibfeder, verloren gienge, so könnten der strengen Winter ungeachtet noch drey Viertel der Wälder ausgeradet werden, ohne daß man Mangel an Holz leiden würde.

Es ist freylich wahr, daß die Wälder meistentheils etwas weit von den Städten entfernt sind, wodurch die Anfuhre des Holzes theuer wird. Aber an gar viel Orten könnte durch gute Straßen, und besonders durch gegrabene Canäle, dieser Unbequemlichkeit abgeholfen werden. Ich weiß gar wohl, daß dieses da, wo das Land unter viel kleine Herren vertheilt ist, nicht angeht. Entweder sind diese kleinen Landesherren nicht reich genug, beträchtliche Summen auf die Verbesserung des Landes zu verwenden, oder ihr Gebiet erstreckt sich nicht weit genug, um schiffbare Canäle mit Vortheil anzulegen. Dieses ist der Vortheil großer Staaten, daß auch große Werke zur allgemeinen Landesverbesserung darin möglich sind. Wäre Deutschland unter drey oder vier Souveraine vertheilt, die so aufmerksam auf innere Landesverbesserungen wären, als es der König in Preußen ist, so würde es in kurzem eine ganz andre Gestalt annehmen. Zwar kann ich diesem Monarchen kein Compliment über die Verbesserung seiner Landstraßen machen, denn sie sind durchgehends sehr schlecht. Aber die Canäle in der Mark Brandenburg sind herrliche Anstalten, da man vermittelst derselben aus jedem Winkel des Landes nicht nur in jeden andern, sondern auch in entferntere Länder und in die Ostsee zu Wasser kommen kann.

Singen liegt neben einem einzeln stehenden ziemlich hohen Berge, auf dessen felsiger Spitze die Bergvestung Hohentwiel gebaut ist. Sie scheinet allerdings

dings unüberwindlich zu seyn. Diese Nacht blieb ich in Geißlingen.

Den 11 Julius. Reise von Geißlingen bis Neuforn.

Von Geißlingen nach Neuforn.

Man kommt noch immer wechselsweise über Höhen und Tiefen, und genießt einer angenehmen Abwechselung der Aussichten. Die Höhen sind meistentheils mit Waldungen besetzt. Um die kleine Stadt Mößkirch habe ich mit Vergnügen fürtreffliche Anstalten zur Obstanpflanzung gesehen. Nicht nur an der Landstraße, sondern auch an den daran stoßenden unbebauten Angern sind überall schöne junge Obstbäume gesetzt, und sie sind mit großem Fleiß für Beschädigung vom Vieh durch umstehende Latten und Dornen verwahret. In dieser Gegend sah ich auch hier und da, doch nur kleine Stückchen Landes mit Ertoffeln bepflanzet. Man merkt aber sowohl in Schwaben als in der Schweiz, daß der Landmann noch keinen rechten Trieb zum Anbau dieses so nützlichen Nahrungsmittels hat. Von Metringen bis Neuforn, ohngefähr eine Meile weit, fährt man über eine weit ausgebreitete Ebene, die aus Aeckern, Wiesen, auch bloßen Riedtern oder niedrigen Angern besteht.

Den 12 Julius. Von Neuforn nach Ulm.

Von Neuforn nach Ulm.

Bey Riedtlingen, welches auf der bemeldten großen Ebene liegt, hat man von der kleinen Anhöhe, an welcher die Landstraße liegt, eine schöne Aussicht über ein sehr weites Wiesenthal, auf dem ich jetzt unzählige Heerden Rindvieh zerstreut sah. Die anstos-

sen-

senden Höhen haben gute Aecker; und in dieser Gegend wird viel Flachs gebaut.

Von der Donau an bis Ehingen geht der Weg über einen breiten Kalkberg, auf dem viel rauhes Land ist. Von Ehingen bis Ulm aber ist er sehr angenehm. Man kommt über Anhöhen, von denen man die Aussicht über die herrlichen Ebenen längst der Donau hat. So weit das Auge nur reichen kann, siehet man längst dieses Flusses die fettesten Wiesen und Aecker mit schönen dazwischen liegenden Dörfern. Man glaubt bey dieser herrlichen Aussicht, die sich auf etliche deutsche Meilen erstreckt, die Fruchtbarkeit des Landes und den Wohlstand des Landmanns zugleich mit der Schönheit zu empfinden. Mir schien es gleichsam von Fett triefend. Und ich glaube, daß wenig Länder in Europa sind, die diesen weiten Ebenen an der Donau den Vorzug der Schönheit und Fruchtbarkeit streitig machen können. In Ulm blieb ich bis auf den Mittag des folgenden Tages.

Hier lernte ich Hrn. Schubart, den Verfasser des Wochenblatts, die Chronik genannt, einen jungen Gelehrten von sehr lebhaftem Geiste, kennen, dessen mir erwiesene ungemeine Gefälligkeit und Dienstfertigkeit ich zu rühmen Ursache habe. Nicht ohne Bewunderung sah ich hier die große Münsterkirche, eines der prächtigsten gothischen Gebäude, das mir mit weit mehr Geschmack, als das berühmte Straßburger Münster angelegt und aufgeführt schien. Die offene Halle vor dem Haupteingange hat wirklich wahre Größe und Pracht: freylich weit von der edlen griechischen Einfalt und den feinen Verhältnissen der griechischen Baukunst entfernt; aber auch nicht so sehr,

wie

wie andere gothische Kirchen, mit Kleinigkeiten der Zierrathen überladen.

Den 13 Julius Nachmittags. Reise von Ulm über Günzberg nach Dillingen.

Von Ulm nach Dillingen.

Von **Ulm** aus gehen zwey Hauptstraßen nach **Nürnberg**: eine über **Nördlingen**, die andere über **Donauwerth**. Ich wählte die letztere, weil ich mich bey den jetzigen häufigen Sommerregen vor den tiefen und etwas morastigen Ebenen um **Nördlingen** scheute. Von **Ulm** bis **Günzberg** ist schönes ebenes Land, wodurch gute Chausseen angelegt sind. Nur Schade, daß sie nicht mit Bäumen besetzt sind. Es ist mir nicht recht begreiflich, warum noch jetzt, da man so durchgehends an Verbesserung und Verschönerung der Ländereyen arbeitet, die Besetzung der Landesstraßen an so vielen Orten noch versäumt wird, da man doch so wichtige Gründe dafür hat. Sie verschönert das Land; und mit Weiden, oder andern zum öftern Köpfen dienlichen Bäumen besetzte Landstraßen würden Holzungen entbehrlich machen. Wo aber das Brennholz im Ueberfluß ist, da könnten Eichen zur Mästung der Schweine, oder Kastanien- Wallnuß- und Obstbäume zu noch vortheilhafterer Nutzung gepflanzt werden. Freylich wäre alsdenn zu wünschen, daß ein Mittel könnte ausgedacht werden, die so angepflanzten Landstraßen vor feindlichen Verwüstungen in Kriegszeiten sicher zu stellen; dies wäre eine sehr schwer zu erhaltende Sache. In dem alten Griechenlande wäre etwas von dieser Art leicht gewesen; man hätte eine so bepflanzte Landesstraße dem besondern Schutze einer Gottheit geweiht, und dieses würde sie beynahe völlig

völlig unverletzlich gemacht haben. Vortheile dieser Art sind das einzige Gute, das der Aberglaube mit sich bringet.

Eine halbe Stunde hinter Günzberg kommt man wieder über die Donau; jenseit derselben geht die Straße durch einen großen niedrig liegenden und daher den Ueberschwemmungen der Donau ausgesetzten Wald. Die Wege durch diesen Wald waren jetzt erstaunlich schlecht. Der Boden ist durchaus leimig, und war jetzt tief aufgeweicht, so daß meine Chaise oft bis an die Achsen einsank. Ich fand jetzt, daß der Postmeister in Günzberg mich nicht ohne guten Grund genöthigt hatte, zwey Pferde mehr zu nehmen, als ich vorher hatte. Ohne dieses wäre ich unfehlbar in diesem Walde stecken geblieben. Man beobachtet doch dieses Umstandes halber hier die Billigkeit, daß man auf der nächsten Post nicht gehalten wird, mit so viel Pferden wieder weiter zu fahren, als man bey der Ankunft gehabt hat.

In gedachtem Walde sind hier und da große freye Plätze, die zu fürtrefflichen Wiesen zurecht gemacht sind, wo eine erstaunliche Menge Heu gewonnen wird. Wenn man aus dem Walde heraus ist, so befindet man sich auf einer fast unabsehbaren, wie mit der Wasserwage abgeebneten Fläche, die größtentheils aus einem unangebauten Anger besteht, weil sie öftern Ueberschwemmungen der Donau ausgesetzt ist. Da aber durch einen sehr weiten Strich das Land aus fettem Leimboden besteht, so könnten durch Dämme diese Ueberschwemmungen gehindert werden. Alsdenn wäre da ein herrliches Land, das jetzt nur schlecht genutzt wird, gewonnen, auf dem viele Dörfer könnten angelegt werden. Ich halte es nicht mit den

strengen Oekonomisten, die jedes Land so vollgestopft von Menschen haben möchten, daß sie nicht anders als durch die strengste und mühsamste Arbeitsamkeit leben könnten. Mich dünkt, daß zum guten und wünschenswerthen Leben, und ein anderes sollte man keinem Menschen zu geben wünschen, ein geringer Grad des Ueberflusses gehöre, damit man bisweilen einen Tag zum Vergnügen anwenden, oder an einem das verzehren könne, was sonst zweyen bestimmt wäre, ohne sich dadurch der unangenehmen Folge auszusetzen, hernach so viele Tage, als man auf beschriebene Weise gelebt hat, zu hungern. Ich billige nicht einmal die zu stoische Art des Philosophen Kleinjogg, der seiner Familie an keinem Feyertage etwas zu gute thut. Aber denn fehlet mir doch etwas, wenn ich schöne Striche Landes, oder doch solche, die gut werden könnten, vernachläßigt sehe. Ich denke immer dabey: hier könnten von so viel tausend Jünglingen und Mädchen, die gerne heiratheten, wenn sie nur für sich und ihre künftige Familie zu leben hätten — hier könnten so viele Paare noch ganz gemächlich leben; dann jammert es mich, so viel Menschen nach einem nothdürftigen Eigenthume schmachten zu sehen, wenn ich weiß, daß durch bessere Anstalten jeder ein solches haben könnte.

Gegen Dillingen hin wird dieses ebene Land etwas höher und sandig; daher es auch angebaut ist. Ich kam spät und bey schon völlig eingetretener Nacht in Dillingen an.

Den 14 Julius. Reise von Dillingen über Donawerth nach Roth.

Von Dillingen nach Roth.

Von Dillingen bis Donawerth hat man die Donau, bald mehr bald weniger entfernt, rechter Hand

des Weges. Dieser Fluß fließet hier durch eine schöne und sehr fruchtbare Ebene weg, deren fettes Erdreich er ohne Zweifel selbst hier angelegt hat. Es läßt sich bey einiger Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit des Landes wohl bemerken, daß die Donau selbst durch oft wiederholtes Austreten, bey welchem sie allemal einen Bodensatz zurückgelassen, diesen Strich Landes an ihren beyden Ufern allmählig erhöhet hat.

Das Landvolk scheinet hier in gutem Wohlstande zu leben, ist munter und wohlgekleidet. Die Landstraßen sind gut, aber schlecht mit Bäumen besetzt, und die wenigen angepflanzten Obstbäume sind hier schlecht. Bey Hochstätt überfiel mich ein schreckhafter Schauder, als mir, da ich die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes überdachte, plötzlich die erstaunliche Scene der Verwüstung einfiel, da Anfangs dieses Jahrhunderts ein mächtiges französisches Heer hier die so berühmte Niederlage erlitten. Der Contrast ist in vielen Dingen angenehm; dieser aber, da ich Wohlstand, Annehmlichkeiten des Landes und Frölichkeit der Einwohner, dann wütendes Morden, Elend von aller Art, Verwüstung und Jammer, mir neben einander vorzustellen hatte, war mir unerträglich, und ich suchte ihn durch andere Betrachtungen zu vergessen.

Nicht weit hinter Donawerth fuhr ich vor einem Dorfe längst einer kleinen Erhöhung des aus vielen Steinen und Erde vermischten Erdreichs hin, wo ich dichte neben der Straße auf einem Wege von 150 bis 200 Schritten eine Menge von schönen Wasserquellen, deren Zahl gewiß über 30 stieg, antraf.

Man kann sich hieraus eine Vorstellung von dem Ursprunge vieler Brunnenquellen machen. Das Wasser, das vom Regen und Schnee auf das Land fällt, dringt durch das von so vielen Feldsteinen lockere Erdreich herein, findet in einer gewissen Tiefe fetten Letten, der kein Wasser durchläßt; sammelt sich da und suchet durch den natürlichen Druck an den niedrigsten Orten einen Ausgang; und so entsteht eine Quelle.

Nun fangen zwischen Donawerth und Manheim die Wege an rauh zu werden. Man kommt allmählig auf das weitläuftige, aber nicht hohe Gebürge, das Schwaben von Franken scheidet. Die Landstraße ist zwar hier mit viel Arbeit gemacht, und wird mit der Zeit sehr gut werden; aber gegenwärtig ist sie wegen der scharfen und spitzigen Steine, woraus die Chausseen bestehen, und die nicht mit grobem Sand, wie sonst geschiehet, überfahren sind, für die Pferde verderblich, und auch für die Chaisen holpericht. Auf diesen Gebürgen ist viel Waldung, und das Land ist rauh.

Von Diethfurth bis Kleinfelde ist schönes und fruchtbares, wiewohl unebenes Land. Nachher wird es gegen das Anspachische immer etwas geringer und sandig; mit dem Sandboden stellen sich auch die Fichtenwälder ein, die diesen Boden vorzüglich lieben. Abends um 7 Uhr kam ich in Roth an, wo ich die Nacht über blieb.

Den 15 Julius. Reise von Roth über Nürnberg und Erlangen nach Altendorf.

Von Roth nach Altendorf.

Zwischen Roth und Nürnberg ist der Boden meist sandig; daher viele Fichtenwälder auf diesem Striche liegen. Hier traf ich von dieser Seite her die er-

ersten Tabakspflanzungen an. Es wird ziemlich augenscheinlich, daß das Volk in Franken im Feldbau sowohl als im Fabrikwesen mehr Neues versuchet, und überhaupt sich in mannichfaltigere Unternehmungen einläßt, als die Schwaben, welche mehr auf dem von alten Zeiten her gebahnten Wege fortgehen. Vermuthlich hat die ehemalige sehr ausgebreitete Handlung der Stadt Nürnberg diesen Geist des immer auf neue Weise wirksamen Fleisses in dem Lande ausgebreitet. Dessen ungeachtet scheinet überhaupt doch in Schwaben durchgehends mehr Wohlstand zu herrschen als in Franken.

Ich fand auf diesem Wege einige Leute beschäfftiget, das bey weitem noch nicht reife Getraide, da es sich kaum zu entfärben angefangen hatte, abzuschneiden. Auf Befragen, warum sie die reife Erndte nicht abwarteten, sagten sie mir ganz gelassen, sie müßten es unreif nehmen, wenn sie es nicht gänzlich vom Wild abgefressen und verwüstet sehen wollten. Nicht weit davon fuhr ich neben Aeckern vorbey, die mit Ertoffeln angepflanzt waren, die mir ein eben so trauriges Nachdenken verursachten. Auf dem ganzen Felde waren wenig Schritte auseinander kleine Stöcke in die Erde gesteckt, und von jedem auf die nächst um ihn stehenden Faden gezogen, an denen dünne hölzerne Schindeln, Stücken zerbrochener Glasscheiben, Papiere und Lappen überall angehängt waren, um das Wild von diesen Aeckern zu verscheuchen. Ein trauriger Beweis einer barbarischen Geringschätzung des Landmannes, der vielleicht jeden Thaler, den der Landesherr vom Verkauf, oder für seinen Verbrauch des Wildprets ziehet, mit zehen Thaler Schaden an

seinem Getraide, und an verlorner Arbeit bezahlen muß. Denn für den Zeitvertreib der Jagd könnten Wildgärten eingehegt werden.

Den Mittag blieb ich in Nürnberg. Weil mir diese berühmte Stadt aus andern vorhergehenden Reisen schon bekannt war, so hielt ich mich jetzt nur so lange auf, als nöthig war, das Mittagessen zu genießen. Von da aus geht der Weg völlig eben meist durch Waldung nach Erlangen, wo ich ebenfalls schon ehedem mich hinlänglich umgesehen hatte.

Von Erlangen aus fangen die Wege an schlecht zu werden. Man fährt eine lange Strecke über niedrige Wiesen, auf denen die Wege bey Regenwetter sehr schlimm werden. Die Landstraße geht durch Forchheim, eine Festung, wie sie alle seyn sollten. Der befestigte Ort ist mehr ein Dorf, als eine Stadt, so daß eine Belagerung keine große Verwüstung an Gebäuden oder Kostbarkeiten verursachen könnte. Hinter Forchheim wird der Weg so äußerst schlecht, daß man es ohne Aergerniß nicht ansehen kann. Der Boden ist morastig; und ungeachtet eine Menge Frachtwagen, mit Kaufmannsgütern beladen, diesen Weg nehmen müssen, so ist doch nicht die geringste Anstalt zu ihrem Fortkommen gemacht. Man versicherte mich, und der Augenschein der überall tief ausgefahrnen Geleise zeigte mir, daß oft 16 und mehr Pferde einen solchen Frachtwagen durch diese Wege doch nicht fortbringen würden, wenn man nicht alle Augenblicke mit eisernen Winden die Wagen aus den Löchern herausheben würde. Man kann ohne Kränkung und Aergerniß nicht daran denken, was für Marter Menschen und Vieh auf solchen Wegen auszustehen

hen haben. Und doch wäre es hier gar wohl möglich, gute Dämme anzulegen, da es der Gegend nicht an Steinen fehlt.

Angenehmer war es mir, den Fleiß des hiesigen Landvolks daraus zu erkennen, daß hier ganze Felder mit jungen Obstbäumen besetzt sind. Das hiesige Landvolk treibet einen beträchtlichen Handel mit Obstbäumen, davon jährlich viele tausende in die nördlichen Länder von Deutschland verfahren werden.

Die Nacht blieb ich in Altendorf, der schlechtesten Herberge, die ich auf dieser ganzen Reise im Hin- und Hergehen gehabt habe. Ich hatte es schon in vorhergehenden Reisen durch dieses Land bemerkt, daß diese Gegend durch Unordnung und Unreinlichkeit in den Wohnungen des Landmanns sich besonders auszeichne.

Den 16 Julius. Reise von Altendorf über Bamberg nach Cronach.

Von Altendorf nach Cronach.

Das Land um Bamberg gehört unter die besten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands: dennoch scheinet das Landvolk in geringem Wohlstande zu leben; alles hat durchgehends ein ärmliches Ansehen. Außer den starken Abgaben, womit der Landmann hier beladen ist, muß er noch eine große Menge müssiger Geistlichen unterhalten, und bey dem reichen Ertrag seiner Aecker sich selbst sehr kümmerlich behelfen, weil die, deren Herrschaft er unterworfen ist, gar zu viel davon für sich fodern. So ist der arme Landmann überall elend. In großen Monarchien muß er von dem, was er mit saurer Arbeit gewinnt, erst das Kriegsheer, in kleinern aber eine Schaar müßiger Hof-

Hofleute oder noch müßigerer Geistlichen unterhalten; und nur was diese übrig lassen, kann er für sich nutzen. Ein gewisser Mann in dieser Gegend, mit dem ich mich hierüber in Unterredung eingelassen hatte, schrieb die Armuth des Landmanns der üppigen Lebensart der reichen Geistlichen zu, denen, wie er sagte, weder für ihre Nahrung, noch für ihre Kleidung und Geräthschaft nichts im Lande gut genug wäre, daher das Geld aus dem Lande gienge. Aber ich überzeugte ihn, daß das Uebel gar nicht von dem Ausgehen des baaren Geldes, sondern lediglich von der zu grossen Anzahl der müßigen Menschen im Lande herkomme. Bey denselben Abgaben, sagte ich, würde der Landmann gleich elend bleiben, wenn auch kein Kreuzer aus dem Lande gienge. Die schweren Steuern, sagte ich, welche jetzt den Landmann drücken, würden ihn eben so drücken, wenn auch alles Geld im Lande verzehrt würde. Denn um es zu verzehren, müßten doch die Reichen, in deren Händen es sich befindet, eine Menge Menschen entweder zu ihrer Aufwartung, oder zu Verfertigung entbehrlicher und nur zur Ueppigkeit dienender Dinge, um sich haben, deren Unterhalt doch immer dem Landmanne zur Last fiele. Der ganze Unterschied würde blos darin bestehen, daß der Landmann den größten Theil seiner jährlich gewonnenen Landesgüter, die er jetzt an Fremde verkauft, alsdenn an Einheimische verkaufen würde, um das zu seinen Abgaben nöthige Geld dafür zu erhalten. Aber sowohl in dem einen, als in dem andern Falle bleibet er gleich elend, da er das Seinige zum Unterhalte anderer hergeben muß. Man setze, that ich hinzu, daß alle Domherren und andere reiche Geistliche, die jetzt

das

das Geld für fremde Weine und andre entbehrliche Dinge aus dem Lande schicken, aus dem Lande verbannt würden, daß aber für jeden Verbannten 12 oder 15 Bettelmönche ins Land kämen, die sich mit dem, was sie im Lande haben können, behülfen, so würde doch die Last des Landmanns dieselbe bleiben, indem es ihm gleich viel ist, ob das, was man ihm abdringt, ein Bettler oder ein Goldsticker bekomme.

Bamberg hat weitläuftige Vorstädte, darin meistens Gärtner wohnen. Diese ziehen nicht blos die gewöhnlichen Küchengewächse für die Stadt und für die umliegende Landschaft, sondern eine Menge Süßholz, Anis, Fenchel und dergleichen Dinge, die in beträchtlicher Menge aus dem Lande verführt werden.

Die gewöhnliche Landstraße aus Bamberg nach Sachsen geht über Coburg, und von da über das Gebürge nach Saalfeld. Sie ist aber wegen der hohen und steilen Berge sehr beschwerlich. Seit kurzem ist auch eine Poststraße von Bamberg über Cronach nach dem Vogtlande angelegt, und diese wählte ich jetzt, weil man mir gesagt hatte, daß sie weniger beschwerlich sey. In der That fand ich sie viel bequemer und eben nicht länger als jene. Doch hat man die Unbequemlichkeit dabey, daß man auf den Posten nicht so gut, als auf jener Straße bedient wird; weil hier, da diese Straße noch nicht genug bereiset wird, die Posthalter nur wenig Pferde haben, die sie noch dazu zu ihrer Landwirthschaft mit brauchen. Und dadurch geschieht es, daß man entweder oft lange aufgehalten wird, oder müde Pferde muß vorspannen lassen, welches mir mehr als einmal begegnet ist.

Von Bamberg aus geht der Weg über Staffelstein, und bis dahin ist eine schöne Chaussee angelegt. Weiter hin hat man auch eine neu angelegte Straße an dem linken Ufer des Mayns; aber ich befürchte, daß sie nicht von Dauer sey, weil dieser Fluß hier, wenn er anläuft, sehr ungestüm an seinen Ufern naget, um sie zu untergraben. Sie sind deswegen hier und da durch starke Mauern befestiget, die aber schwerlich fest genug seyn werden, dem Einreissen des Stroms lange zu widerstehen.

An einem Orte waren die Ufer zu steil, um die Straße dicht an dem Flusse fortzuführen. Da geht sie über einen Berg weg, der mit herrlichen Tannenwäldern bedeckt ist, aus denen viel großes Holz zum Schiffbau und zu Masten gehauen, und den Mayn herunter geführt wird. Die Straße über diesen Berg ist sehr gut angelegt, und mir machte es Vergnügen, zu beyden Seiten der Straße dunkele Tannenwälder, und darin so viel Bäume von herrlichem Wachsthum zu sehen. Was damals die Schönheit dieses Waldes vermehrte, waren überall unter dem großen Holz zerstreute Gesträuche von Holunder mit rothen Früchten, die dem dunkeln Grün eine sehr angenehme Abwechselung geben. Bald, wenn man über diesen Berg weg ist, kommt man nach dem Dorfe Zedlitz, wo eine Poststation ist.

Von Zedlitz aus fährt man erst über einen Strich schöner und fruchtbarer Felder, worauf man an den Mayn kommt, durch den man fahren kan. Nachher nähert man sich dem weitläuftigen und ziemlich hohen Gebürge, das Sachsen von Franken, und überhaupt Oberdeutschland von Niederdeutschland scheidet.

Wenn

Wenn man an die Berge herangekommen ist, so geht die Straße nach Cronach durch ein Thal in das Gebürge hinein. Da die umliegenden Berge schöne Wälder haben, durch dieses Thal aber ein Strom läuft, der sich in den Mayn ergießt, so wird hier eine erstaunliche Menge Holz, das vornehmste Gut dieser schon ziemlich rauhen Berggegend, gefällt, und theils in ganzen Stämmen, theils in Bretter geschnitten, oder zum Behuf des Weinbaues in Stöcke gespalten, den Strom herunter in den Mayn geflößt. Nahe bey Cronach fand ich sehr viel Menschen blos damit beschäfftigt, daß sie mit Stangen, an denen doppelte eiserne Haken sind, dem Floßholze forthalfen. Bey Cronach selbst war eine erstaunlich große Niederlage von Bäumen, Brettern und Stöcken zu Weinreben. An dem Strome sind viel Schneidemühlen angelegt, die Bäume in Bretter, Latten und anderes Nutzholz zu schneiden. Alles dieses Holz geht den Mayn herunter; und in Hanau ist die zweyte grosse Niederlage davon. Dieser Handel ist sehr beträchtlich, und beschäfftigt den größten Theil der Einwohner dieses Thales.

Den 17 Julius. Reise von Cronach über das Gebürge nach Schlaiz.

Die erste Post von Cronach auf Steinwiesen fährt man durch ein anderes enges Thal immer tiefer in die Gebürge hinein. Die zu beyden Seiten stehenden Berge haben noch etwas Ackerland, größtentheils aber Holzung; und sie fallen wegen der beständig abwechselnden Gestalt der Hügel angenehm in die Augen. Das Thal selbst hat schöne Wiesen und

Von Cronach nach Schlaiz.

Aecker;

Aecker; mitten durch aber fließt ein seichter Bach. Ueberall findet man durch das ganze Thal hin eine Menge Floßholz. Um dieses durch einen so seichten Bach fortzubringen, sind viele Schleissen angelegt, vermittelst welcher der Bach aufgehalten wird, daß er anschwellet. So kann man, so oft man will, zwischen zwey Schleissen Wasser genug bekommen, um das Holz weiter zu flößen. Diese nützlichen Anstalten sind sehr wohl ausgedacht, und daher für den Reisenden ein angenehmer Gegenstand.

Steinwiesen ist ein großes Dorf mitten in diesem Thale, welches hier nicht viel anders, als das breite und meist seichte Bett des Baches ist. Von hier aus zieht es sich immer enger noch eine halbe Stunde weit zwischen die Berge hinein. Und hier wird der Bach in verschiedene Canäle mit Schleissen geleitet, an denen viele Schneidemühlen angelegt sind. Man siehet hier eine erstaunliche Menge Holz und Bretter liegen, so daß das ganze Thal damit belegt ist. Alle Einwohner dieser Gegend beschäfftigen sich fast allein mit diesem lebhaften Holzgewerbe: einige mit Fällung und Herbeyschaffung in das Thal; andere mit Spalten und Sägen, und noch andere mit Flössung nach Cronach hin. Dieses giebt einem sonst so einsamen und wilden, tief in den Bergen liegenden Thale ein ungemeines Leben. Für den Reisenden ist es höchst ergötzend, diese schöne Probe des menschlichen Fleisses zu sehen, wodurch, vermittelst kluger Anstalten das wenige hier durchfließende Wasser weislich zu nutzen, eine sonst verlassene, wilde, nichts als holztragende Gegend gleichsam zu einem reichen Marktplatze gemacht worden.

Eine halbe Stunde hinter Steinwiesen wird das Thal sehr enge, und verliert sich allmählig in eine Kluft. Hier verläßt man es und muß nunmehr gerade auf die Berge heranfahren, um aus Franken nach dem Vogtlande herüber zu kommen. Die Straße den Berg hinan ist noch ziemlich bequem, und nur an ein paar Orten auf eine kurze Strecke etwas steil.

Wenn man ganz auf das Gebürge heraufgekommen ist, so hat man noch durch einen ziemlich langen Strich auf demselben bald über Anhöhen, bald durch etwas vertiefte Gründe zu fahren. Dieser Strich ist etwas langweilig, weil man weit um sich nichts als Berg und Thal sieht: viel leere und kahle, oder aus ziemlich rauhen Aeckern und Angern bestehende Gegenden; aber auch andere mit fürtrefflichen Holzungen besetzt. Unter solcher Abwechselung der Aussichten kommt man allmählig über dieses breite Gebürge immer weiter in das Vogtland hinein, davon ein großer Theil ein hohes bergiges Land ist. Die Dörfer, durch welche man kommt, haben hier ein fremdes Ansehen. Die Häuser sind nicht nur überall mit Schindeln gedeckt, sondern auch vielfältig an den Seiten damit bekleidet. Man siehet hier deutlich, wie einerley Umstände bey den Menschen auch einerley Veranstaltungen hervorbringen; denn die Bauart dieser auf dem Gebürge liegenden Dörfer ist eben dieselbe, die man auch auf dem Harzgebürge siehet. Ubrigens wird das Land immer besser und fruchtbarer, so wie man sich den Ebenen nähert. Lobstein ist die erste Post im Vogtland; von da kommt man nach Schlaiz,

die zweyte Poststation, wo ich bey schon völlig eingefallener Dunkelheit der Nacht ankam.

Den 18 Julius. Reise von Schlaiz über Gera nach Zeiz.

Von Schlaiz nach Zeiz.

Gera ist der Hauptort in dem Vögtlande, und eine volkreiche durch Handlung und Fabriken nahrhafte und angenehme Stadt. Die umliegende Gegend ist fürtrefflich, und den Wohlstand der Einwohner schließt man bey Annäherung gegen die Stadt aus einigen schönen Landhäusern und Gärten, die man an der Straße siehet. Das Schloß, worauf der hier regierende Landesherr, ein Graf Reuß, wohnet, liegt eine kleine halbe Stunde seitwärts der Stadt auf einer sehr angenehmen Höhe, und scheinet von weitem ein schönes und großes Gebäude.

Man hat auf dieser Straße von der Höhe, über die man fährt, eine weite Aussicht auf einen Theil der chursächsischen Länder hinein, die sich von weitem als eine fürtreffliche etwas unebene Pläne zeigen. Dieser Strich von Sachsen hat in der That einen sehr fruchtbaren Boden, wenig Holzung, schöne und große Dörfer, um welche man eine Menge trefflicher Obstbäume siehet. Diese Nacht blieb ich in Zeiz.

Den 19 Julius hatte ich nur noch eine halbe Tagereise nach Leipzig. Man kommt über viele schöne und fruchtbare Felder; aber gegen Leipzig hin wird der Boden etwas sandig. Ich langte in der Mittagsstunde hier an; und hier will ich das Tagebuch meiner Rückreise endigen.
